Kartei Nr. 77 Inhalt - Buntes Allerlei, Sagen, Geschichten

Kiste 230 Bundesoffleolci

Bauern-Rezepte 82

Mappe Windmühlen - Erntezeit

" Moorgeschichte - Fauna

" Das Herdfeuer - Alte Feuerstelle

" Alte Öfen und Ofenplatten

" Pferdeköpfe an Niedersachsenhäusern

" Das Haus - historische Bauten

" Spinnstuben - alte Gebräuche, Volkslieder

" Wassermühlen

" Bauernregeln - Wettervorhersagen

" Volkslieder

" Hexen, Aberglauben, Bestrafungen

" Geschichten und Sagen auch aus Rieberg

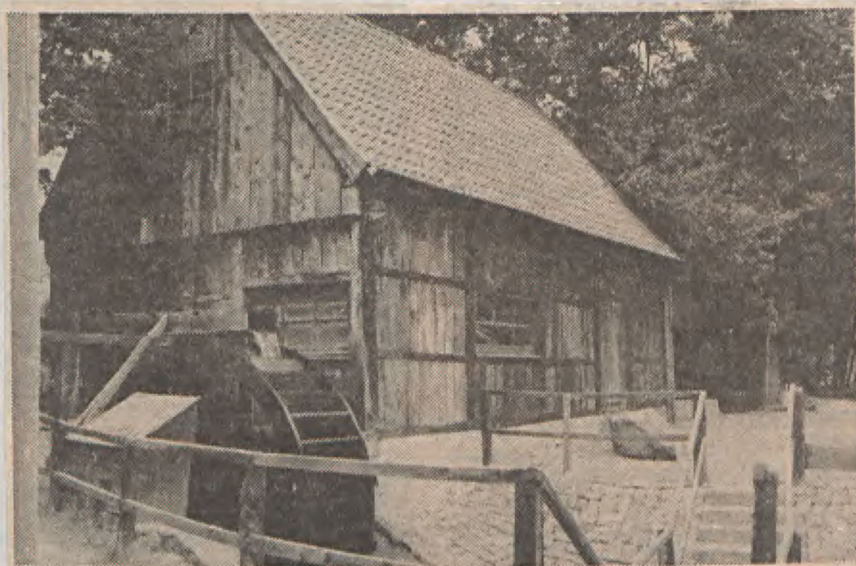
" Kinderspiele

770002



Um die Jahrhundertwende herum stand an der Bahnhofstraße/Ecke Windmühlenstraße in Stadthagen die Mühle Lindenberg. Heute steht die Windmühle in Wölpinghausen und dient als Gaststätte. Foto: GA-Archiv

770003



Alte Mühle in Uelsen Foto: Fennemann

770004

Im Museumsdorf Cloppenburg ist die alte Esserner Bockwindmühle



ein bedeutsames Zeugnis der Vergangenheit und zugleich das einzige, das aus dem Kreise Nienburg stammt.

Als sich im 18. Jahrhundert im Weser-Ems-Gebiet und an der Nordseeküste die holländische Art der Kappenwindmühle als modernste Mahlmühle bereits durchgesetzt hatte, wurde im – von Holland aus gesehen – weit entfernt liegenden Kurfürstentum Hannover immer noch die altertümliche Form der Bockwindmühle gebaut, und zwar bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Ein klassisches Beispiel einer Bockwind- oder Ständermühle ist die Mühle aus Essern, die nach Angabe der Inschrift am Hausbaum (Ständer) vermutlich im Jahre 1638 errichtet wurde und damit eine der ältesten Windmühlen Niedersachsens überhaupt darstellt.

Archivalische Angaben sprechen allerdings von einer Esserner Bockwindmühle schon im Jahre 1598. Zuletzt – ehe sie ins Museumsdorf wanderte – war sie im Besitz der Müllerfamilie Fullriede.

Ursprünglich stand diese Mühle einige Kilometer außerhalb der Ortschaft Essern in der Esserner Heide. Dort war sie vom Amtmann Johann Anton Schröder zu Diepenau erbaut worden, um dann zu mahlen, wenn die Diepenauer Amts-Wassermühle unter Wassermangel litt. Im Jahre 1749 mußten an dieser Mühle auf Anordnung der Behörde bauliche Veränderungen vorgenommen werden: Da das Gelände in der Esserner Heide Gemeinbesitz war und die Anlieger dort, somit auch um die Mühle herum, Hüterecht besaßen, mußten die fast bis zum Boden reichenden Flügel verkürzt werden, um die „Schafe nicht totzuschlagen". Erst 1870 wurde diese Windmühle in den Ort Essern versetzt und von dieser Stelle aus 1966 in das Freilichtmuseum überführt, wo sie dann – ein drittes Mal gerichtet – betriebsfertig wieder erstellt wurde.

Nach 1870 hatte man zum Schutz gegen die Witterung das hölzerne Bockgestell mit einem achtkantigen Häuschen umgeben und den Mahlkasten beiderseits durch angehängte Kästen beachtlich erweitert. Auch wurde im 20. Jahrhundert ein zweiter Feinmehl-Mahlgang eingebaut. Diese späteren Zutaten wurden wieder zurückgenommen, so daß das mächtige Flügelkreuz nur wieder wie einst einen einzigen, aber äußerst großen und schweren Schrotgang zu drehen braucht. Foto: Krause

770005



Die malerische Bockwindmühle, die seit einigen Wochen das Prunkstück des Mühlenmuseums in Suhlendorf im Landkreis Uelzen ist, wurde im Jahre 1810 in Alvesse in Landkreis Braunschweig errichtet. Bis 1944 tat sie, die somit 166 Jahre zählt und Auguste heißt, treu ihren Dienst. Dann schlug der Blitz ein, und ihre Flügel drehten sich nicht mehr. Jetzt kaufte Horst Wrobel, der Schöpfer und Besitzer des Mühlenmuseums die Mühle, brachte sie, sorgfältig in ihre Einzelheiten zerlegt, nach Suhlendorf und gab ihr dort, aufgebaut, eine neue Heimat. Es war ein kostspieliges Beginnen, macht aber das Mühlenmuseum noch attraktiver mit der Mühlenveteranin Auguste als es schon sowieso ist, zumal bis dahin in Suhlendorf nur Modelle von Mühlen zu sehen waren — allerdings originalgetreue Miniaturausgaben von teilweise berühmten Vorbildern aus aller Welt — von der historischen Mühle zu Sanscoussi, die an den streitbaren Müller und seinen Kontrahenten, Friedrich II, den man den Großen nannte, erinnert bis hin zu einer eigentümlich anmutenden Windmühle aus Persien. Das Mühlenmuseum ist auch im Winter, außer montags, täglich geöffnet.

770006



Die Husumer Mühle

nach der modernen Renovierung um 1975

aus Archiv Hübner

770007

Die Bockwindmühle gilt als norddeutsche Erfindung

Als widerstandfähiger gegen die Stürme der Zeit erwiesen sich jedoch die Holländerwindmühlen

Nur noch selten findet man heutzutage eine Windmühle, die sich im vollen Glanz, d. h., im Schmuck ihrer charakteristischen Flügel präsentiert. Bis vor kurzem schien es so, als würde nur die Bockwindmühle von Essern die Zeiten überdauern – wenn auch nicht im Landkreis Nienburg, sondern im Museumsdorf Cloppenburg. Vor gar nicht langer Zeit allerdings wandelte auch die Holländerwindmühle in Husum grundlegend ihr Gesicht. Durch lobenswerte Privatinitiative zeigt sie sich in einem zuvor nicht mehr für möglich gehaltenen Zustand – als Schmuckstück der Landschaft.

Die Windmühlen ergänzten den „Bestand" von Wassermühlen, die zwangsläufig standortgebunden und vor allem auf ausreichende Wassermengen angewiesen waren. Den Anfang dürfte die Bockwindmühle gemacht haben. Sie ist vermutlich eine norddeutsche Erfindung und hat ihren Namen von dem Gestell, auf dem sie ruht und das als Bock oder Gründer bezeichnet wird. Auf einem Fundament liegt das Grundkreuz aus Eichenbalken von gut einem halben Meter Stärke. Auf dem Mittelpunkt des Kreuzes befindet sich der senkrecht stehende „Hausbaum". Er reicht bis zum Boden des Obergeschosses.

Im Dach der Bockwindmühle liegt die etwas schräg geneigte Flügelwelle, an deren „Bruststück" die Flügel befestigt sind. Als Lager dienen von altersher die sogenannten Katzensteine, die aus ölhaltigem Schiefer bestehen. Im Inneren befindet sich an der Welle ein Kammrad, dessen hölzerne Zapfen in ein weiteres, horizontal liegendes Kammrad greifen, das oben an der senkrechten Achse, dem „König", sitzt. Meist hat der „König" am unteren Ende wiederum ein Kammrad, mit dessen Hilfe Mahl- und Schrotgang in Tätigkeit gesetzt werden.

Auf der Rückseite der Bockwindmühle ragt unten ein bis fast zur Erde reichender, meist etwas gekrümmter Balken heraus, der sogenannte Steert, mit dem die Mühle „in den Wind gedreht" wird. Bockwindmühlen sind zweigeschossig. Im oberen Geschoß befindet sich der Antrieb mit Mahl- und Schrotgang; im unteren die Absackvorrichtung für das Mahlgut.

Im Grundprinzip besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen Bockwindmühlen und Holländerwindmühlen. Letztere ist nicht als Ganzes drehbar, sondern nur deren Haube, die die Flügelwelle mit dem Kammrad enthält. Die Haube ruht auf einem Zahnkranz. Die ältere Form hatte eine Vorrichtung, die einem auf die Spitze gestellten Dreieck glich, das bis zum Erdboden (bei Erdholländern) oder bis zur Gallerie (bei Gallerieholländern) reichte. Mit Hilfe dieser, ebenfalls „Steert" genannten Vorrichtung wurde die Haube und damit das Flügelkreuz in den Wind gedreht.

Später versah man die Mühlenhaube mit einer „Windrose", die rechtwinklig zur Flügelstellung steht. Es gab sogar Mühlen mit zwei „Windrosen". Holländermühlen hatten als größten Vorzug gegenüber Bockwindmühlen viel mehr Raum, zumal sie nicht selten über drei und mehr Geschosse verfügten. Darüber hinaus dürfte auch die massive Bauweise der Holländermühlen wegen der größeren Wetterbeständigkeit eine wesentliche Rolle gespielt haben.



„Es steht ein goldnes Garbenfeld, das geht bis an den Rand der Welt.

„Mahle, Mühle, mahle!"



Das alte Lied gerät in Vergessenheit. Es stehn nicht mehr „viel Mühlen am Himmelsrand", wie es in der zweiten Strophe heißt. Die Technik moderner Kornmühlen hat die windgetriebenen Vorfahren ersetzt. Großmühlen liefern zudem eine gleichbleibende Qualität, worauf Bäcker heutzutage großen Wert legen, da ihre weitgehend automatisierten Betriebe auf Veränderungen in der Mehlqualität allergisch reagieren.

Windmühlen am Nordseestrand

Wolfgang Poeplau

In Norddeutschland, der traditionellen Heimat der großen Windmühlen, verschwanden von ehedem rund 10000 Mühlen mehr als 95 Prozent von der Bildfläche oder verkamen zu Ruinen. In Schleswig-Holstein und Hamburg zählt man heute noch rund 80 gegenüber 1200 vor 100 Jahren. Von den 22 Mühlen auf Fehmarn blieb nur eine. Der Grund für das Verschwinden der Mühlen war nicht allein die Elektrifizierung und die damit verbundene Einführung von elektrischen Schrotmühlen auf den Bauernhöfen. Es kam das Desinteresse am Beruf des Müllers (ein Müller kennt kei-

770010



„Es hält die Nacht den Sturm im Schoß, und morgen geht die Arbeit los. Mahle, Mühle, mahle."

Gewitterböen ziehen über das abgeerntete Feld, mal hierhin, mal dorthin. Eine sinnige Erfindung sorgt dafür, daß die Mühlenflügel den Wind immer von vorne bekommen: Bläst er aus der „falschen" Richtung, treibt er eine Windrose an, die über ein Zahnradgetriebe die Dachkappe „richtig" stellt.

Es gibt wohl keinen traurigeren Anblick als den einer verfallenen Windmühle. Das war schon immer so. Zerstörte oder stillstehende Mühlen waren Sinnbild für Hungersnot oder Kriegszeiten. Die auf alten Schlachtgemälden und Stichen dargestellten Windmühlen haben diesen zeichenhaften Charakter. Wenn sich die Flügel der Mühlen im Herbst nicht drehten, standen schlimme Tage ins Haus. Da gab es keine Weizeneinfuhren aus dem Ausland und keine Versicherung gegen Ernteschäden. Eine Mißernte bedeutete Hungersnot, und wenn gar das Saatgetreide angetastet wurde, weil man nichts anderes mehr hatte, war auch die nächste Ernte in Frage gestellt.

Dichter und Literaten nahmen sich immer wieder der Mühlen an. Sie erscheinen in zahlreichen Gedichten, Romanen und Balladen, wie etwa in Eduard Mörikes „Feuerreiter". Theodor Storms Jugendparadies war die Mühle seiner Großeltern in Elsdorf-Westermühlen, der Quickborn-Dichter Klaus Groth kam aus einem Müllerhaus. Auch ranken sich zahlreiche Sprichworte und Sagen um die Windmühlen. Sie

„Es kommt ein dunkles Abendrot, viel arme Leute schrein nach Brot. Mahle, Mühle, mahle!“

Große Holzzahnräder übertragen die Windkraft auf die Scheibenmühle. Von einem kleinen Podest (oben) aus füllt man das Getreide ein, das zwischen der feststehenden Scheibe und der sich drehenden Scheibe zermahlen wird.



nen Achtstundentag) sowie eine Umstellung der Landwirtschaft in Norddeutschland von Getreideanbau auf Weidewirtschaft hinzu. Außerdem sind Mühlen eine teure Angelegenheit. Sie wollen gepflegt und gehegt werden, verlangen Sachverstand und Handwerkskönnen, sind Wind und Wetter ausgesetzt und werden nicht selten Opfer eines Blitzschlages. Allein die Feuerversicherung verschlingt einen beachtlichen Teil der Unterhaltskosten.

Auch die traditionelle Herstellung von Futterschrot ist kein Geschäft mehr für die Mühlenbesitzer. Fertigfutterfabriken können billiger liefern. Einen kleinen Lichtblick hat lediglich die Ökobewegung gebracht: Es besteht wieder Interesse an windgemahlenem Bachschrot . . .

Manche Mühlen drehen sich noch; aber oft ist der Antrieb ein Elektromotor und das Ergebnis nicht Mehl, sondern Tourismus. Museen, Gaststätten oder Boutiquen verbergen sich hinter historischer Fassade, manche Mühlen wurden zu rustikal-komfortablen Eigenheimen umgebaut.

Mahle, Mühle, mahle

müssen den Menschen ein wenig unheimlich gewesen sein. Und sogar einen aufgeklärten Wohlstandsbürger unserer Tage beschleicht ein merkwürdiges Gefühl, wenn er im dämmrigen Licht unter dem mächtigen Stirnrad steht und sich die Königswelle mit Ächzen und Knarren in Bewegung setzt. Das stöhnende Geräusch des Holzes geht langsam in ein Grummeln und Quietschen über, dann scheint die ganze Mühle zu vibrieren und zu donnern, und mit höllischem Knattern, Dröhnen und Poltern wird das Mahlwerk bewegt. Da soll es einem gläubigen Christenmenschen nicht seltsam zumute werden! Kein Wunder, daß man mitunter den Teufel selbst in der Mühle zugange wähnte, daß Blitzeinschläge oder der Brand einer Mühle als Unheilszeichen angesehen wurden und sich so manche Spukgeschichte um die Person des Müllers und seine Arbeit rankt. Viele Müller brachten es auf Grund des sogenannten „Mühlenzwangs“, das heißt, jeder Bauer bekam eine bestimmte Mühle fest zugeteilt, zu Wohlstand. Sie hatten praktisch keine Konkurrenz zu fürchten und hielten es mit der Matte, der Abgabe für jede gemahlene Tonne Mehl, nicht so genau. Manche Müller besaßen auch die landesherrliche Erlaubnis, Bier und Branntwein zu brauen. Kein Wunder, daß der Neid die einfachen Leute zu der Behauptung verführte, der reiche Müller habe seine Seele dem Teufel verkauft. Andererseits findet man an alten Häusern neben Donner- und Hexenbesen Zeichen auf Backsteinen, die eine Windmühle darstellen. Weil die Kunden des Müllers, die „Mahlgäste“, bei ihrem Aufenthalt in der Mühle unter dem besonderen Schutz des Mühlenfriedens standen (vergleichbar mit dem Schutz, den ein Kirchenraum gewährte), war die Mühle auch immer ein Zeichen der Abwehr des Bösen.

Siegfried Lenz knüpft in seinem Roman „Deutschstunde“ an solche Tradition an, indem er eine alte Windmühle zum Versteck der Bilder eines vom Nationalsozialismus verfolgten Malers macht. „Auf künstlichem Hügel stand sie, stand erwartungsvoll – wenn auch flügellos – gegen Westen, ihre Zwiebelkuppe war mit Schiefer besetzt, der achteckige, aus übereinandergenagelten Planken gebaute Turm hatte zwei Blitzschläge überstanden. Die hocheingeschnittenen, in weiße Rahmen gefaßten Fenster waren zerbrochen, das Flügelkreuz lag zerkleinert und verfaulend an der Ostseite im Gras, zwischen ausgedienten Mühlsteinen, speichenlosen Rädern und Hufeisen… Es zog in meiner Mühle, es knackte, pfiff und polterte, und wenn der Wind umsprang von West nach Ost, dann rumorte es oben in der Kuppe, und ein Flaschen-

770012

NEOTRI®

und Ihre Hypertoniker können getrost auf Reisen gehen

zug senkte sich quietschend aus der Höhe. Da wurden Glasscheiben zerkleinert, da segelten Fledermäuse, die wie Pappstücke aussahen, lautlos über die Tenne, und lose Blechverkleidung schepperte unter der geringsten Berührung. Zerzaust und angeschlagen, verkommen, mit trockenen Scheißhaufen garniert, war meine Mühle sich selbst überlassen, stand schwarz und untauglich im Blickfeld zwischen Rugbüll und Bleekenwarf, und wenn sie überhaupt noch zu etwas diente, dann dazu, unser Erstaunen darüber hervorzurufen, daß sie jeden Orkan im Frühjahr überstand und die Herbststürme."

In Norddeutschland beherrschten holländische Mühlenbauer den Markt. Da an der Küste der Wind recht oft wechselt, mußten Windmühlen so konstruiert sein, daß man sie drehen und ihre Flügel in den Wind stellen konnte. Zwei Bauarten herrschten vor: Bei der Bockwindmühle (auch Ständermühle genannt) wird die ganze Mühle auf einen Bock gesetzt und gedreht, während bei der Kappenwindmühle nur der obere Teil, die Kappe, bewegt wird. Die Bockwindmühle ist der ältere Mühlentyp in Westeuropa. Erste Berichte über ihr Vorkommen reichen bis ins 12. Jahrhundert zurück. In Ostfriesland entstand 1424 die erste Windmühle dieses Typs in der Nähe von Esens bei Aurich. Die Kappenwindmühle ist eine holländische Erfindung, die auf den Mühlenbaumeister Leeghwater (1575—1650) zurückgeht. Die ersten Exemplare standen auf dem Erdboden und wurden als „Erdholländer" bezeichnet.

In den Städten baute man jedoch bald auch Mühlen auf mehrstöckige Sockel, um den Wind besser auszunutzen. Eines der größten Exemplare dieser Art ist die fünfstöckige Mühle von Hage, die die stattliche Höhe von 30 Metern erreicht. Überhaupt tat man alles, um auch bei schwachem Wind maximale Antriebskraft für die zentnerschweren Mühlsteine zu gewinnen. So wurden die Flügel der Windmühle mit Segeltuch bespannt, das bei stärkerem Wind aufgerollt werden konnte, bei einer sanften Brise aber half, die Flügel in Bewegung zu setzen. Das Einrollen und Festbinden der Segel bei aufkommendem Sturm (wobei der Müller oder seine Knechte mitunter auf die Flügel klettern mußten) war besonders anstrengend und nicht ungefährlich.

Auch der Winter machte den Müllern zu schaffen, da bei starkem Frost die Segel einfroren und erst mit heißem Wasser gelöst werden mußten. Im Frühling und im Herbst mußte zudem das Segeltuch gewechselt werden. Als besondere Mutprobe unter den Müllersburschen galt, sich von einem drehenden Flügel einmal ganz herumtragen zu lassen. Durchschnittliche Flügel erreichen immerhin ein Länge von 10

770013



Beiersdorf AG, Hamburg, Neotri

Zusammensetzung: 1 Lacktablette Neotri enthält 10 mg Xipamid und 30 mg Triamteren. Anwendungsgebiete: Bluthochdruck leichten bis mittleren Schweregrades; als Basisbehandlung bei schweren Formen in Kombination mit anderen blutdrucksenkenden Medikamenten. Wasseransammlungen (Ödeme) jeder Art im Gewebe oder in Körperhöhlen, die durch Herz-, Nieren-, Leber- oder Venenerkrankungen bedingt sein können. Zur Kombinationstherapie mit Herzglykosiden sowohl für die Ödembehandlung als auch zur Blutdrucksenkung. Gegenanzeigen: Akute und chronisch eingeschränkte Nierenfunktion, Kaliumüberschuß und -mangel, Bewußtlosigkeit infolge Leberversagens und Sulfonamid-Überempfindlichkeit. Während der Schwangerschaft und der Stillzeit sollte Neotri wegen des Triamteren-Anteils nicht eingesetzt werden. Nebenwirkungen: Magen- und Darmbeschwerden sowie das Auftreten von Müdigkeit werden gelegentlich beobachtet. Allergische Hautausschläge kommen nur selten vor. Begleiterscheinungen wie leichter Schwindel, Kopf- und Gliederschmerzen treten selten auf und verschwinden nach einigen Tagen wieder. Bei Zuckerkrankheit oder Veranlagung zur Gicht ist der Kohlenhydrat- bzw. Harnsäurestoffwechsel zu überwachen. Es empfiehlt sich – wie bei jeder Langzeittherapie mit Diuretika – die Serum-Elektrolyte regelmäßig zu kontrollieren. Bei Patienten mit Verdacht auf Folsäuremangel (Leberschrumpfung, Alkoholmißbrauch) kann es bei Anwendung von Triamteren in seltenen Fällen zu Veränderungen des roten Blutbildes (Megaloblastose) kommen. Die Behandlung des Bluthochdrucks mit Neotri bedarf der regelmäßigen ärztlichen Kontrolle. Durch individuell unterschiedliche Reaktionen kann die Fähigkeit zur aktiven Teilnahme am Straßenverkehr oder zum Bedienen von Maschinen beeinträchtigt werden. Dies gilt in verstärktem Maße bei Behandlungsbeginn und Präparatewechsel sowie im Zusammenwirken mit Alkohol.

Wechselwirkungen: Durch andere blutdrucksenkende Mittel kann die blutdrucksenkende Wirkung verstärkt werden. Blutdrucksenkende Mittel wie Xipamid können die blutzuckersenkende Wirkung von Antidiabetika vermindern. Diuretika wie Xipamid können die unerwünschten Wirkungen hoher Dosen von Lithium auf das Herz und das Nervensystem verstärken. Die gleichzeitige Gabe von Spironolacton bzw. kaliumhaltigen Präparaten kann bei Patienten mit eingeschränkter Leber- oder/und Nierenfunktion zu erhöhten Serum-Kalium-Werten führen und ist deshalb zu vermeiden. Dosierung: Soweit nicht anders verordnet, reicht bei der Dauerbehandlung des leichten bis mittelschweren Bluthochdrucks in der Regel 1 Lacktablette Neotri täglich aus. Die Normaldosis bei der Behandlung von Wasseransammlungen (Ödemen) beträgt je nach Schweregrad der Erkrankung 1 – 2 Lacktabletten Neotri täglich oder jeden 2. Tag. Wenn es erforderlich ist, kann die Dosis auf bis zu 3 Lacktabletten pro Tag kurzfristig gesteigert werden. Die Einnahme erfolgt am besten morgens nach dem Frühstück unzerkaut mit etwas Flüssigkeit. Handelsformen: Packung mit 20 Lacktabletten (N 1) DM 18,15, Packung mit 50 Lacktabletten (N 2) DM 39,75, Packung mit 100 Lacktabletten (N 3) DM 66,85, Anstaltspackung.
(Stand: 1.10.1984)

BDF●●●●

Beiersdorf AG Unnastrasse 48, D-2000 Hamburg 20



„Es fegt der Sturm die Felder rein, es wird kein Mensch mehr Hunger schrein. Mahle, Mühle, mahle."

„Moderne" Windmühle vom holländischen Typ: mit drehbarer Dachkappe und „englischen" Jalousienklappen.

Metern, so daß die jungen Burschen mit rund 70 Stundenkilometern herumgewirbelt wurden!

Eine Erleichterung bei der Arbeit und gleichzeitig die Ablösung des Segeltuches brachte die englische Erfindung der Jalousienklappen, die am Windmühlenflügel angebracht wurden und ihre Stellung selbständig den Windverhältnissen anpaßten. Eine andere Erfindung aus England war die Windrose. Bei älteren Kappenwindmühlen mußte der Müller die Kappe mit einem langen Balken, dem „Steert", vom Boden oder von einer umlaufenden Galerie aus drehen, ein mühsames Geschäft, besonders bei starkem Wind. Die Windrose dagegen wurde an der Rückseite der Mühlenkappe im rechten Winkel zu den Flügeln angebracht. Änderte der Wind seine Richtung, trieb er die Flügel der Windrose an und bewegte über ein Zahnradgetriebe die Kappe in die jeweilige Richtung. Eine sinnreiche und nützliche Sache.

Windräder, nicht nur solche, die Getreide mahlen können, sondern auch jene, die Wasser schöpfen, sind Relikte der Vergangenheit. Zwar wird ihre Technik unter dem Vorzeichen eines neuen ökologischen Bewußtseins neu erforscht, zwar gibt es mittlerweile viele Beispiele für Windräder, die der Stromerzeugung dienen, aber diese scheinbare Renaissance eines alten Prinzips der Energieerzeugung vollzieht sich im kühlen, technisch-sterilen Umfeld einer modernen Industriegesellschaft. Romantik ist nicht mehr im Spiel, Kosten-Nutzen-Analysen bestimmen, was gebaut wird. Entsprechend nüchtern und funktionell wirken die Windräder unserer Tage, etwa die Großwindenergieanlage GROWIAN im Kaiser-Wilhelm-Koog. Richard Dehmel (1863—1920), der das angeführte Lied von der Mühle schrieb, konnte nicht ahnen, daß es einmal dahin kommen würde, daß Mühlen nur noch Museumscharakter haben. Aber die letzten Zeilen des Liedes sind wie eine Aufforderung an unsere Zeit, den technischen Fortschritt zum Wohl jener Menschen einzusetzen, die noch heute auf das tägliche Brot warten, das ihnen die Erde nicht gibt. Einen Beitrag dazu leistete vor vielen Jahren der Verein „De Bockwindmüel" in Münster.

Mit dem Ziel gegründet, eine alte Bockwindmühle aus dem Emsland der Nachwelt zu erhalten, erkannten die Vereinsmitglieder bald, daß es nicht genug sei, nur eine Museumsmühle zu errichten. Sie suchten und fanden einen Müller, und zur Einweihung der Bockwindmühle an ihrem neuen Standort am Münsteraner Aasee wurde Korn gemahlen. Der Erlös kam hungernden Menschen in der Dritten Welt zugute. Noch heute dreht die Bockwindmühle gegen eine kleine Spende für den guten Zweck ihre Flügel. □

770015

Oeis Moor.

Bad Zwischenahn liegt in einer der schönsten Landschaften Nordwestdeutschlands – das ist vielleicht noch untertrieben, aber wir Zwischenahner sind ja bescheiden . . .



Als „Perle des Ammerlandes" liegt das Meer, mit Bad Zwischenahn an seinem Südufer, inmitten eines riesigen, natürlichen Landschaftsparks. Ein Meer, das zum Ende der letzten Eiszeit vor etwa 12.000 Jahren entstand und bis heute eine Oase der Ruhe und Erholung darstellt. Laute Motorboote und Wasserskiläufer wird man auf dem Meer vergeblich suchen. Tret- und Segelboote haben Vorrang. Die erste Segelregatta fand hier schon im vorigen Jahrhundert statt. Heute werden Regatten aller Art ausgetragen, darunter auch alljährlich die Deutsche Meisterschaft einer bedeutenden Jollenklasse.





Regelmäßig verkehrende Ausflugsschiffe sind das beste Verkehrsmittel, um ein Gefühl für Bad Zwischenahn und seine liebliche Umgebung zu gewinnen. Die Schiffe starten am Anleger des Kurparks, gleich bei der Wandelhalle und fahren im Uhrzeigersinn rund ums Meer mit verschiedenen Haltepunkten. Beliebt ist ein Zwischenaufenthalt in Dreibergen am nördlichen Seeufer. Ebensogut kann das Meer jedoch „erwandert" werden. Ein gut ausgebautes Wegenetz führt um das Meer herum. Vorbei an landschaftlich reizvollen



Kleinodien des Ammerlandes, vorbei an hübschen Bauwerken, Baumschulen – und immer wieder gleitet der Blick über die Weite des Meeres, auf bunte Segel die, vom Winde gebläht, die „Perle" verzieren und ihrem Namen alle Ehre machen.

Das Baden im Meer ist erlaubt. Bad Zwischenahn hat ein gepflegtes Strandbad eingerichtet, dessen Benutzung kostenlos ist. Also hinein ins Vergnügen, wer kein Schneider ist.



„Schweige“

770017

Eine Erzählung aus dem Moor

Als hätte sich das Moor heute besonders geschmückt: Rauhreif hängt an jedem Binsenhalm, versilbert die trockenen Fruchtstengel der Wollgrashalme. Wahrlich, es ist ein feierlicher Tag. Denn heute wird ein alter Mann zu Grabe getragen, der in seinem fast hundertjährigen Leben seltsame Reden geführt hatte. Wähnte er sich allein, so murmelte er immer wieder: „Ich weiß, ich weiß ... Aber ich verrate nichts. ‚Schweige!‘ hat er geschrieben. Und ‚Das Moor ist weit!‘ hat er gesagt. Also, ich weiß, ich weiß ... Nur das Moor kennt noch unser Geheimnis ...“

Die weißbetupften dunklen Lebensbäume auf dem alten Friedhof grüßen zu den jungen Birken am Weg hinüber. Die fangen das Wispern der krummen Salweiden auf, die schwarzbraunborkigen Erlen nicken bestätigend. Der Wind raschelt an den kleinen Zapfen und spielt mit den zarten Zweigen der Birken, daß sie den Zauber des gefrorenen Taues in der klaren Wintersonne abschütteln und als Glitzern märchenhaft friedlich über das Moor legen. Nur in klarer Vollmondnacht, wenn goldgesprenkelt das klare Wasser in den Moorgräben die Sterne widerspiegelt, kann wohl ein Fragender ahnen, was glucksend das Moor erzählt:

„Der Abend dunkelte bereits, als der Mann den kleinen Gasthof am Ausgang des Moordorfes betrat. Über der Eckbank in der Gaststube hingen uralte Geweihe. Der Kröger rückte die Petroleumlampe zurecht und musterte den Fremden mit kühlen Blicken. Der trug noch eine zerschlissene Uniform. Sie war umdüstert vom Schatten des vergangenen Krieges. „Wohl fremd hier in der Gegend?“ nahm der Kröger das Gespräch auf. Der Gast gab sich einsilbig: „Fremd geworden!“ Er sprach mit einer seltsam hohlen Stimme. Der Wirt streifte sein Gesicht. Braungebrannt, feste, harte Züge, die Haut straff über die vorstehenden Backenknochen gespannt, die Nase zerschossen. Ein Auge fehlte. Dadurch war auch die Stirn verwundet. Eine breite rote Narbe leuchtete aus dem Antlitz. Der Schädel war völlig kahl. „Sie waren früher schon einmal hier?“ – „Ja, aber das ist lange her!“

Der Kröger sann: „Im Sommer kommen manchmal Fremde.“ – „So, kommen sie immer noch?“ Der Wirt stellte die Lampe kleiner. Der Gast schien nicht viel Neigung zu einem Gespräch zu haben. So obenhin fragte er: „Wie stehts sonst im Dorf? Sind die Jungs alle wieder zurück?“ – „Der Londlose ist gefallen, der Ackenhausen auch, dann noch Bruns Wilhelm und Bruns Friedrich, ja, auch Vossens Gert. Die anderen sind wieder da.“ – „Alle?“ lauerte der Gast. „Ja, wenn man von dem Brockwohldt absieht. Aber von dem hat man ja seit 1941 schon nichts mehr gehört!“ – „Hm. – Wer war das noch? –“ – „Der Moorbauer, wissen Sie, wenn man von der Straße den zweiten Weg abbiegt, kommt man zum Hof. Die Bäuerin hat ihn vor zwei Jahren für tot erklären lassen!“ – „Soso.“ – „Der Hof brauchte einen Mann. Sie hat sich sowieso zuschanden gearbeitet. Na, jetzt packt der Christian tüchtig mit an.“ – „So, der Christian? Wie hieß er doch gleich?“ – „Möller!“ – „Ach, der Möller! So, den hat die Bäuerin also geheiratet!“ – „Ja, drei Jungs waren schon da. Von dem Brockwohldt. Nun ist noch einer dazugekommen!“ – „Sieh an!“ – „Werden allesamt gut gehalten. Na, der Christian ist ja auch ein Freund des Bauern gewesen!“

Es kamen andere Gäste. Alle nickten dem Fremden zu. Aber der schien sich nicht viel daraus zu machen. Als die Uhr acht schlug, zahlte er und verließ den Krug. Hinter ihm her tuschelten die Bauern. „Man sollte dem Christian ein Wort sagen! Es treibt sich allerlei Volk in der Gegend herum!“ warnte der Kröger. – „Christian ist in der Stadt! – Aber der Klaus ist doch da!“ beruhigten ihn die Bauern. Klaus diente schon vierzig Jahre auf dem Moorhof. Auf ihn konnte man sich verlassen.

„Übernachten!“

Der Fremde wanderte die Straße entlang. Er tat es wie einer, der viel Zeit hat. Beim Gang durch das Moor achtete er nicht auf Weg und Steg. Er erreichte den Hof mit einer fast schlafwandlerischen Sicherheit. Der Hund schlug an. Er war noch jung und scharf. Der Fremde klopfte an das erleuchtete Fenster. Der Knecht öffnete und fragte unwirsch nach dem Begehr: „Übernachten!“ – „Hier?“ – „Ja, im Krug ist kein Platz!“ Das stimmte. Der Knecht leuchtete den Mann an. „Aus dem Osten?“ – „Ja!“ – „Wir haben hier auch lange auf einen gewartet. Um seinetwillen können sie bleiben.“

Eine Frauenstimme aus der Stube rief herrisch: „Was gibt's denn, Klaus?“ – „Einer möchte übernachten, dem seine Füße müde geworden sind. Hunger wird er auch haben!“ Der Fremde hob abwehrend die Hand. Eine große blonde Frau, dreißig mochte sie wohl sein, erschien mit einer Petroleumlampe auf der Diele. Sie betrachtete den Ankömmling mit kühlen Augen. „Na, für eine Nacht mag's schon gehen!“ sagte sie kurz. „Er schläft bei dir Klaus!“ Der Mann nickte. Er erwiderte nichts. Nur sein Auge tastete die hohe Gestalt der Bäuerin immer wieder ab. Sie hob die Hand. Da glänzten zwei Ringe an ihrem Finger. Einer trug drei Sterne an einem schmalen Reif. Der andere mochte der Ehering sein. Die Frau ging wieder. Der Fremde folgte ihr mit den Augen, bis sich die Tür hinter ihr schloß. Dann stöhnte er leise. „Sind Sie krank?“ fragte der Knecht. „Ach, es ist nichts Besonderes. Das kommt wohl mit den Jahren!“ – Dem Knecht war es, als wischte der Fremde sich eine Träne aus dem Auge. Es glänzte wie im Fieber. Aber auch seine Hände zitterten. Viele müssen Klinken putzen, die es früher nicht nötig hatten,“ sagte Klaus langsam. Der Gast nickte: „Das Moor ist weit. Es ist noch viel Platz darin...“ Auf der Diele klang eine hohle Stimme schauerlich. Wie in einem Totenhaus. Aber auf dem Hof regierte das Leben. Vier Jungen wuchsen hier auf.

Vor dem Schlafengehen sprach Klaus noch dies und das mit dem Fremden. Es erging ihm seltsam dabei. Manchmal war es ihm, als hätte er ihn irgendwann schon einmal gesehen. Aber dann auch wieder nicht. Sie sprachen über den Hof. „Der Bauer ist gesund?“ – „Der beste Bauer weit und breit!“ – „Die Kinder?“ – „Eine Pracht!“ – „Die Bäuerin?“ – „Sie ist zufrieden. Hat ja lange um den ersten Mann getrauert. Aber nun hat sie's überwunden!“ – „Muß sie auch können!“ – „Hm.– Früher sagte sie immer: ‚Und wenn er nun doch kommt, Klaus?‘ – ‚Tschä, dann hilft der Herrgott weiter,‘ habe ich gesagt.“ – „Tut er auch!“ murmelte der Gast.

In der Nacht war dem Knecht einmal, als ob der Fremde ihn riefe. „Klaus!“ – klang es mit der gleichen hohlen Stimme. Der Knecht machte Licht. Aber der Gast schlief. Am anderen Morgen war er verschwunden. Auf den Tisch lag ein kleiner Zettel. „Schweige. Das Moor ist weit!“ Daneben lag ein Ring. Er trug drei Sterne. Einen solchen besaß auch die Bäuerin. Der Knecht erschrak. Er kämpfte mit sich einen lange Kampf. Dann aber fiel sein Blick erneut auf den Zettel. „Schweige!“ stand drauf.

Klaus machte sich auf den Weg ins Moor. Auf dem Hof wunderte man sich darüber, daß man Klaus den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekam. Aber den Fremden fand er nicht. Als Klaus heimkehrte, murmelte er den Satz, den man hernach so oft von ihm hörte: „Das Moor ist weit!“ Auf dem Hof verstand ihn niemand. Ein Tag ging hin, ein weiterer kam. Ein Woche, ein Monat, ein neues Jahr. Von dem Fremden wurde nicht mehr gesprochen.

Nur der Wirt guckt heute durch das Fenster der Gaststube auf das feiernde Moor. Aber er versteht das Raunen nicht, wenn das Wasser unter dem Eis gluckst. Und nicht das Wispern der Erlen und Weiden.

HANS BAHRS


770018

770019

Am 5. Juli 1910 wurde Harry Riedel als Sohn eines Arztes in Gautzsch bei Leipzig geboren. Als Achtjähriger beginnt er mit dem Malen von Aquarellen mit Dorf- und Blumenmotiven. 1929, nach dem Tod des Vaters, verläßt Riedel das Gymnasium und beginnt in Leipzig eine Lehre als Bühnenmaler und -bildner.

1931 reist er zusammen mit seinem Bruder zum erstenmal nach Island, 1933 folgt eine zweite Reise, diesmal allein. Bis 1937 reist er mehrere Male in die Alpen; einen Winter verbringt er allein in einer Berghütte am Matterhorn. Der Schweizer Bund kauf ein Bild von Riedel, das später Papst Pius XI. zum Geschenk gemacht wird.

1942 Einberufung zum Militärdienst. 1944 kommt er auf Erholungsurlaub nach Heemsen und lernt das Lichtenmoor kennen. 1947 erfolgt die Übersiedlung von Leipzig nach Heemsen, später nach Nienburg. Hier entstehen erste Skizzen und Aquarelle mit Moormotiven.

1949 bis 1955 folgen weitere fünf Islandreisen, während derer Aquarellskizzen, Fotografien und Tagebuchaufzeichnungen entstehen. 1956 hält Riedel in Leipzig und in Nienburg Vorträge über seine Islandaufenthalte.

1949 und 1950 nimmt Riedel an einer Gruppenausstellung bildender Künstler aus Stadt und Kreis Nienburg teil. Seine letzte Ausstellung war Mitte der sechziger Jahre im Hastragebäude.

In den späteren Jahren malt er die für ihn typischen Moorlandschaften, die er durch genaue Naturbetrachtung auf langen Wanderungen erfaßt. Daneben befaßt er sich intensiv mit der Fotografie, Mineralogie, Antiquitäten, Musik und alten Dampfloks.

In seinen letzten Lebensjahren malt Riedel kaum noch, Krankheit und Alter lassen ihn zweifeln, seinem hohen Perfektionsanspruch gerecht zu werden. Am 5. November 1986 stirbt Harry Riedel nach kurzer, schwerer Krankheit in Nienburg.



1963 bei Trier aus der Mosel gefischt: Römisch-antike Statuette des asiatischen Gottes Attis

Was Archäologen alles unter unseren Füßen fanden, breitet jetzt Eckart Klessmann aus



Vor 2000 Jahren hingerichtet: Das 14jährige Mädchen aus dem Domlandsmoor bei Windeby



Mit dem Staubsauger wurden 1976 behutsam Gebeine eines unbekannten Bremer Erzbischofs von Erdresten befreit FOTO: IVO VON RENNER

770020

Spurenlesen in den Mooren

Von MICHAEL B. BORN

Torfstecher fanden im Domlandsmoor bei Windeby 1952 die Leiche eines etwa 14jährigen Mädchens. Sie war nackt bis auf einen kleinen Schulterpelz. Ein Mord?

Nein, die Kriminalpolizei mußte nicht anrücken. Das Mädchen hatte schon rund 2000 Jahre dort im Moor gelegen. Der Fund war ein Fall für die Wissenschaft — eine „Moorleiche", wie sie schon gelegentlich in Schleswig gefunden worden waren.

In Mooren, das hatte schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus gewußt, versenkten unsere germanischen Vorfahren sowohl Menschenopfer als auch „Feige, Drückeberger und solche, die widernatürliche Unzucht trieben".

Das Mädchen vom Domlandsmoor war hingerichtet worden — weshalb, das vermochten die archäologischen Spurensicherer auch nicht zu sagen. Wohl aber dies:

Man hatte ihr den Mund zugebunden, um sie am Schreien zu hindern. Auch die Augen waren ihr mit einem gewebten Wollstreifen verbunden worden, und zwar so fest, daß sich auf Nase und Wangen ein Bluterguß bildete. Links waren die blonden Haare einige Zeit vor der Hinrichtung abrasiert worden, rechts bis auf ein paar Zentimeter gestutzt. An den Wachstumslinien in den Unterschenkelknochen war ablesbar, daß das Mädchen in seinem kurzen Leben harte Winter erlebt hatte, in denen es zu wenig zu essen gab.

Bei anderen Moorleichen konnten die Wissenschaftler an erhaltenen Darminhalten gar den Speisezettel der alten Germanen rekonstruieren, konnten über Lebensgewohnheiten, Stand und gehabte Krankheit Auskunft geben.

Der Fund von Moorleichen oder Grabstätten, die mit Waffen, Werkzeug und Schmuck versehen worden waren, sind die spektakuläre Seite der modernen Archäologie. Doch geht es den Archäologen heute nicht um Schatzsuche oder Gräberromantik. Sie wollen vielmehr „Asche und Knochen, Scherben und Steine, Pflanzen und Hölzer zum Sprechen bringen", schreibt Eckart Klessmann in seinem Buch über neue archäologische Funde in Deutschland, „unsere Herkunft erhellen und die Entwicklung von Sozialstrukturen interpretieren".

Der Erfolg solcher Forscherarbeit ist in den letzten 30 Jahren durch zwei Umstände vorangetrieben worden: durch den vehementen Wiederaufbau unserer Städte, durch den Neubau von Straßen, Siedlungen und Kanälen. Und durch die Entwicklung neuer archäologischer Techniken.

Die Bautätigkeit allerdings, klagt Klessmann in dem ihm eigenen Volkston, habe zwar zu vielen Funden geführt, die Fundstellen jedoch gleich wieder vernichtet. Oft genug konnten die Archäologen nur eilig Belege einsammeln, bevor Bagger und Betonmaschinen ans zerstörerische Werk gingen.

„Wo immer das moderne Gemeinwesen geschaffen wurde, bewirkte es die totale Zerstörung von Grund auf", polemisiert Berichterstatter Klessmann, „ob Ferngasleitungen, Kanalisation oder U-Bahn-Bauten: Die Archäologen stören dabei nur, sie halten auf und kosten Zeit und also Geld."

Was die Archäologen dann doch so alles gerettet und gedeutet haben und worüber Klessmann auswahlweise minuziös Auskunft gibt — die Spannung liegt im Detail: Wie unsere Vorfahren in der Späteiszeit lebten und in der Steinzeit, wie die Kelten lebten und handelten, was die Römer bewirkten und wie die Germanen siedelten — das alles konnte erst mit Hilfe moderner Verfahren entziffert werden. Denn der Spaten ist längst nicht mehr des Archäologen wichtigstes Werkzeug.

Da werden durch Luftbildaufnahmen Fundorte ausgemacht, durch Magnetfeldmessungen genauer beschrieben und vom Computer ausgemessen und notiert, so daß schon früh möglich ist zu entscheiden, ob überhaupt gegraben werden soll und wenn ja, wo ganz genau.

Da lassen sich mit Hilfe der Röntgenfluoreszenz-Analyse Metalle und Legierungstechniken ausmachen, ohne die Gegenstände auch nur zu berühren. Und die junge Wissenschaft der Paläoethnobotanik gibt aus Analysen von Pflanzenresten, Körnern und sogar Pollen Auskunft über Zeiten und Zivilisationen.

Ohne die Mithilfe von Zoologen, Geologen, Anthropologen, Botanikern, Chemikern, Physikern, Medizinern, Metallurgen kann der Archäologe gar nicht mehr viel machen. „Archäologie ist heute auf Teamarbeit stärker angewiesen als jede andere Wissenschaft", notiert Klessmann.

So verständnislos oft Planer und Politiker den Wünschen der Archäologen gegenüberstehen, so wißbegierig ist die Bevölkerung. Das 1974 eröffnete Römisch-Germanische Museum in Köln konnte schon nach zwei Jahren den dreimillionsten Besucher registrieren.

Und als Archäologen bei einer völlig unspektakulären Grabung in Neuß über die Lokalzeitung bekanntgaben, daß sie an einem Sonntag am Fundplatz gern Fragen beantworten würden, kamen statt der erwarteten zwei Dutzend weit über tausend Interessenten.

Eckart Klessmann: „Unter unseren Füßen — Neue archäologische Funde in Deutschland". Econ. 272 S., 29,50 DM

nach Wien und Düsseldorf. Sie erhielt für ihre Gedichte viele Auszeichnungen

Herbst

Von ROSE AUSLÄNDER

Die letzten Zugvögel
tragen Schnee
unter der Schwinge

Wächter haben
geschwollene Augen
die Schlösser sind
aufgebrochen
der Herbst
tritt ein

Vertrauliche Astern-
gespräche
aber der Wind
plaudert alles aus
nichts bleibt geheim

Im Stoppelfeld
schaukelt die Vogel-
scheuche

Es heißt
daß Zeichendeuter
kommen
Raben mit sagenhaften
Schnäbeln
von Schnee gekrönt
die Rabenmutter
hat schon
die Vogelscheuche
aufs Korn genommen

Die Stoppeln
stehen zu Berge

© DTV

(hier) tödlich

Von VITUS B. DRÖSCHER

Es sieht aus wie das niedlichste, allerliebste, kuscheligste Streicheltier. In Wirklichkeit ist es aber ein zänkischer, bissiger Barbar. Wie das äußere Erscheinungsbild eines Tieres doch täuschen kann!

Wo die freilebende Wildform unseres Haustieres zu mehreren über einen Feldhasen herfallen kann, tut sie das. Erst besprenkelt das Rätseltier den Hasen mit Urin. Das ist ihm so zuwider, daß er meist auswandert. Findet der Hase aber keine neue Heimat, weil alles schon von Rätseltieren bevölkert ist, stellt er sich zum Kampf. In dessen Verlauf wird er regelmäßig von der Übermacht totgebissen.

Aber auch unter den Rätseltieren selbst flackert leicht Feindschaft auf. Kürzlich wollte der Inhaber eines Tierparks mehrere einander fremde Tiere in einem Gehege zusammenbringen. Augenblicklich entbrannten heftige Kämpfe: jedes Männchen gegen jedes andere Männchen und jedes Weibchen gegen jedes andere Weibchen.

Letztere kämpften sogar noch viel wilder als die Männchen. Wenn bei Weibchen einmal die Aggressions-Hemmungen gefallen sind, gebärden sie sich noch viel hemmungsloser als die Angehörigen des starken Geschlechts.

Der Chef des Tierparks kannte jedoch ein verblüffendes Rezept, Frieden zwischen den Raufbolden zu stiften. Er präparierte das Futter mit einem Schlafmittel. Während alles im tiefen Schlummer lag, trug er sämtliche Tiere auf einer Stelle zusammen und legte sie dicht nebeneinander.

Als sie erwachten, waren aus erbitterten Feinden augenblicklich Freunde geworden. Bei vielen Tieren, so auch bei Pferden, Zebras und Antilopen, gilt: Wer mit ihnen zusammen zur Nacht geschlafen hat, kann unmöglich ein Feind sein und wird daher vom Moment des Aufwachens an als Kumpan betrachtet.

Eine seltsame Ausnahme von dieser Regel bilden nur die Muttertiere. Sie dulden, pflegen und säugen nur die eigenen Kinder. Sobald ein Hoppel-Baby einer anderen Mutter auch nur in ihre Nähe kommt, versucht sie, das kleine Wesen umzubringen.

Der junge Irrläufer kann sich dann nur wünschen, daß ei[n] Männchen zufällig in der Näh[e] ist. Diese sind nämlich generel[l] kinderlieb, sowohl den eigene[n] wie auch fremden Jungtieren ge[-] genüber, und schützen sie auc[h] vor den Angriffen ihres eigene[n] Weibchens.

Der Grund zu diesem „Ehe[-] krach" fremden Kindern zulieb[e] mag vielleicht darin liegen, da[ß] diese Tiere es mit der ehelichen Treue nicht so ernst nehmen. Si[e] wildern ziemlich in der weibli[-] chen Gesellschaft ihrer Sipp[e] herum. Würden sie ein „fremdes[“] Kind töten, könnte es ja durchau[s] auch ihr eigenes sein!

Außerhalb des Sippenverban[-] des gibt es allerdings nie Pardon. Die „Staatsgebiete" dieser Tier[e] kann man sehr gut im Dünenge[-] lände einiger Nordseeinseln beob[-] achten:

Im Zentrum liegt der Haupt[-] bau, ein unterirdisches Gangsy[-] stem von insgesamt etwa 45 Mete[r] Länge mit mehreren Ausgängen.

Ringsum liegt das Hoheitsge[-] biet. Es hat einen Durchmesse[r] von etwa dreißig Metern. Sein[e] äußere Grenze ist durch etw[a] dreißig „Grenzsteine" gekenn[-] zeichnet. Das sind Kotplätze, di[e]

Auflösung von Nr. 36: De

Gewonnen hat: Annalisa van Leyen, Breite Straße 151, 2880 Brake. Schicken Sie Ihre Lösung bitte bis Dienstag (Poststempel) an die WELT am SONNTAG, 200[...] Buch von Vitus [...] Heimat".

Die Heilquelle, die es gut mit Ihrem Magen meint.

Heppinger ist ein wohlschmeckendes Heilwasser, das quellfrisch und völlig naturbelassen abgefüllt wird. Es enthält lebenswichtige Mineralstoffe, vor allem: Hydrogencarbonat-, Natrium-, Magnesium-Ionen und geringfügig freie Kohlensäure. Zum Wohl des Magens und der schlanken Linie.

Heppinger.
Eine Heilquelle von Apollinaris – berühmt für gutes Wasser.

inger

wpt V 78

Di
Lief
solan
Vo
Von
Die bunte u
Feuers übe
bis zur Mo
Es loh
im Cl
Viele Vor
● Riesena
Schallpl
● Ein groß
Radio-u
● Ausgew
Nützlich

NATURWISSENSCHAFT

Welches Rätsel steckt hinter den Moortoten?

Im Herbst 1953 fanden Torfstecher im Domlandsmoor bei Windeby/Eckernförde eine weibliche Leiche. Das etwa 14 Jahre alt gewordene Mädchen war nackt bis auf einen Kragen aus Rinderfell. Das ursprünglich hellblonde, durch die Moorsäure rötlich verfärbte Haar hatte man ihr bis auf einige Millimeter abgeschnitten. Eine Binde bedeckte die Augen der Toten. Unter dem Körper stieß man auf einen schweren Stein; er hatte das Mädchen offensichtlich in die Tiefe gezogen.

Stand der Tod des Mädchens in Zusammenhang mit dem eines Mannes,



Weibliche Leiche aus dem Domlandsmoor

dessen Leiche nun wenige Meter entfernt geborgen wurde? Er war mit einer Haselnußrute erwürgt worden. Die beiden Toten hatten wahrscheinlich in der frühen nachchristlichen Eisenzeit gelebt.

„Mädchen und Frauen, die Schande über die Sippe brachten, versenken sie in Schlamm und Moor und werfen Flechtwerk darüber", heißt es in *Tacitus'* „Germania". Doch wie bei vielen anderen Moorleichen fand man im Magen des toten Mädchens Wildgräsersamen und Unkraut als letzte Mahlzeit. Manche Forscher sehen darin kultische Speisen, die jenen verabreicht wurden,



Der »Mann von Dätgen«

deren Opferung zu Ehren einer Fruchtbarkeits-Gottheit unmittelbar bevorstand. Doch warum waren die Opfer entkleidet und geschoren worden?

Der »Mann von Dätgen«

Die Theorien von Opferung und öffentlicher Hinrichtung im Moor brachte „der Mann von Dätgen" durcheinander: 1959 stießen Strafgefangene bei der Torfgewinnung im Großen Moor bei Dätgen/Rendsburg auf einen Leichnam ohne Kopf; das Haupt wurde dann reichlich drei Meter weit vom Rumpf entfernt entdeckt.

Der Tote war ein großgewachsener Mann von vielleicht 30 Jahren gewesen. Er hatte dem Stand der Freien, wenn nicht gar dem Adel angehört. Seine Haare waren zu einem sog. Suebenknoten verzopft. Die gepflegten Hände ließen darauf schließen, daß der Mann seinen Lebensunterhalt nicht mit schwerer körperlicher Arbeit verdient hatte.

Bevor man ihn getötet hatte, war er entkleidet worden. Der Körper wies schwere Verletzungen auf; ein Stich ins Herz war tödlich gewesen. Danach hatte man den Toten enthauptet. Rumpf und Kopf wurden gesondert im Moor beigesetzt.

Als letzte Mahlzeit hatte der Ermordete hauptsächlich Hirse, Weizen und Fleisch gegessen. Zu Tode gekommen sein dürfte „der Mann von Dätgen" Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts.

Der Hypothese von einem Menschenopfer von höchster Güte, Schönheit, Jugend und edlem Blut stehen vor allem die Zeichen der Verunglimpfung entgegen: das Entkleiden und das Abschneiden der Haare. Das Haar galt ursprünglich als Sitz der Lebenskraft; die Sitte des Scherens (bei Sklaven) bedeutete eine magische Entkräftung.

Handlungsmotiv Furcht

Die an vielen Moortoten festgestellten Spuren gewaltsamer Verstümmelung, die Verankerung mit Stangen am



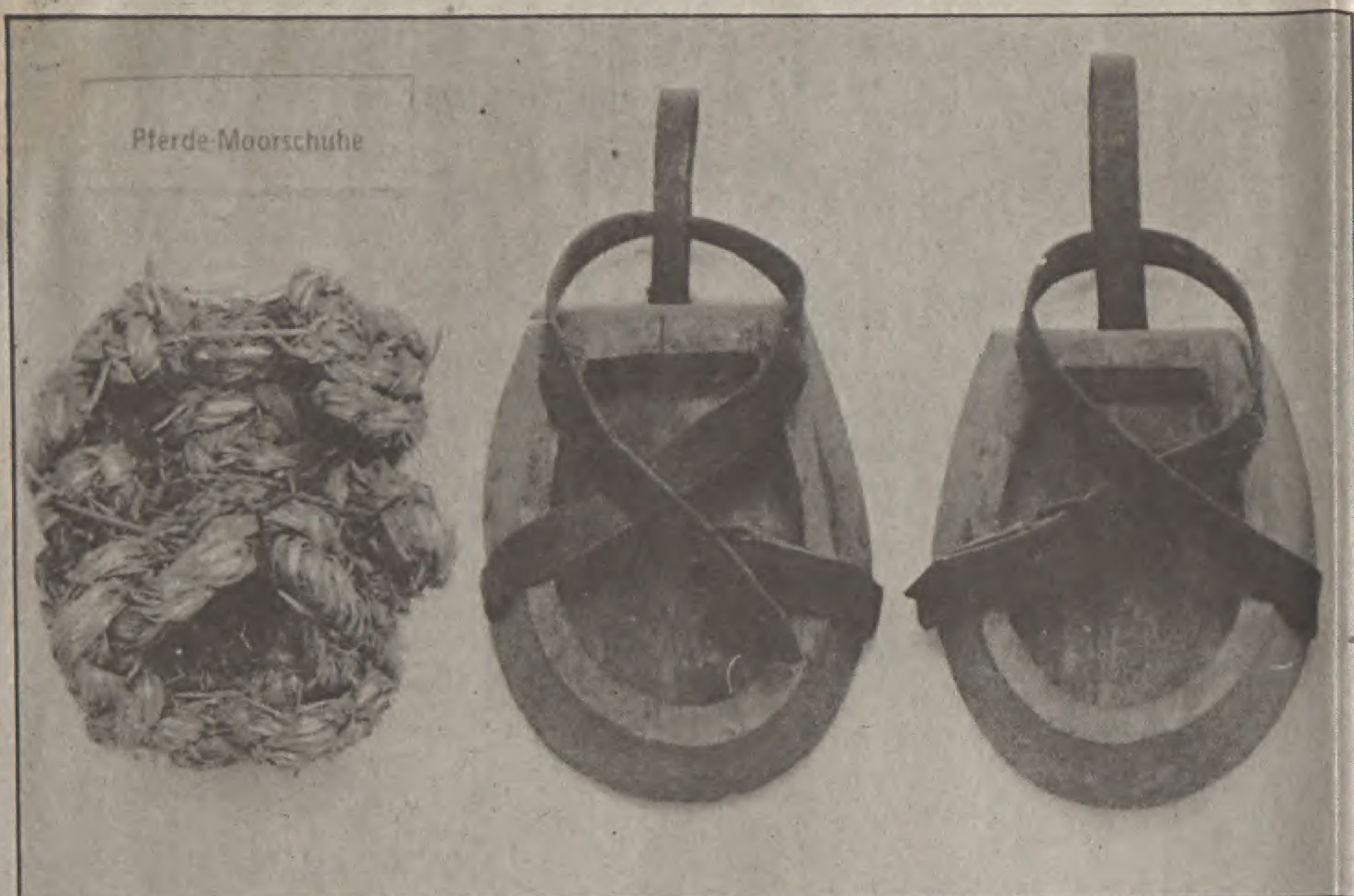
Weiss (3)

Stangen sollen die Rückkehr des Missetäters verhindern

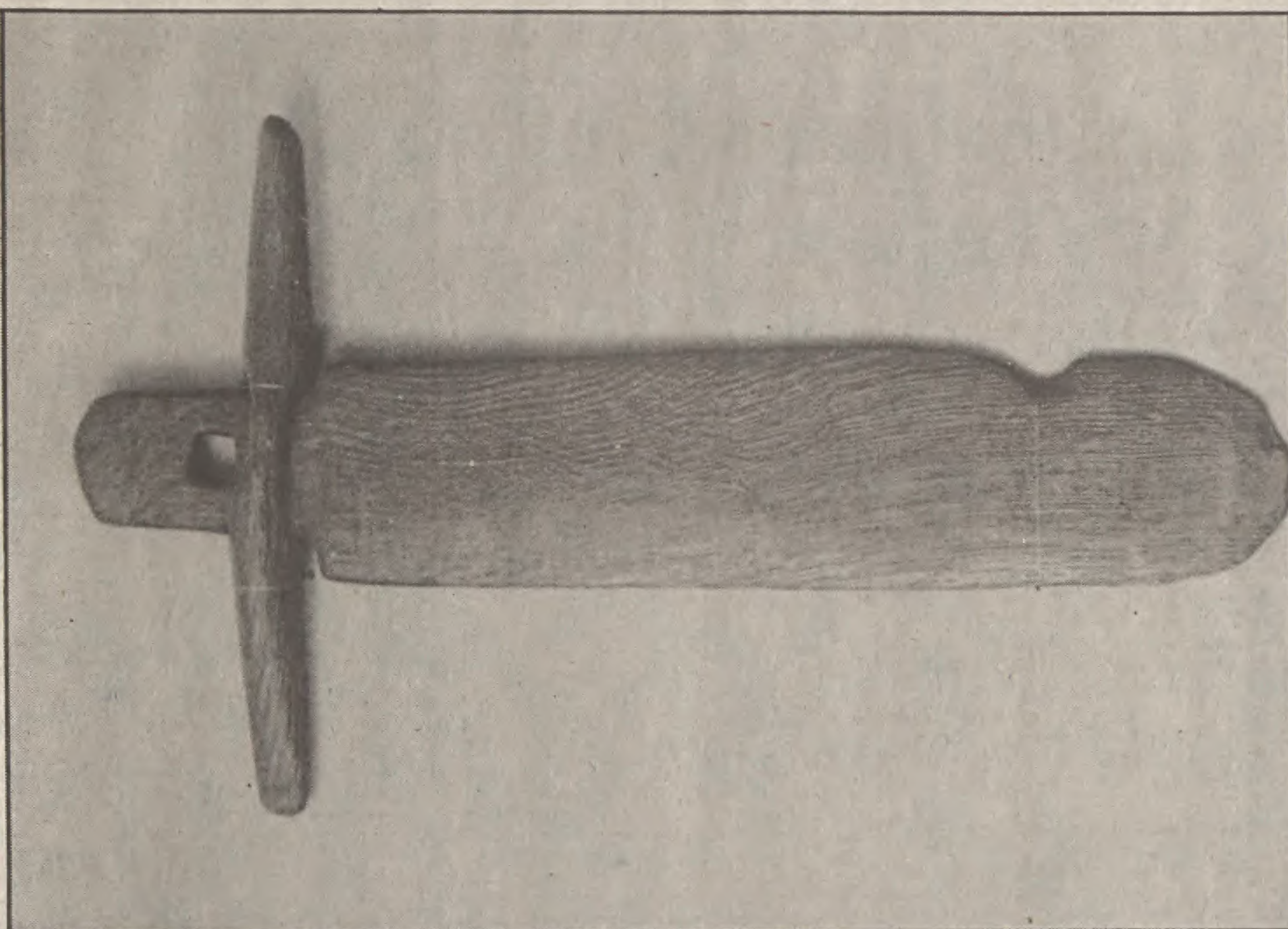
Grund und die Verunglimpfungen gehen auf Vorstellungen zurück, die man aus mythologischen, historischen und volkskundlichen Quellen erschlossen hat: Man fürchtete den sterbenden oder bereits toten Missetäter, aber ebenso den durch Gewalt Umgekommenen, der kein Verbrechen begangen hatte.

Deshalb „verbannte" man solch einen Toten weitab von den Siedlungen in unfruchtbare Gebiete, gab ihn im Moor den dort hausenden bösen Dämonen zur endgültigen Vernichtung preis und verhinderte so sicher seine Berührung mit dem wertvollen Ackerboden. Dieser Brauch läßt sich bis hinein ins 19. Jahrhundert nachweisen.

Als Menschenopfer müssen allerdings diejenigen Moorleichen gelten, die mit Sachgütern und häufig mit Überresten von Kultmahlzeiten (Haustierknochen, hauptsächlich von Pferd, Hund und Schwein) zusammen gefunden wurden.
Ws.



Mit solchen Moorschuhen aus Holz oder Binsen wurden die im Moor eingesetzten Pferde ausgestattet. Durch die Vergrößerung der Huffläche waren die Vierbeiner besser gegen das Einsinken geschützt.



Ein Torfspaten aus der Eisenzeit um etwa 500 vor Christi wurde 1881 im Tensbütteler Moor im Kreis Süderdithmarschen gefunden. Das Ausstellungsstück ist eine Nachbildung. Sämtliche Aufnahmen: Heinz Koberg

Museen und Sammlungen im Landkreis Hannover (V)

Das Torfmuseum ist weit und breit einzigartig

Von Heinz Koberg

Hannover-Land. Das Torfmuseum des Landkreises Hannover im Schloß Landestrost in Neustadt am Rübenberge unterscheidet sich von allen Heimat- und geschichtsbezogenen Museen erheblich, denn es behandelt ausführlich ein Fachgebiet, das in der aktuellen Diskussion um Ökologie und Ökonomie eine besondere Rolle spielt. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß Besucher und Gruppen nicht nur aus dem Landkreis und aus der Bundesrepublik, sondern auch aus dem benachbarten Ausland kommen.

Das Spezialmuseum wurde im Oktober 1980 eröffnet. Ein Teil seiner Ausstellung stammt aus einer Belegsammlung der schon 1911 gegründeten Versuchsanstalt für Technische Moorverwertung an der damaligen Technischen Hochschule Hannover. Der Landkreis Hannover hat das Material als Leihgabe vom Torfinstitut des Niedersächsischen Landesamtes für Bodenforschung übernommen. Es handelt sich hierbei um die Nachfolgeeinrichtung der Versuchsanstalt, die 1969 aufgegeben wurde.

Die ursprünglich nur aus Moorpflanzen und Torfprodukten bestehende Sammlung wurde vom Landkreis Hannover mit Fotos, Texttafeln und Arbeitsgeräten unter Einbeziehung der Ökologie erweitert. Ihr Wert führte dazu, daß die Kreisvolkshochschule Hannover die pädagogische Betreuung übernommen hat.

Moore sind trotz aller Ausbeutung und trotz des erheblichen Rückgangs ihrer Flächen in Niedersachsen ein landschaftsbestimmender Faktor geblieben. Das Land ist reich an Hoch- und Niedermooren; denn es war in dreihunderttausend Jahren den wechselnden Eiszeiten ausgesetzt, in deren Gefolge die Grundlagen für die Moorbildung entstanden. Neustadt liegt in einem Moorgebiet, insofern ist der Standort für das Museum angemessen.

Die Kreisvolkshochschule Hannover mit ihrer Geschäftsstelle in Neustadt bezieht das Museum in ihr Programm ein. Sie hat wissenschaftlich fundiertes Anschauungsmaterial im eigenen Hause. Die jährlichen Besucherzahlen steigen, im abgelaufenen Jahr waren es rund 3500. Gruppen, die sich zu Seminaren oder zu Führungen dort treffen, bilden den Hauptteil. Kurse der Volkshochschule behandeln Moore, Ökologie, Gewässerhygiene oder andere Themen des Umweltschutzes im Torfmuseum.

Abgesehen von diesen Kursen und Seminaren, die vielfach von dem Volkshochschulmitarbeiter Walter Zuber geleitet werden, sind seit dem 1. Oktober 1984 auch dienstags und donnerstags Einzelbesucher willkommen. Von 15 bis 17 Uhr ist geöffnet. Häufig steht zur Beantwortung von Fragen oder zur Beratung der wissenschaftliche Mitarbeiter des Museums, Bernhard Birkholz, zur Verfügung. Telefonische Anmeldungen oder Anfragen sind möglich unter der Nummer der Geschäftsstelle (0 50 32) 10 61.

Das Torfmuseum ist in vier Gruppen gegliedert. Schon im Eingangsbereich, entlang der Wendeltreppe, die in den Turm und das Obergeschoß führt, sind Werkzeuge zur Torfgewinnung zusammengestellt. Dabei führt ihre Geschichte – zumindest in einer Nachbildung – bis in die vorchristliche Zeit zurück. Ein eisenzeitlicher Torfspaten, vor 100 Jahren in Süderdithmarschen gefunden, ist eins der kostbaren Stücke der Sammlung. Er ist Zeuge dafür, daß der Wert des Torfs schon frühzeitig von den seßhaft gewordenen Menschen erkannt wurde. Die weiteren Werkzeuge führen durch Jahrhunderte bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, als Torfstich noch einmal wirtschaftlich interessant wurde und der Handbetrieb seinen letzten Höhepunkt erlebte. Jetzt ist er fast überall völlig aufgegeben worden. Für den unentbehrlichen Helfer, das Pferd, hatten die Moorbauern Schuhe ausgedacht, die den Hufen eine verbreiterte Fläche und dadurch Sicherheit auf dem moorigen Untergrund gaben.

Industrielle Torfgewinnung und -verarbeitung wird mit vielen Fotos, aber auch mit Geräten und Material dargestellt. Eine andere Abteilung berichtet über die Entstehungsgeschichte der Moore. Dargestellt werden die geologischen Voraussetzungen, die Abhängigkeiten von Klima und Wasser, Entwicklung der Pflanzengesellschaften und der Tierwelt. Dann folgt der Abschnitt über Torfindustrie und Produkte und schließlich der Nutzungswandel, der sich aus der veränderten Denk- und Verantwortungsweise der Menschen ergeben hat.

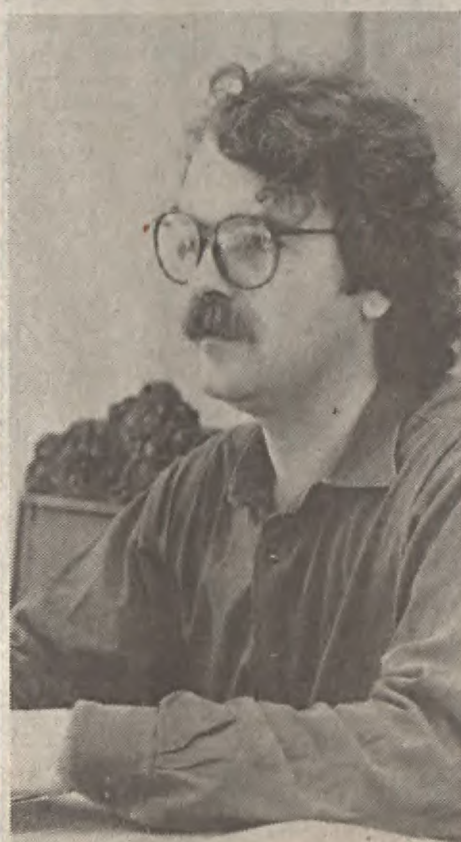
Die ökologische Bedeutung der Moore ist nicht mehr umstritten. Verfahren zu ihrer Regenerierung werden ausgearbeitet, und insofern soll die unendliche Schöpfung, die bei intakten Mooren auch heute noch in 10 000 Jahren ein neues Torfpolster schafft, überall wirken können, wo immer die Rettung der Moore noch möglich ist.

Im Moorschutzprogramm der Niedersächsischen Landesregierung wird hierzu festgestellt: „Lange Zeit galten Moore als lebensfeindlicher Raum für den Menschen, den es zu kultivieren und in eine nutzbare Form umzuwandeln galt. Diese Sichtweise hat in der Gegenwart eine Wandlung erfahren, indem der Wert der Moore als charakteristischer Bestandteil der niedersächsischen Landschaft, ein letzter Rest natürlicher oder naturnaher Landschaft, Lebens- und Rückzugsraum gefährdeter Tier- und Pflanzenarten, unersetzbares natürliches Forschungsarchiv und Zeugnis früherer Kulturen, Lebens- und Wirtschaftsweisen zunehmend erkannt wird. Diese Werte gilt es dauerhaft zu sichern."

Dazu leistet das Torfmuseum einen bedeutenden Beitrag.



Ein großes Luftbild im Eingangsbereich des Torfmuseums aus dem Otternhagener Moor macht deutlich, wie die Moorbauern beim Handtorfstich vorgegangen sind. Jedes Loch bezeichnet ein Tagewerk, zwischen den Reihen der Kuhlen verlaufen die Dämme, auf denen der Torf getrocknet und später abgefahren wurde.



Walter Zuber, ein Mitarbeiter der Kreisvolkshochschule Hannover, Geschäftsstelle Neustadt, bezieht das Torfmuseum in die Volkshochschularbeit ein.

Das Schloß wird 1986 400 Jahre alt

Das Schloß Landestrost in Neustadt ist eines der bedeutendsten Profangebäude im Landkreis Hannover. Es gehört zu den wenigen Schloßanlagen der Renaissance in Nordwestdeutschland und wurde in den Jahren von 1573 bis 1586 gebaut, als die Calenberger Herzöge die Leinestadt zu ihrer Residenz machten.

Das Schloß liegt auf dem Erichsberg hoch über dem Fluß. Der Berg mit seiner Parkanlage hat seinen Namen nach den Herzögen, drei von ihnen hießen Erich.

Landestrost gehört dem Landkreis Hannover, der nicht nur Museum und Volkshochschule darin unterhält, sondern auch Bücherei und eine Reihe von Verwaltungsdienststellen.



In Turm und Dachgeschoß des Ostflügels im Schloß Landestrost in Neustadt sind die Sammlungen des Torfmuseums aufgebaut.



An den Wänden entlang der Wendeltreppe im Turm des Schlosses Landestrost sind Werkzeuge ausgestellt, die mit der Torfgewinnung durch Handbetrieb zu tun hatten.



Die Methoden des Torfstichs wandelten sich im Laufe von Jahrhunderten, und mit ihnen änderten sich die Werkzeuge, die benutzt wurden.

Zweite Aktuelle Stunde seit der Gebietsreform

Stadtbahnanschluß für Garbsen bleibt weiter unumstritten

Garbsen (bm). In seiner zweiten Aktuellen Stunde seit der Gebietsreform hat sich der Rat am Montagabend auf Antrag der SPD-Opposition mit der vom Landeskabinett beschlossenen Ablehnung des Stadtbahnanschlusses für Garbsen beschäftigt. Nach 30 Minuten beendete Bürgermeister Heinz Priebe entsprechend der Geschäftsordnung des Rates die Diskussion mit einem Appell an die Gemeinsamkeit der vier Ratsparteien. Priebe forderte seine Ratskollegen auf, sich weiterhin für den Stadtbahnanschluß stark zu machen.

Zu Beginn der Ratssitzung wurde Evelyn Koch als neues Ratsmitglied für den aus beruflichen Gründen zurückgetretenen CDU-Ratsherrn Andreas Weber verpflichtet.

SPD-Fraktionsvorsitzender Dieter Wallraff mahnte in seinem Beitrag zur Aktuellen Stunde die anderen drei Parteien, die schon vor Jahren beschlossene Gemeinsamkeit nicht zu verlassen. „Wenn überhaupt noch eine Chance besteht, einen Stadtbahnanschluß nach Garbsen zu bekommen, dann geht das nur, wenn alle vier Parteien sich einig sind", erklärte er. Die Diskussion über den öffentlichen Personennahverkehr verlaufe bei den Betroffenen derzeit nicht ohne Grimm. Noch vor zwei Jahren sei Garbsen zugesichert worden, daß bis zur Verlängerung der Stadtbahnlinie C eine direkte Busverbindung nach Hannover erhalten bleibe. Jetzt werde sowohl der Stadtbahnanschluß, als auch die direkte Busverbindung nach Hannover gestrichen, beklagte Wallraff.

Er äußerte Zweifel an der Einschätzung des Landeskabinetts, daß ein Stadtbahnanschluß nach Garbsen unrentabel sei, bereits bestehende Endhaltepunkte wie Lahe oder Mühlenberg aber rentabel arbeiten würden. Die Schienenanbindung sei zwar nicht das Allheilmittel für das gesamte Stadtgebiet, jedoch Voraussetzung für die Lösung der Verkehrsprobleme.

Die FDP-Fraktionsvorsitzende Sigrid Schneider, zugleich Landtagsabgeordnete ihrer Partei, bezeichnete die Entscheidung des Kabinetts als „Übernachtsprünge", die zu verurteilen seien. Sie kündigte an, Kampfgenossen bei allen Parteien zu suchen, um doch noch einen Stadtbahnanschluß für Garbsen zu erreichen.

Eberhard Wicke (CDU) erklärte, man müsse drei Sachverhalte auseinanderhalten, zum einen die Finanzierung – hier habe das Land bisher mit 200 Millionen Mark für den Personennahverkehr viel geleistet, zum anderen müsse man wissen, daß Garbsen bei der Stadtbahn immer hinter Langenhagen und Ahlem rangiert habe. Hauptpunkt sei viel mehr, daß die Stadt Hannover bisher nicht die planungsrechtlichen Voraussetzungen für den Stadtbahnbau geschaffen habe.

UBL-Fraktionsvorsitzender Heinz Pape übte heftige Kritik an der SPD, die zu Zeiten, wo sie Verantwortung in der Stadt und im Land getragen habe, ständig dem Straßenbau den Vorrang gegeben habe. Die Entscheidung der CDU-Landesregierung bezeichnete er als „nahtloses Durchregieren".



Der CDU-Bundestagsabgeordnete Dr. Dietmar Kansy überreichte zu Beginn der jüngsten Ratssitzung an Bürgermeister Heinz Priebe (links) eine Urkunde von Bundeswohnungsbauminister Oscar Schneider. Damit sollen die Leistungen der Stadt und der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft für Verbesserungen des Wohnumfeldes im Mietwohnungsbau anerkannt werden. Die Übergabe des „Oscars" beobachtete der stellvertretende Bürgermeister Karl-Heinz Strehlke (Bildmitte). Aufn.: hdb



Im Schüler-A-Doppel siegten Axel Dettmer (hinten links) und Jurai Svandjak (rechts) vom TK Berenbostel gegen Matthias Schwarz und Heiko Hügel (im Vordergrund), beide Garbsener SC. Aufn.(2): hdb

180 Aktive kämpfen in 14 Leistungsklassen um die Titel

Tischtennis-Stadtmeisterschaft soll künftig jedes Jahr angeboten werden

Garbsen (hdb). Die Neuauflage der zuletzt 1980 ausgerichteten-Stadtmeisterschaft ist bei den eingeladenen Vereinen auf großen Zuspruch gestoßen. 180 Aktive in 14 Leistungsklassen kämpften um die Titel an zwölf Tischen in der Sporthalle der Orientierungsstufe am Planetenring. Die Vereinswertung und damit den von der Stadt Garbsen gestifteten Wanderpokal gewann der Veranstalter Garbsener Sportclub.

Nach dem großen Erfolg in diesem Jahr waren sich alle Beteiligten einig: Die Stadtmeisterschaft soll künftig wieder in jedem Jahr ausgerichtet werden. Für 1986 hat bereits der TSV Havelse seine Bereitschaft zur Übernahme der Organisation bekundet.

GSC-Spartenleiter Ulrich Raboch, Initiator der Veranstaltung, freute sich über die überraschend starke Zahl der Meldungen. „Wir hoffen, daß die anderen Vereine künftig mitziehen und die Stadtmeisterschaft nicht wieder einschläft", meinte Raboch. Er kündigte für diesen Fall an, daß der GSC dann regelmäßig als Ausrichter fungieren wird. Raboch fand auch lobende Worte für den Hausmeister, der die „Sperrstunde" großzügig auslegte.

Der Garbsener SC sammelte in der Vereinswertung mit 432 Punkten die Höchstzahl vor dem Turnklub Berenbostel (226 Punkte) und dem SV Frielingen (151 Punkte). Stolz konnte die jüngste Teilnehmerin, Sonja Ramos, den Wanderpokal der Stadt Garbsen entgegennehmen.

Die Ergebnisse: Schülerinnen B: 1. Sonja Ramos, 2. Linda Reichl, 3. Manuela Fritz (alle GSC); Schülerinnen B Doppel: 1. Sonja Ramos/Linda Reichl, 2. Manuela Fritz/Andrea Krug (alle GSC); Schülerinnen A: 1. Kerstin Beinert (TSV Havelse), 2. Linda Reichl (GSC); Mädchen: 1. Silvia Nowak (SV Frielingen), 2. Bärbel Hackbart (TKB); Mädchen Doppel: 1. Inga Tegtmeier/Christine Zimmermann (TKB), 2. Silvia Nowak/Bärbel Hackbart (SV Frielingen/TKB); Schüler B: 1. Sven Gießelmann (TKB), 2. Mario Di-Santolo (TKB), 3. Thorsten Niemann (GSC); Schüler B Doppel: 1. Sven Gießelmann/Mario Di-Santolo (TKB); Schüler A: 1. Axel Dettmer (TKB), 2. Jurai Svandjak (TKB); Schüler A Doppel: 1. Axel Dettmer/Michael Betke (TKB), 2. Matthias Schwarz/Heiko Hügel (GSC); Jungen: 1. Karsten Meier (GSC), 2. Axel Dettmer (TKB); Schüler Mixed: 1. Beinert Svandjak (TSV Havelse/TKB), 2. Schwarz/Reichl (GSC); Jugend Mixed: 1. Rust/Tegtmeier (Wacker Osterwald), 2. Lehmann/Bachmann (GSC)/TSV Havelse); Damen bis Bezirk: 1. Anja Abel (TSV Havelse), 2. Karin Raboch (GSC); Damen Doppel: Karin Raboch/Barbara Steinfeld (GSC); Damen offene Klasse: 1. Bettina Bader (GSC), 2. Birgit Lindler (Wacker Osterwald); Damen Doppel: 1. Hildegard Fietkau/Cornelia Forner (GSC); Herren bis Kreis: 1. Thomas Kluth (SV Frielingen), 2. Dirk Kleine (SV Frielingen); Herren bis Bezirksklasse: 1. Richard Henning (TKB), 2. Roger Schyniol (GSC); Herren bis Bezirksliga: 1. Lutz Fietkau (GSC), 2. Karsten Meier (GSC); Herren offene Klasse: 1. Jan Skuczik (GSC), 2. Richard Henning (TKB).



Die jüngste Teilnehmerin der Stadtmeisterschaft, Sonja Ramos vom Garbsener SC, nahm den Wanderpokal für den erfolgreichsten Verein in Empfang.

Notizen und Termine

Das Kommunale Kino zeigt heute um 16 Uhr in der Aula der Grundschule Osterberg den Farbfilm „Der schwarze Hengst kehrt zurück" (freigegeben für Kinder ab sechs Jahren). Um 19.30 Uhr läuft der Streifen „Unter Feuer" für Besucher ab 16 Jahren.

Die SPD-Abteilung Berenbostel lädt heute um 20 Uhr zu einer parteiöffentlichen Versammlung in der Gaststätte „Zum dicken Fritz" ein. Mit interessierten Bürgern soll über das neue Buslinienkonzept diskutiert werden.

Die Italienische Gemeinde nimmt heute in der Zeit von 17 bis 18.30 Uhr Anmeldungen für italienische Sprachkurse in ihrer Geschäftsstelle, Hannoversche Straße 134, entgegen.

Die Friedensinitiative Garbsen trifft sich heute um 20 Uhr im Gemeindehaus der Willehadi-Kirchengemeinde, um über das Thema „100 Thesen zu Frieden und Menschenrechte" zu diskutieren.

Die Rentner-Union Berenbostel bietet ihren Mitgliedern heute ab 14.30 Uhr während eines Kaffeenachmittags eine Filmvorführung an. Offene Altenbetreuung erfolgt in der Zeit von 14.30 bis 16.30 Uhr.

Altpapier wird heute im Stadtteil Havelse von einem privaten Unternehmen abgeholt.

Die Arbeiterwohlfahrt Stelingen hat für den heutigen Kaffeenachmittag im Sporthof Stelingen den Apotheker Dr. Henssen für einen Vortrag gewinnen können. Die Veranstaltung beginnt um 15 Uhr.

Einen Vortrag zum Thema „Umweltschutz" halten heute ab 14 Uhr in der Gaststätte Bullerdieck Hannelore Wangnick und Karl Fischer von der „Ländlichen Erwachsenenbildung" vor den Landfrauen.

Der Bogensportclub Garbsen hat seine Mitglieder für Freitag, 1. Februar, um 19.45 Uhr in das Sportheim des MTV Meyenfeld zur Hauptversammlung eingeladen. Auf der Tagesordnung stehen die Neuwahlen des Vorstandes.

Der Stadtteilladen am Bärenhof veranstaltet am Sonnabend, 2. Februar, ab 20 Uhr einen Gesprächsabend über Astrologie und Traumdeutung. Als Gäste wurden Undo, der Fakir, und die Sternbildmalerin Renate Grabau eingeladen.

Apothekennotdienst: Central-Apotheke, Berenbostel, Dorfstr. 2, Telefon (0 51 31) 60 75, und Neue Apotheke, Letter, Lange-Feld-Str. 18, Telefon (05 11) 40 12 96.

Notrufe: Polizei 1 10, Revier Meyenfelder Str. (0 51 31) 70 11; Polizeiwache (0 51 31) 70 12 15; Feuerwehr 1 12; ärztlicher Notdienst (0 51 37) 7 10 10; Sozialstation (0 51 37) 70 43 09; Beratungsstelle für Erziehungs-, Ehe- und Lebensfragen (0 51 37) 7 38 57; Gasversorgung Nord-Hannover (0 51 37) 7 10 07; Hastra-Störungsmeldestelle (0 50 32) 8 33 22.

Wir gratulieren

Bokeloh. Anna Barz (72), Hopestr. 16.

Schneeren. Hans Götz (71), Neuer Sandberg.

Wunstorf. August Ertel (75), Am neuen Weg 24.

Ein Leben ging zu Ende,
gebrochen ist die Kraft.
Es ruh'n die fleißigen Hände,
die nur für uns geschafft.

Nach einem erfüllten Leben rief Gott meine herzensgute Mutter und Schwiegermutter, unsere allerbeste Oma, Uroma, liebe Schwester, Schwägerin, Cousine und Tante zu sich in sein himmlisches Reich.

Emma Pauling
geb. Drösemeyer
* 7. April 1895 † 28. Januar 1985

Dankbaren Herzens und in stiller Trauer nehmen Abschied:
Anni Tilch geb. Pauling
Heinrich Tilch
Enkel und Urenkel
sowie alle Verwandten

Lutter, den 28. Januar 1985

Die Beerdigung findet am Sonnabend, dem 2. Februar, um 14 Uhr von der Friedhofskapelle in Lutter aus statt.
Bestattungsinstitut H. Fedler, Lutter, Telefon (0 50 32) 4 82.

Plötzlich und unerwartet entschlief heute mein lieber Lebensgefährte, Bruder, Schwager und Onkel

Walter Siegel

im Alter von 58 Jahren.

In stiller Trauer:
Elvira Pfeiffer geb. Seeland
und alle Angehörigen

3008 Garbsen 4, den 28. Januar 1985
OT Berenbostel, Osterwalder Straße 25

Die Beerdigung findet am Dienstag, dem 5. Februar, um 13.30 Uhr von der Berenbosteler Friedhofskapelle aus statt.
Bestattungsinstitut Henschel, Berenbostel, Telefon (0 51 31) 79 79.

Für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme durch Wort, Schrift, Geld-, Kranz- und Blumenspenden sowie die trostreichen Worte des Herrn Pastor Lorenz beim Heimgange unserer lieben Entschlafenen

Adelgunde Reichel

sagen wir hiermit unseren aufrichtigen Dank.

Im Namen aller Angehörigen:
Familie Heinrich Behnsen

3050 Wunstorf 1 OT Kolenfeld, im Januar 1985
Alte Reihe 16

Am 27. Januar 1985 verstarb plötzlich und unerwartet infolge eines Verkehrsunfalles im Alter von 20 Jahren unser Kamerad

Panzerkanonier
Frank Schlüter

Wir werden sein Andenken in bleibender Erinnerung behalten.

Die Kameraden der 2./PzArtBtl 35

Die Beisetzung findet am 1. Februar um 10 Uhr auf dem Gemeindefriedhof Berenbostel statt.
Ausführung: Bestattungsinstitut Henschel, 3008 Garbsen 4.

Mit dankbarem Herzen sind wir allen verbunden, die uns beim Heimgange unserer lieben Verstorbenen

Elfriede Alisch
geb. Gerberding

ihre Anteilnahme erwiesen haben. Besonderen Dank sagen wir Herrn Pastor Buchmann für seine tröstenden Worte.

Im Namen aller Angehörigen:
Familie Alisch

Neustadt, im Januar 1985

Die **EXHAUST RIDERS MC NEUSTADT**

verabschieden sich
von ihren Brüdern

HARRO und AUGUST

27. 1. 1985

Sie leben in uns weiter!

Bekanntmachung
Die Arbeiterwohlfahrt Wunstorf gibt Ihren Mitgliedern bekannt, das die Jahreshauptversammlung nicht am 9. 2. 85 sondern am 23. 3. 85 im Freizeitheim Blumenau stattfindet

Kaufe Ihren
Kühlschrank, Gasherd, Waschmaschine u. Gefriergerät, auch defekt. ☎ (0 50 32) 71 53

Achtung!
An alle Geschäftsleute und Privatpersonen: Wenn Sie etwas zu erledigen haben, biete ich meine Kurierdienste schnell u. preisw. an. ☎ (0 50 27) 16 16

Raumpflegerin
für Wunstorf gesucht. Arbeitszeit Mo.–Sbd., 7–8.30 Uhr. ☎ (05 11) 61 19 89

Biete für Selbständige und Existenzgründer der Konzession **für Kfz-Rep.-Werkstatt.** Rat und Hilfe beim Aufbau und bei der sicheren Auslastung, evtl. auch finanz. Beteiligung werden geboten. Kontakte unter LZ 3832

Suche wegen Geschäftserweiterung einen **jungen Mitarbeiter** aus d. kfm. Bereich f. vorerst 2 Stunden täglich. ☎ (05 11) 33 28 69

Leit. Angestellter sucht Haus od. große Whg., Miete od. Kauf. HW-Immobilien, ☎ (0 50 33) 29 11

Kachelöfen und Kamine
individuell geplant und perfekt aufgebaut durch die Kamin-Diele in Neustadt-Bordenau, ☎ (0 50 32) 6 11 88

Öfen Riesenauswahl
Ölöfen ab 195,–, Kohleöfen ab 395,–. Zettlitz, NRÜ, Wallstraße

Kamine + Kaminöfen. Beratung, Verkauf, Einbau. Zettlitz, NRÜ, Wallstraße 11, ☎ (0 50 32) 44 44

Omas alte Möbel, Haush.-Auflösungen, Nachlässe kauft lfd. Antik-Frantz, ☎ (0 57 61) 31 16 od. (0 50 37) 13 40

TAXI ☎ (0 50 32) **13 00**

Fliesenarbeiten
m. Meistergarantie, ☎ (0 51 31) 5 30 36

VHS-Filmverleih
Kinohits auf Video, 2 Tage 1 Film 6,–DM, 3 Filme 15,– DM.
FERNSEHMEISTER HEYNE
Wunstorf, Lange Straße 64

Taufkleider
zu verleihen! Wo? KINDER-VITRINE, Berenbostel (neben dem Rathaus), Birkenweg 5, ☎ (0 51 31) 9 39 13

Wir arbeiten Ihr altes Oberbett zu einem mod. Flachbett um. Federreinigung einschl. neuem Steppinlett, ab 78,– DM. Sobendieck, Engelbosteler Damm 82–88, ☎ 70 19 71

Amtl. Sportbootführerschein 240,– DM. Yachtschule Garbsen, Marienstr. 2 A, ☎ (0 51 37) 7 39 58, Kursbeg. 31. 1., 19 Uhr

Die Kripo rät:

Sichern Sie Ihr motorisiertes Zweirad gegen Diebstahl.

Schließen Sie den Rahmen – möglichst samt Vorder- oder Hinterrad – mit einer Stahlkette oder einem Stahlbügel an einen feststehenden Gegenstand an.

Wir und unsere Polizei

BEAUTY? KOMPLETT DYNIQUE
MODE-, FARB & STILBERATUNG
bei Ihrer Kosmetikerin
Uschi Schifferings, ☎ (0 50 32) 17 06

Spiegel
auch zum Ankleben u. m. Lochbohrung
Glas Heyse GmbH
Glaserei
3057 Neustadt 1
Im Kühlen Grunde 10, ☎ (0 50 32) 12 62

ARAG-Rechtsschutz
Bezirksinspektor
Siegfried Taffel, Wunstorf 28 21

Unser Angebot zum Kennenlernen übers Wochenende:
1 Videorecorder + 2 Filme **24.–**
VIDEO CENTER SIEMER
Wunstorf Hindenburgstr. 14 ☎ (0 50 31) 30 81-82

Brich dem Hungrigen Dein Brot

Unter diesem Bibelwort steht ein gemeinsamer Aufruf der beiden kirchlichen Hilfswerke »Brot für die Welt« und »Misereor«, um Not in der Dritten Welt zu lindern. Vorgedruckte Überweisungs-Zahlscheine finden Sie bei Sparkassen/Landesbanken, Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen sowie den Filialen von Baden-Württembergische Bank, Bank für Gemeinwirtschaft, Bayerische Vereinsbank, Commerzbank, Deutsche Bank, Dresdner Bank, Hypo-Bank und Oldenburgische Landesbank.
Wenn Sie Informationsmaterial wünschen, schreiben Sie entweder an: BROT FÜR DIE WELT, Postfach 476, 7000 Stuttgart 1 oder MISEREOR, Postfach 1450, 5100 Aachen.

BROT FÜR DIE WELT-Spendenkonto 500 500 500 bei folgenden Instituten:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01)
Evangelische Darlehnsgenossenschaft Kiel (BLZ 210 602 37)
Baden-Württembergische Bank Stuttgart (BLZ 600 200 30)
Bank für Gemeinwirtschaft Stuttgart (BLZ 600 101 11)
Bayerische Vereinsbank AG Stuttgart (BLZ 600 202 90)
Commerzbank AG Stuttgart (BLZ 600 400 71)
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70)
Dresdner Bank AG Stuttgart (BLZ 600 800 00)
Hypo-Bank Stuttgart (BLZ 601 200 50)
Oldenburgische Landesbank Oldenburg (BLZ 280 200 50)

MISEREOR-Spendenkonto 556 bei folgenden Instituten:
Stadtsparkasse Aachen (BLZ 390 500 00)
PAX-Bank Aachen (BLZ 391 601 91)
Baden-Württembergische Bank Stuttgart (BLZ 600 200 30)
Bank für Gemeinwirtschaft Aachen (BLZ 390 101 11)
Bayerische Vereinsbank München (BLZ 700 202 70)
Commerzbank Aachen (BLZ 390 400 13)
Deutsche Bank Aachen (BLZ 390 700 20)
Dresdner Bank Aachen (BLZ 390 800 05)
Hypo-Bank München (BLZ 700 200 01)
Oldenburgische Landesbank Oldenburg (BLZ 280 200 50)

Brot für die Welt
MISEREOR

Leder aus Leese
AERO
Seit über 30 Jahren
Ihr Spezialist für Ledermoden



Aus unserem großen Programm hochwertiger Leder- und Lederpelzbekleidung laufend Einzelteile zu reduzierten Preisen.

H. HANEKAMP
– Leeser Verkaufsstätte –
Telefon (05761) 1226
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. 9 bis 18 Uhr (durchg.), jeden Sbd. von 9 bis 13 Uhr. An jedem ersten Sonnabend im Monat durchgehend von 9 bis 18 Uhr geöffnet.
Leder aus Leese
Sie erreichen uns:
Kostenlose Parkplätze direkt neben der Fabrik!

770023

DAS TEUFELS-MOOR

Quarzuhr für einen neuen Leser



Wenn Sie WELT am SONNTAG regelmäßig lesen, kennen Sie den Wert Ihrer Sonntagszeitung selbst am besten. Deshalb wird es Ihnen leicht sein, auch Ihren Freunden, Nachbarn, Verwandten und Bekannten WELT am SONNTAG zu empfehlen – eine aktuelle Sonntagszeitung von internationalem Rang, die jeden Sonntag ins Haus gebracht wird. Für <u>einen</u> neuen, regelmäßigen Leser, den Sie WELT am SONNNTAG vermitteln, erhalten Sie als Prämie diese wertvolle Herren-Quarzuhr:

Extrem ganggenauer Quarz-Zeitcomputer CHRONOGRAPH CTX 7000. Mit laufender Tages-, Stunden-, Minuten- und Sekundenanzeige. Terminkalender mit Alarmton.
Stoppuhr mit 1/100 Sek.-Messung und Zwischenstoppzeit. Datums-Anzeige Zifferblattbeleuchtung. Attraktives Edelstahlband.

WELT am SONNTAG

Ich kann diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen schriftlich widerrufen bei der Axel Springer Verlag AG, Vertriebsabteilung WELT am SONNTAG, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, 2000 Hamburg 36. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Bestellschein

An **WELT am SONNTAG**
Vertriebsabteilung, Kaiser-Wilhelm-Str. 6
2000 Hamburg 36

Bitte liefern Sie mir WELT am SONNTAG regelmäßig ab ____________
für mindestens 1 Jahr.
Preis DM 2,20 pro Ausgabe, vierteljährlich DM 28,60

Name ____________

Straße/Nr. ____________

PLZ/Ort ____________

____
Unterschrift des neues Lesers

Ich kann diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen schriftlich widerrufen bei der Axel Springer Verlag AG, Vertriebsabteilung WELT am SONNTAG, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, 2000 Hamburg 36. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

____
Datum/Unterschrift des neuen Lesers

Diese Bestellung habe ich WELT am SONNTAG vermittelt.

Der neue Leser gehört nicht zu meinem Haushalt und hat WELT am SONNTAG bisher nicht regelmäßig gelesen.

○ Bitte senden Sie mir nach Lieferaufnahme und Zahlung des ersten Bezugsgeldes durch den neuen Leser als Werbeprämie die wertvolle Quarzuhr.

○ Bitte senden Sie mir Ihren Prämienkatalog.

Name des Vermittlers ____________

Straße/Nr. ____________

PLZ/Ort ____________

____
Datum/Unterschrift des Vermittlers

770024

Das Moor – kein Buch mit sieben Siegeln

Torf wurde dem Museumsverein von Hajo Hayen als aussagekräftiges „Geschichtsbuch" vorgestellt

1. 3. 83

Nienburg (eck). **„Ein Mann der Tat; ein Praktiker", das ist der führende Moor-Archäologe Niedersachsens, Hajo Hayen aus Oldenburg, den mit diesen Worten Jürgen Böhnig als Vorstandsmitglied des Nienburger Museumsvereins jetzt etwa 80 Zuhörern im Rauchhaus vorstellte. Mit seinen fundierten Ausführungen und einer guten Portion Humor faszinierte der prominente Gast sein Publikum derart, daß die geringe Raumtemperatur des Museumsgebäudes stillschweigend in Kauf genommen wurde.**

Die von eindrucksvollen Lichtbildern begleiteten Ausführungen verwandelten Torf vom Brennstoff zurückliegender Zeiten unversehens in ein Dokument. Als die nordischen Moore um 1780 ihre größte Ausdehnung erreicht hatten und annähernd 25 Prozent der Bodenfläche bedeckten, war es nach Worten Hajo Hayens eine Kunst, übers Moor zu laufen; andernfalls geriet man „in den Fahrstuhl zur Moorleichenzeit".

Ehe der Referent jedoch ins „Gruselkabinett" eintrat, führte er seine gebannt lauschenden Zuhörer erst einmal in das Wunder des Torfmoos-Wachstums ein, das gänzlich vom Regenwasser abhängig ist und ohne Wurzeln auskommt. Während das Torfmoos jährlich bis zu 30 Zentimeter in die Höhe wächst und sich darüber hinaus weit verzweigt, sterben untere Pflanzenteile ab und bilden den Boden für die oberen Bereiche.

Im übrigen können auf der Moor-Oberfläche nur ausgesprochene Spezialisten gedeihen, wie etwa das Wollgras oder der Sonnentau, von dem arglose Insekten im wahrsten Sinne des Wortes „geleimt" werden. Alle Pflanzen aber – auch solche aus benachbarten Bereichen durch ihren Blütenstaub – lagern Substanzen im Torf ab, und die konservierende Wirkung des Moores läßt noch nach Jahrtausenden nicht nur wollene Gewebe samt der damit versunkenen Menschen, sondern unterm Mikroskop sogar Hinweise auf Waldbäume oder Getreidearten in ebenfalls genau zu ermittelnden Zeitabschnitten nachweisen. Als Beispiel diente bei dem faszinierenden Vortrag im Rauchhaus ein 450fach vergrößertes Lindenblütenstaubkorn aus dem dritten Jahrhundert v. Chr.

Ein anderes Dia zeigte einen im vierten Jahrhundert v. Chr. im Moor umgekommenen jungen Mann, dessen Haarfrisur nebst Bart noch deutlich zu erkennen gewesen waren und zu dessen letzter Nahrung nach Worten Hajo Hayens Gerstengrütze und Fisch gehört hatte. Die erste Moorleiche war übrigens im Jahre 1784 im norddeutschen Raum gefunden worden.

Sehr aufschlußreich sind aber auch die Entdeckungen der hoch von Moor überwachsenen Bohlenwege und Knüppelpfade. Ein solcher im Großen Moor nahe des Dümmers wurde etwa im Jahre 55 v. Chr. angelegt. Hajo Hayen machte deutlich, daß in einem Fall 24 derartige Verkehrswege an der engsten Stelle eines weitflächigen Moores angelegt worden waren, wobei der älteste aus dem vierten Jahrtausend v. Chr. und der jüngste aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. stammte.

Derartige Entdeckungen lassen auf den Verlauf früherer Handelswege schließen – auf einem durchbohrten Bernsteinstück wurden sogar phönizische Schriftzeichen entdeckt –, und aufgrund des meist hervorragenden Erhaltungszustandes der bis zu dreieinhalb Meter breiten und 15 Kilometer langen „Straßen" durchs Moor ist noch heute jede Spur der einstigen Holzbearbeitung erkennbar.

Im übrigen wurden nicht nur starke Unebenheiten des Untergrundes durch variablen Unterbau ausgeglichen, sondern darüber hinaus war nachzuweisen, daß schon im Jahre 800 v. Chr. die erste „Umgehungsstraße" gebaut wurde: sie führte unmittelbar um einen reparaturbedürftigen Abschnitt eines Bohlendammes im Moor herum.

Die älteste ebenverlegte Fahrbahn im Moor wurde mit Hilfe der Dendrochronologie auf das Jahr 1400 v. Chr. datiert (was einen Hinweis auf leichte, aber empfindliche Speichenräder bedeutete), während die ältesten gefundenen Scheibenräder aus der Zeit um 3000 v. Chr. stammten.

Der jeweilige Fundort erscheint dabei fast nebensächlich, denn die frühgeschichtlichen Handwerker kümmerten sich um Staatsgrenzen offenbar herzlich wenig. Sie arbeiteten nach einheitlichen Regeln. Beweis: Einem in Dänemark aus dem Moor geborgenen Kultwagen fehlte eine Achse, für deren Ersatz ein Fund aus dem Diepholzer Moor herangezogen werden konnte. – Das Moor erzählt interessante Dinge und ist gewiß kein Buch mit sieben Siegeln.



Im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte im Schloß Gottorp befindet sich diese Leiche eines jungen Mädchens, das um Christi Geburt wegen einer schweren Verfehlung sein Leben lassen mußte. Das abgeschnittene Kopfhaar und die in Flechttechnik hergestellte, ursprünglich farbige Augenbinde sind die wesentlichsten Hinweise dafür. Die Moorleiche wurde bei Windeby (Kreis Eckernförde) gefunden.



Links: Im Rauhreif: Pfeifengras, Torfmoos und Birken.
(Fotos: Martens)

770025



Licht und Schatten im weiten „Krähenmoor“

lassen auch in der sogenannten dunklen Jahreszeit einen erholsamen Spaziergang durch die stille Natur immer wieder reizvoll erscheinen. Dort ist der Mensch mit sich und seinen Gedanken allein – fernab von der Hektik des Alltags, und kaum anderswo läßt sich das Werden und Vergehen besser erleben als in der Einsamkeit des Moores. -eck/Foto: Kucharzik

770026

770027



770028



Nur noch selten im Landkreis Nienburg anzutreffen und deshalb besonders schutzwürdig: Die natürlichen und naturnahen Hochmoor-Restflächen mit den dort vorkommenden Tieren und Pflanzen.





Torfgewinnung mit industriellen Methoden gefährdet die letzten Hochmoore, wie hier im Kreis Diepholz. 8.2.82 Aufn.(2): Mellin

770029







Moorpflug

770030

Mutter Moor

Moor, du ernste Mutter!
Deine herbe Schönheit
läßt mich nicht los.
Ich muß dich lieben
mein Leben lang!

Karg ernährtest du deine Kinder,
machtest sie genügsam
und zäh für ein rauhes Leben.
Deine Liebe zu ihnen
verbargst du oft.

Um dich klage ich, meine Mutter!
Dein Antlitz hat man zerstört,
dein Gewand zerrissen.
Tiefe Wunden trägt dein Leib!
Gibt es noch Heilung für Dich?

Eleonore Meyer

770031

Unten: Der Entwässerungsgraben ist nur zu ahnen: Herbstzeit in einem Heidemoor.
(Foto: Cramm)



770032

Niedersachsens Moore sind bedroht

Merkblatt zum Schutz der letzten natürlichen Hochmoore
– Erhaltungs- und Entwicklungsmaßnahmen –



Moorrandbereich mit fruchtendem Wollgras

Was sind Moore?

Moore sind Anhäufungen von Pflanzenresten, die durch Sauerstoffmangel in der vernäßten Geländeoberfläche nur unvollständig abgebaut werden. Sie bauen sich aus unterschiedlichen Torfschichten auf. Im ungestörten Zustand zeichnen sich Moore gegenüber anderen Landschaftsformen durch einen anderen Wasserhaushalt und durch eine besondere Pflanzendecke aus. Sie sind in natürliche oder noch naturnahe und gestörte oder durch den Menschen genutzte Moore zu unterscheiden.

Niedermoor – Hochmoor

Moore lassen sich in zwei Gruppen untergliedern:

Niedermoore, die im Einflußbereich des Grundwassers liegen und deshalb mehr oder weniger nährstoffreich (eutroph) sind. Sie entstehen vielfach aus verlandeten Seen oder feuchten Senken.

Hochmoore sind ausschließlich auf Niederschläge angewiesen und haben zum Grundwasser keine Verbindung, sie sind nährstoffarm (oligotroph).

Wasser gehört zum Moor – durch Entwässerung setzt das Absterben der torfbildenden Pflanzen ein.

770033

Die Moore Niedersachsens – einige Zahlen

Mit rund 4500 qkm Mooren war Niedersachsen der moorreichste Landschaftsraum Mitteleuropas. Etwa die Hälfte der Moore waren Niedermoore. Von den rund 2500 qkm Hochmooren blieben etwa 250 qkm noch im naturnahen Zustand erhalten. Alle anderen Moorflächen wurden für landwirtschaftliche Zwecke kultiviert, aufgeforstet, abgetorft oder anderen Nutzungen zugeführt. In Niedersachsen ist kein einziges ungestörtes Hochmoor mehr vorhanden. Auch die wenig gestörten Moore sind in ihrem Wasserhaushalt erheblich beeinträchtigt.

Moore gehören zum Landschaftsbild in Niedersachsen

Hochmoore sind neben dem Wattenmeer die letzten Naturlandschaften Niedersachsens. Es gilt die letzten Reste niedersächsischer Hochmoore zu erhalten.

Warum?

Hochmoore sind Standorte seltener und vom Aussterben bedrohter Pflanzengesellschaften und Pflanzenarten!

Dazu gehören u. a.:

- von den Pflanzengesellschaften:
  Glockenheide-Torfmoosbulten-Gesellschaft, Schnabelried-Sumpfgesellschaft, Schlammseggen-Sumpfgesellschaft
- von den Pflanzenarten:
  Glockenheide, Torfmoose, Wollgräser, Sonnentauarten, Schnabelried, Moosbeere, Moorlilie, Schlammsegge, Moltebeere.

Hochmoore sind Rückzugsgebiete verschiedener in ihrem Bestand bedrohter Tierarten!

Dazu gehören u. a.:

- von den Vogelarten:
  Goldregenpfeifer, Birkhuhn, Großer Brachvogel, Sumpfohreule
- von den Lurch- und Kriechtieren:
  Moorfrosch, Schlingnatter, Kreuzotter
- von den Libellenarten:
  Sumpf-Heidelibelle, Hochmoor-Mosaikjungfer
- von den Schmetterlingen:
  Großer Heufalter, Moorbläuling

Hochmoore sind Freilandlaboratorien für die Wissenschaft!

- Zur Erforschung der ökologischen Systeme
- Zur Erforschung der Natur- und Kulturgeschichte

Hochmoore sind nährstoffarm und müssen nährstoffarm bleiben:

- Wichtig ist, daß es zu keiner Nährstoffanreicherung (Eutrophierung) kommt. Diese erfolgt durch »moorfremdes Wasser« aus den Kulturflächen und wird durch Besucherverkehr, Badebetrieb, Fischteiche usw. gefördert. Zum Schutz der Pflanzen und Tiere darf das Moor nicht begangen werden. Randwege und Beobachtungstürme können dazu beitragen, Störungen fernzuhalten und trotzdem dem Interessierten einen Einblick in den Lebensraum Moor geben.

770034



Durch Aufstau wiedervernäßte Handtorfstiche

Aufn. (2) Faun. Arbeitsgem. Moore (FAM)

Wie können Hochmoore erhalten und regeneriert werden?

- **Durch Wiedervernässung:**

  Eine weitere Entwässerung des Moorkörpers ist zu unterbinden. Deshalb müssen bestehende Grabensysteme verfüllt werden. Das Niederschlagswasser muß im Moor verbleiben, damit die alten bäuerlichen Torfstiche sich mit Wasser füllen und das Moor nach und nach wieder zu wachsen beginnt.
  Kulturflächen dürfen nicht in das Moor entwässern.

- **Anlage von Randwegen:**

  Gut verdichtete Randwege halten das mooreigene Wasser zurück und verhindern gleichzeitig eine Vernässung der Kulturflächen durch das Moor. Die Randwege, die dammartig das Moor umgeben, lassen den Interessierten das Moor erleben, ohne diesen Lebensraum zu stören.

- **Durch Entkusselung:**

  In die vorentwässerten Hochmoore sind Kiefer, Birke und andere Gehölze eingedrungen. Überalterte Besenheide-Bestände nehmen verschiedenen Pflanzen- und Tierarten den Lebensraum. Größere Bäume entziehen dem Moor durch Verdunstung zusätzlich Wasser.

770035

Durch Beseitigung von Gehölzen, Verjüngung der Heideflächen – durch Mahd oder in Ausnahmefällen durch kontrolliertes Brennen – werden geeignete Lebensräume geschaffen. Durch Wiedervernässung wird ein weiteres Vordringen des Gehölzaufwuchses verhindert.

Im Randbereich kann je nach Größe des Moores ein mehr oder weniger breiter Gehölzstreifen verbleiben, der eine Nährstoffanreicherung durch Düngerverwehung aus den umliegenden landwirtschaftlichen Flächen in das Moor verhindert.

- Durch Oberflächengestaltung:

Viele Hochmoorflächen sind durch bäuerlichen oder industriellen Torfstich in ihrer Oberflächengestalt verändert. Durch Einplanieren und Abflachen der Torfstichkanten können die durch die Abtorfung gestörten Lebensbedingungen für Tiere und Pflanzen wieder verbessert werden. In den tiefen Abzugsgräben ertrinken viele Tiere, insbesondere Jungtiere. Gräben müssen dort sorgfältig verdichtet werden, wo beim Grabenaushub die wasserhaltende Schicht durchstoßen wurde, um zu verhindern, daß das Wasser weiter in den mineralischen Untergrund abfließt.

Besondere Hinweise:

Sollen Hochmoore oder Hochmoorteile regeneriert werden, ist die Zustimmung der Grundeigentümer und der zuständigen Naturschutzbehörde einzuholen.

Immer sollte fachkundiger Rat eingeholt werden.

Bei unsachgemäß durchgeführten Maßnahmen werden dem Moor unter Umständen weitere Schäden zugefügt.

Zur Erhaltung der Hochmoore kann jeder beitragen!

- **Aktiv:** Auch in ihrer Nähe befindet sich eine Arbeitsgemeinschaft, die Erhaltungsmaßnahmen durchführt und mit Anregungen und Rat zur Verfügung steht. Auskünfte hierzu können die Bezirksregierungen und Landkreise als obere/untere Naturschutzbehörde geben.
- **Passiv:** Durch finanzielle Unterstützung einer der Vereinigungen, die sich für die aufwendige Arbeit zur Erhaltung der Moore und zum Ankauf von geeigneten Moorflächen mit den in ihr lebenden Pflanzen und Tierarten einsetzt.

Eine Anlage zu diesem Merkblatt zum Thema »Wie können Hochmoore erhalten und regeneriert werden?« (Notwendige Pflegemaßnahmen, Entwicklungsmaßnahmen und Arbeitsanleitungen) kann beim Herausgeber angefordert werden.

Merkblatt Nr. 6 (1977) 6. unveränderte Auflage (1981) 105.000 — 155.000. Herausgeber: Niedersächsisches Landesverwaltungsamt — Naturschutz, Landschaftspflege, Vogelschutz —, Postfach 107, 3000 Hannover 1

770036

Hochmoore



Wiedervernäßte Handtorfstiche

770037

Niedersachsen war mit rd. 4.500 km² Mooren der moorreichste Landschaftsraum Mitteleuropas. Etwa die Hälfte der Moore waren Niedermoore. Von den rd. 2.500 km² Hochmooren sind etwa 250 km² noch im naturnahen und wenig gestörten Zustand erhalten geblieben. Alle anderen Moorflächen wurden abgetorft, für landwirtschaftliche Zwecke kultiviert, aufgeforstet oder anderen Nutzungen zugeführt. In Niedersachsen ist kein völlig ungestörtes Hochmoor mehr vorhanden. Auch die weniger gestörten Moore sind in ihrem Wasserhaushalt erheblich beeinträchtigt.

770038



Sonnentau   Drosera rotundifolia   Torfmoos   Sphagnum

770039



Torfstich per Hand

770040



Große Moosjungfer Leucorrhinia pectoralis



Moorbläuling Vacciniinia optilete



Lebendes Hochmoor

770042

Hochmoore

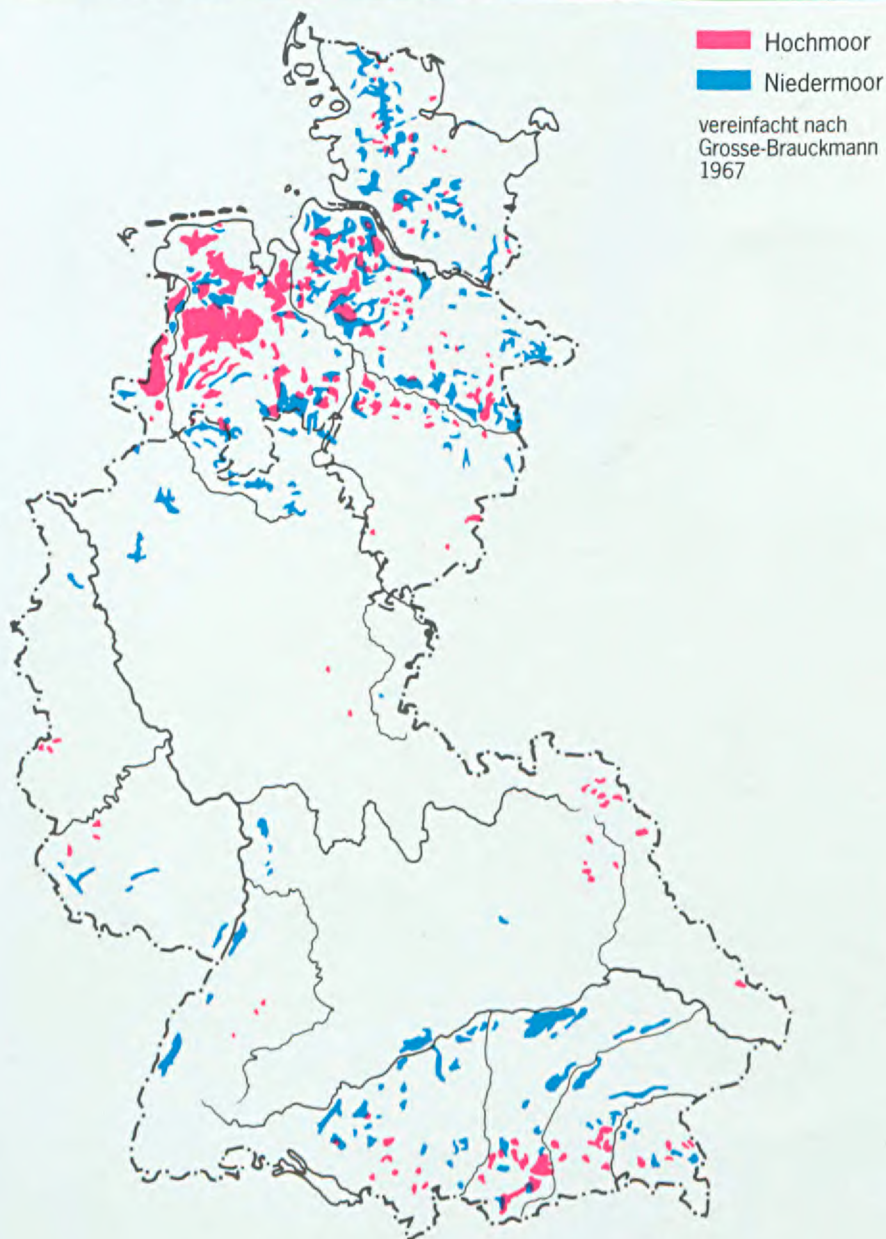
in Niedersachsen

»Es war eine endlose Weite, in der kein Gegenstand sich über Kniehöhe erhob und die Horizontlinie weithin durch das Moor selber gezirkelt wurde.
Sammetgrüne, olivfarbene, rostbraune und blutrote Moorpolster bildeten das farbenreiche Muster des weichen, schwellenden Teppichs, über den der Fuß auf die Dauer nur mühsam zu schreiten vermochte und mit jedem Schritt Wasser aus dem saugenden Riesenschwamm herauspreßte. Es war eine Landschaft, in der Erhabenheit und Schönheit mit dem Grauen einer trostlosen Öde dicht nebeneinander wohnten.« (Schilderung eines natürlichen Hochmoores OVERBECK 1975)



Niedersachsen: das Land der Hochmoore

770043



Die Karte zeigt die Moorflächen der Bundesrepublik Deutschland. Trotz der ehemals weiten Verbreitung sind lebende Hochmoore – mit der hochmoortypischen Pflanzendecke – heute bis auf wenige Reste in Niedersachsen nicht mehr vorhanden.

770044

Vorwort

Von Natur aus ist Niedersachsen das moorreichste Land der Bundesrepublik Deutschland. Die nebenstehende Karte weist Niedersachsen – außer nennenswerten Vorkommen in Bayern und Schleswig-Holstein – als den natürlichen Verbreitungsschwerpunkt von Mooren innerhalb der Bundesrepublik Deutschland aus. Die Moore haben in weiten Teilen Niedersachsens die Landschaft geprägt und tun es z.T. heute noch. Damit ergibt sich für Niedersachsen – auch aus Sicht der Bundesrepublik Deutschland – die besondere Verpflichtung, Moore zu erhalten und dauerhaft zu sichern.

Der in der Vergangenheit zu beobachtende drastische Rückgang naturnaher Hochmoorflächen macht es erforderlich, diese Verpflichtung ernst zu nehmen und alle noch vorhandenen naturnahen Hochmoorflächen zu erhalten sowie veränderte Hochmoorflächen in einen Zustand zurückzuführen oder zu entwickeln, der dem natürlichen möglichst nahe kommt.

Mit dem 1. Teil des Niedersächsischen Moorschutzprogramms hat die Landesregierung eine wesentliche Grundlage zum Hochmoorschutz geschaffen.

Diese Broschüre soll über Entstehung und Bedeutung der Niedersächsischen Hochmoore informieren. Durch die Darstellung von Möglichkeiten des Schutzes, der Wiederherstellung und Pflege von Mooren soll sie einen fachlichen Beitrag zur Umsetzung des Moorschutzprogramms liefern.

Hannover, im Mai 1982

Gerhard Glup
Niedersächsischer Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten.

770045

Neue Wertschätzung der Moore!

Ohne Moore wäre Niedersachsens Natur und Landschaft ärmer!

Lange Zeit galten Moore als lebensfeindlicher Raum für den Menschen, den es zu kultivieren und in eine nutzbare Form umzuwandeln galt.

Diese Sichtweise hat in der Gegenwart eine Wandlung erfahren, indem der Wert der Moore als

- charakteristischer Bestandteil der niedersächsischen Landschaft
- ein letzter Rest natürlicher bzw. naturnaher Landschaft
- Lebens- und Rückzugsraum in ihrem Bestand gefährdeter Tier- und Pflanzenarten und deren Gesellschaften
- unersetzbares natürliches Forschungsarchiv
- Zeugnis früherer Kulturen, Lebens- und Wirtschaftsweisen

zunehmend erkannt wird.

Diese Werte gilt es dauerhaft zu sichern!

② 

Otto Modersohn »Moorkanal«

Hochmoore vermitteln dem Betrachter stets besondere Eindrücke und Stimmungen. Ihr charakteristisches, unverwechselbares Erscheinungsbild ist seit Jahrhunderten Thema künstlerischen Schaffens ②. Aber auch die nähere Betrachtung ihrer Tier- und Pflanzenwelt ermöglicht vielfältige Erlebnisse.

770046

Wie sind Moore entstanden?

Nur in den Hochmooren entstanden abbauwürdige Torfvorräte.

Die niedersächsischen Hochmoore entstanden in der Nacheiszeit im Atlantikum. Sie wuchsen auf Standorten, an denen ständig bzw. zum überwiegenden Teil des Jahres ein Wasserüberschuß vorhanden war.

Dadurch konnten die abgestorbenen Pflanzenteile nicht vollständig zersetzt werden. Es bildeten sich Torfe, wobei sich die Pflanzenreste nicht bloß ansammelten, sondern auch chemisch umgewandelt wurden.

In Abhängigkeit von den klimatischen Bedingungen und der Geländeform entstanden unterschiedliche Moortypen und damit verschiedene Torfarten. Man unterscheidet zwei Hauptformen:



③

Neben nicht oder nur wenig gestörten Hochmooren . . .

Hochmoore ③ sind ausschließlich auf Niederschlagswasser und die darin enthaltenen Nährstoffe angewiesen. Sie werden deshalb auch Regenwassermoore oder »ombrogene Moore« genannt. Durch diese Speisung mit Niederschlagswasser sind Hochmoore äußerst nährstoffarm. Das lebende Hochmoor wird von einer geschlossenen Decke vielfarbiger Torfmoose überzogen, in der nur wenige niedrige Zwergsträucher und schmalblättrige Riedgräser leben; größere Gehölze kommen erst in gestörten Bereichen auf.



④

. . . sind auch Niedermoore in Niedersachsen stark gefährdet.

Niedermoore ④ (oder: Flachmoore) liegen im Einflußbereich des Grund- und Oberflächenwassers; vielfach entstanden sie aus verlandeten Seen oder in Talbereichen. Niedermoore sind mehr oder weniger nährstoffreich. Die Bedingungen für das Pflanzen- und Tierleben sind daher günstig. Auf Niedermoor herrschen oft üppige Bestände großblättriger Kräuter, Süß- und Sauergräser, auch Sträucher und Bäume (Bruchwald) vor.

770047

Warum sind Hochmoore für den Naturschutz wichtig?

Für Hochmoore gibt es keinen Ersatz:

Lebende Hochmoore sind extreme Lebensräume! Sie sind äußerst nährstoffarm, sie bestehen zu über 90% aus Wasser, das zudem sauerstoffarm und stark sauer ist. Tier- und Pflanzenarten, die von Natur aus im Hochmoor vorkommen, haben sich diesen extremen Verhältnissen angepaßt. Für diese Arten gibt es kaum andere Rückzugsgebiete oder Ersatzlebensräume; sie sind auf nasse Hochmoore angewiesen; werden sie zerstört, sterben diese Arten aus.
Da es Ziel des Naturschutzes ist, alle heimischen Tier- und Pflanzenarten zu erhalten, liegt in den extremen Verhältnissen ungestörter Hochmoore ihre Bedeutung als Lebensraum hoch spezialisierter Arten und damit ihr Wert für den Naturschutz.
Welche Tier- und Pflanzenarten sind im Hochmoor heimisch?


⑤

zahlreiche Tier- und Pflanzenarten können nur hier überleben.

Die bedeutendste Gruppe der Hochmoorpflanzen sind die Torf- oder Bleichmoose ⑤ (Arten der Gattung Sphagnum) – sie bilden im wesentlichen den Hochmoorkörper, der im natürlichen Moor oft uhrglasförmig aufgewölbt ist (daher der Name Hochmoor). Die Torfmoose zeigen ein besonderes – im Pflanzenreich nahezu einmaliges und im Moorzentrum wegen des reichlichen Wasserangebotes begünstigtes – Wachstumsverhalten. In dem Maße, wie sie im unteren Teil absterben, wachsen sie oben weiter! Das Torfmoos kann sich dies Wachstum »leisten«, da es seine Nährstoffe von oben z.B. aus dem Regenwasser erhält – es benötigt keine Wurzeln zur Nährstoffaufnahme. Die abgestorbenen Torfmoosteile werden im Hochmoor nicht abgebaut, sondern zu Torf umgewandelt – sie bilden dadurch eine wachsende Isolierschicht zum mineralischen Untergrund und verhindern so eine Nährstoffanreicherung.
Damit sind die Torfmoose eine Pflanzengattung, die sich ihren eigenen Lebensraum schafft, der zudem für andere Arten nur schwer besiedelbar ist. Eine Einmaligkeit in der Pflanzenwelt!

770048



⑥



⑦

Ein Hochmoorspezialist ist der Sonnentau ⑥. Den im Hochmoor fehlenden Stickstoff, den er zum Aufbau von Eiweißstoffen benötigt, erhält er aus tierischer Kost. Seine Beutetiere lockt und fängt er mit speziell dafür ausgebildeten Blättern.
Die Moosbeere: ebenfalls ein Hochmoorspezialist ⑦. Die Seltenheit bestäubender Insekten in natürlichen Hochmooren gleicht sie durch eine lange Blütezeit von über 6 Wochen aus.

Nur spezialisierte Tier- und Pflanzenarten . . .



⑧



⑨

Die Blumenbinse gehört zu den äußerst seltenen, vom Aussterben bedrohten Moorpflanzenarten in Niedersachsen ⑧.
Auch bei den Tieren können nur Spezialisten (vorwiegend Insekten) im Hochmoor überleben. Muscheln und Schnecken konnten sich allerdings den Bedingungen im Hochmoor nicht anpassen: ihnen fehlt hier der zum Aufbau ihrer Schalen oder Gehäuse notwendige Kalk.
Ein solcher Hochmoorspezialist ist die Hochmoor-Mosaikjungfer ⑨; sie benötigt zur Eiablage flutende Sphagnumrasen.
Auf, unter und zwischen den Torfmoosen lebt weiterhin eine Vielzahl von Einzellern, Insekten, kleinen Krebsen und Spinnen.

. . . können sich im Hochmoor auf die Dauer halten.

770049

Hochmoorrandbereiche: nicht nur ein vielfältiger Lebensraum!

Der Randbereich der Hochmoore ist nicht so lebensfeindlich ...

Im Randbereich der Hochmoore mit Übergang zu nährstoffreicheren Standorten wird das Tier- und Pflanzenleben vielfältiger.
Hier wachsen z. B.:
Moorlilie ⑩, Lungenenzian ⑪, Gagelstrauch ⑫.


⑩


⑪

... wie das ursprüngliche, ungestörte Hochmoor.

Mit der zunehmenden intensiven Nutzung der Landschaft gewinnen Hochmoore und insbesondere deren Randbereiche Bedeutung als Rückzugsraum vor allem für bedrohte Tierarten.


⑫


⑬

Das Birkhuhn ⑬ ist keine hochmoortypische Art; seine besonderen Lebensraumansprüche können aber heute überwiegend nur noch auf Hochmoorflächen erfüllt werden.

770050

In den Heideflächen und Schlatts des Hochmoorrandes leben die Kreuzotter ⑭ bzw. der Moorfrosch ⑮.
Als Rückzugsraum sind die Randbereiche der Hochmoore – auch teilentwässerte Hochmoore – Inseln der Vielfalt in der sie oft umgebenden Eintönigkeit naturferner Landschaft.

Hochmoorrandbereiche sind heute beides:


⑭


⑮


⑯


⑰

Aber nicht nur als vielfältiger Lebensraum sind die Randbereiche der Hochmoore für den Naturschutz wichtig:
als schützender Gürtel – als Pufferzone – umgeben sie den empfindlichen Hochmoorbereich und schirmen ihn vor negativen Einwirkungen ab (z. B. Nährstoffeintrag).
Vielerorts werden die Moorrandbereiche als Grünland ⑰ genutzt. Im extensiv genutzten feuchten Grünland der Moorrandbereiche lebt z. B. der Brachvogel ⑯.

Rückzugsraum für Tier- und Pflanzenarten und Schutzraum für Hochmoore.

770051

Wodurch sind Hochmoore gefährdet?

Hochmoore benötigen Regenwasser:

Die Gefährdung der Hochmoore geht ausschließlich von ihrer Nutzung bzw. Beeinflussung durch den Menschen aus. Der Rückgang der Hochmoore ist nicht nur in ihrer Urbarmachung begründet. Wegen ihres geringen Boden-»Wertes« werden sie auch für andere flächenbeanspruchende Nutzungen bevorzugt (z. B. Müll- und Klärschlammablagerungen).
Jede wirtschaftliche Nutzung der Hochmoore setzt deren Entwässerung voraus. Mit der Entwässerung ⑱ wird dem Hochmoor sein Lebenselement – Regenwasser – entzogen; die torfbildenden Pflanzen – vorwiegend das Torfmoos – sterben ab.


⑱


⑲


⑳


㉑

wird das Regenwasser entzogen oder verändert, stirbt das Hochmoor ab.

Als Folge der Entwässerung können Bäume und Sträucher aufwachsen; dabei wird nicht nur die hochmoortypische Vegetation verdrängt – gleichzeitig wächst z. B. die Brandgefahr ⑲. Torfabbau ⑳ und Tiefumbruch ㉑ (hier im Moorrandbereich) führen zu einer völligen Vernichtung der Hochmoorvegetation; durch rechtzeitige Planung können auf abgetorften Flächen ㉒ unter Umständen für den Naturschutz andere wertvolle Biotope entstehen. Mit jeder Abtorfung ist allerdings ein Verlust ursprünglichen Hochmoores verbunden, sofern die Abtorfung nicht auf ohnehin kultivierten Hochmoorflächen erfolgt.

770052

Wie können Hochmoore erhalten werden?

Die Ausweisung als Naturschutzgebiet ist die grundlegende Voraussetzung für einen dauerhaften Moorschutz. Gleichzeitig müssen negative Einwirkungen von außen auf die zu schützende Fläche ausgeschaltet werden, indem man ausreichend breite schützende »Pufferzonen« in das Schutzgebiet einbezieht. Außerdem: erst die Hochmoorfläche an sich und ihr zugehöriger Randbereich, in dem möglichst nur extensive Bewirtschaftung stattfinden sollte, bilden ein vollständiges Hochmoor.



㉒

In Niedersachsen steht z.Z. nur ein kleiner Teil der für den Naturschutz wertvollen Hochmoore unter Naturschutz; darunter befinden sich nicht nur natürliche oder naturnahe Hochmoore, sondern auch zum Teil entwässerte und abgetorfte sowie kultivierte Flächen. Es ist dringend notwendig, alle Restbestände an natürlichen und naturnahen Hochmooren unter Naturschutz zu stellen.

Die Niedersächsische Landesregierung hat deshalb ein Programm zum Schutz der Hochmoore in Niedersachsen beschlossen. Im Rahmen des 1. Teiles dieses Programms sollen:

- 33.800 ha für den Naturschutz wertvoller Hochmoore
- mindestens 30.000 ha zu renaturierende Hochmoorfläche als Naturschutzgebiet geschützt werden.

Diese Flächen sind im Moorschutzprogramm nach Lage und Umfang dargestellt.

Die Konsequenz:

Die Niedersächsische Landesregierung will alle verbliebenen, für den Naturschutz wichtigen Hochmoorreste durch Ausweisung als Naturschutzgebiet erhalten.

770053

Hochmoor ist nicht gleich Hochmoor!



㉓

Alle für den Naturschutz wichtigen Hochmoore wurden kartiert.

Der Hochmoorschutz kann nicht nach zufälligen Gesichtspunkten erfolgen. Um die für den Naturschutz wertvollsten Hochmoore zu erfassen, sind umfangreiche, vergleichende Untersuchungen notwendig. Weiterhin müssen die regional verschiedenen Hochmoortypen berücksichtigt und in ihrem jeweiligen Verbreitungsgebiet gesichert werden (z.B. die küstennahen Hochmoore, die Hochmoore des flachen Binnenlandes und des Berglandes in Harz und Solling).

In einer gemeinsam vom Niedersächsischen Landesverwaltungsamt – Naturschutz, Landschaftspflege, Vogelschutz – und dem Niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung durchgeführten Forschung (s. S. 19) wurden systematisch die für den Naturschutz wertvollen Hochmoore ermittelt. Gleichzeitig sollten Entscheidungshilfen im Konflikt zwischen Naturschutz und Torfindustrie geliefert und Grundlagen für das Moorschutzprogramm geschaffen werden.

Kleinstmoore: Die Größe gibt hier nicht den Ausschlag.

Auch industriell nicht abbauwürdige Hochmoore sowie Kleinstmoore ㉓ bieten Lebensraum für bedrohte, hochmoortypische Tier- und Pflanzenarten. Kleinstmoore sind daneben für die Wiederbesiedelung benachbarter Hochmoor-Regenerationsflächen mit hochmoortypischen Pflanzen (z.B. Samenflug) wichtig; sie werden in gesonderten Forschungsvorhaben der o.g. Ämter erfaßt.

770054

Moorschutz: Nicht nur Naturschutz sondern auch Erhaltung »natürlicher Geschichtsbücher«.

Torfe konservieren: Im Hochmoortorf bleiben Menschen- und Tierkörper sowie Pflanzenteile über Jahrtausende hinweg erhalten. Hölzer behalten ihre Form und Abmessungen. Hiebspuren sehen wie frisch aus, Haare, Wolle, Finger- und Zehennägel, Krallen, Hufe, Häute und Felle wie unverändert. Eisen löst sich auf, während Bronze, Gold und Silber nur von der Moorpatina überzogen werden. Pflanzenreste findet man so, daß ihre Zugehörigkeit eindeutig bestimmt werden kann. Der Bewuchs der ehemaligen Mooroberflächen bleibt in seiner Zusammensetzung erkennbar.
Torf ist schichtbeständig: Auf die Oberfläche des lebenden Hochmoores gekommene kleine Objekte werden zwischen den Moosen festgehalten. Sie geraten mit ihnen zusammen in die neu entstehende Torfschicht hinein, mit der sie das gleiche Alter haben und werden dort festgehalten. So wird jeder Horizont durch seine Kleinfossilien gekennzeichnet. Die in den Torf eingebetteten Teile sind bestimmbar und schichtbeständig. Durch die Pollenanalyse und andere Untersuchungsmethoden besteht die Möglichkeit, das Moor in hervorragender Weise als Geschichtsquelle und für die Rekonstruktion der Umwelt vergangener Zeiten zu nutzen.
Die Moorarchäologie: Diese Wissenschaft nutzt die Eigenarten des Moores. Sie gräbt die in ihm erhaltenen Funde aus (Moorleichen mit Kleidung, Mageninhalt, erkennbarem Gesicht . . ., hölzerne Moorstraßen mit Wagenresten, Kultfiguren, Torfspaten . . ., Schmuck, Geräte, Waffen . . ., Wohnhorizonte mit Hausresten, Gefäßen, Booten, Nutzpflanzen, Tierknochen . . ., Reste von Wildtieren . . .), bestimmt ihre zeitliche Stellung aus den Kleinfossilien des Torfes und rekonstruiert Aussehen und Funktion der zu ihnen gehörenden Umwelt. Dies ist nur aus noch nassen, ungestörten Mooren möglich. Eingriffe wie Entwässerung gefährden die Erhaltung der Ablagerung und der Moorfunde in zunehmendem Maße.
Ausgegraben: Ein Bohlenweg ㉔ aus der Zeit um 55 v. Chr.



㉔

770055

Maßnahmen des Naturschutzes auf Hochmoorflächen

Überwiegend dienen die Maßnahmen dem Ziel:

Die wichtigste Maßnahme ist in jedem Falle die Wiederherstellung des charakteristischen Hochmoor-Wasserhaushalts, d.h. die Zurückhaltung von Niederschlagswasser im Hochmoor. Dieses Ziel wird durch Schließung der Entwässerungsgräben erreicht; eine weitere Austrocknung des Moorkörpers wird gestoppt – Niederschläge werden im Moor festgehalten.



㉕



㉖



㉗

Lebensmöglichkeiten schaffen für die typische Hochmoorvegetation.

㉕ Deutlich ist der Regenwasser-Rückhalt im Moor zu erkennen; der aus dem Moor führende Entwässerungsgraben fällt trocken.

Bereits vor Beginn der Abtorfung muß die spätere Wiedervernässung in einem Abtorfungsplan vorbereitet werden. Eine ausreichend starke – mindestens 50 cm mächtige – gewachsene Torfschicht muß u.a. als spätere Stausohle zurückbleiben.

Wenn Entwässerungsgräben bis in den mineralischen Untergrund (Sand ㉖) einschneiden, ist eine spätere Wiedervernässung schwierig: das Moor hat ein »Leck«, durch welches das Regenwasser in den Untergrund versickert. Je nach Schutzzielen – die für jedes Moor festgelegt werden müssen – und nach Zustand der Moorfläche muß die Wiedervernässung durch weitere Maßnahmen ergänzt werden. Grundsätzlich handelt es sich dabei um Hilfs- und Pflegemaßnahmen bis zu dem Zeitpunkt, an dem sich als Folge der Wiedervernässung die hochmoortypische Vegetation ohne weitere Maßnahmen selbst erhält.

770056

Als Folge der Entwässerung stellt sich Gehölzaufwuchs im von Natur aus baum- und strauchfreien Hochmoor ein. Die Beseitigung dieses Bewuchses von Hand (Entkusseln ㉗) ist eine mühevolle aber notwendige Maßnahme: Bäume und Sträucher verdrängen u.a. durch Wasserentzug und Beschattung die hochmoortypische Vegetation.

Andauernd nötige Pflegemaßnahmen verfehlen ihr Ziel:



㉘



㉙



㉚

Mit der Mahd sollen junge Bäume und Sträucher und überalterte Besenheidebestände ㉘ zurückgedrängt werden. Auch das durch Entwässerung begünstigte Pfeifengras wird im Sinne der Hochmoorregeneration beeinflußt: durch die Sommermahd kann es die in den Blättern angesammelten Nährstoffe nicht in die Speicherorgane abführen – es geht zurück.

Die weiße Moorschnucke eignet sich gut zur Hochmoorbeweidung (Kurzhaltung des Bewuchses); die Moorschnucken weiden – im Gegensatz zu anderen Rassen – auch auf nassen Hochmoorflächen ㉙.

Steile, glatte Wände der Entwässerungsgräben ㉚ erschweren die Ausbreitung des Torfmooses. In den Gräben ertrinken zahlreiche Tiere. Abschrägen der Grabenwände schafft hier Abhilfe. Diese und weitere Maßnahmen müssen exakt geplant, aufeinander abgestimmt und auf den angestrebten Endzustand des jeweiligen Hochmoores abgestellt werden. Ihre sichere Anwendung bedarf noch intensiver Forschung.

sich selbst erhaltendes – weil regenwassernasses – Hochmoor.

770057

Hochmoorregeneration: Was ist das?

Unsere Hochmoore sind im Verlauf von Jahrtausenden gewachsen – vor diesem zeitlichen Hintergrund müssen alle Bemühungen zur Hochmoorregeneration gesehen werden.

Unter Hochmoorregeneration wird die Wiederherstellung natürlicher, torfbildender Hochmoorvegetation verstanden. Es ist zur Zeit ungewiß, wie weit durch Regenerationsmaßnahmen eine erneute Torfbildung erreicht werden kann. Zumindest auf niemals landwirtschaftlich genutzten, nur vorentwässerten wie auch auf zum Teil entwässerten und abgetorften Hochmoorflächen ist eine Regeneration örtlich zu beobachten.

Es ist Ziel des Naturschutzes, durch Hochmoorregeneration über den vorhandenen Restbestand natürlicher und naturnaher Hochmoore hinaus dem natürlichen Hochmoor möglichst ähnliche Lebensräume in dem Maße zu schaffen, wie es für das Überleben der hochmoortypischen Lebensgemeinschaften notwendig ist.
Die Hochmoorregeneration erfordert noch zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen und praktische Versuche. Im Stapeler Moor in Ostfriesland wird auf ca. 600 ha Abtorfungsfläche aus staatlichem Besitz ein großangelegter Versuch zur Hochmoorregeneration vorbereitet.



㉛

Regenerierender Handtorfstich nach Wiedervernässung ㉛; die Bäume sterben ab – die Hochmoorvegetation – hier zunächst das Torfmoos, wächst nach.

770058

Lebensraumschutz für bedrohte Tier- und Pflanzenarten.

Hochmoorschutz bedeutet aber auch Erhaltung von Natur:

- die prägend für unsere Heimat ist,
- die in Jahrtausenden gewachsen und nicht ersetzbar ist,
- die nicht zerstört werden darf, bevor wir sie überhaupt richtig »erlernt« haben.

Deshalb müssen im Sinne des Niedersächsischen Moorschutzprogramms zunächst alle naturnahen Hochmoore erhalten werden!



(32)

Hochmoore unter Naturschutz: Vergangenheit für die Zukunft erhalten!

Die Broschüre kann nur einen Einblick in die Entstehung von Hochmooren, ihre Biologie, Bedeutung und Schutzmöglichkeiten geben: Die Schönheit und Eigenart eines Hochmoores, seiner Tiere und Pflanzen (32) so zu beschreiben, wie sie der einzelne Mensch empfindet, ist kaum möglich: dies Erlebnis müssen wir unseren Kindern erhalten.

770059

1) Merkblatt Nr. 6:
Niedersachsens Moore sind bedroht
Schutz der letzten natürlichen Hochmoore – Erhaltungs- und Entwicklungsmaßnahmen
4 Seiten DIN A 5, farbig

2) Poster Nr. 2:
Schützenswerte Natur in Niedersachsen; z.B. Hochmoore
42x66 cm, farbig

3) Poster:
Entwicklung eines Hochmoores in Niedersachsen.
In 11 Schnitten wird die Entwicklung eines Hochmoores bis in die Gegenwart gezeigt.
70x95 cm, Schwarz/weiß

4) Zum Thema Hochmoor hat das Niedersächsische Landesverwaltungsamt – Naturschutz, Landschaftspflege, Vogelschutz – eine Wanderausstellung herausgegeben. Nähere Informationen hierzu beim Herausgeber.

Diese Materialien eignen sich auch zum Einsatz in Schulen, bei Vorträgen, Exkursionen etc. und können kostenlos beim Herausgeber bestellt werden (s. nächste Seite unten).

5) Diaserien:
Das Hochmoor als Biotop und Biozönose
I Der Aufbau eines Hochmoores. Leit- und Charakterpflanzen der Hochmoore.
II Leit- und Charakterpflanzen der Hochmoore (Fortsetzung); Tiere im Hochmoor; Hochmoore als Zeugen der Vergangenheit.
Produktion: FWU
Bezugsquellennachweis: Bildstellen

Literatur zum Thema Hochmoor:

1) BIRKHOLZ, B., SCHMATZLER, E., SCHNEEKLOTH, H. (1980) Untersuchungen an niedersächsischen Torflagerstätten zur Beurteilung der abbauwürdigen Torfvorräte und der Schutzwürdigkeit im Hinblick auf deren optimale Nutzung.
Bezug: Herausgeber dieser Broschüre DM 45,–
Vollständige Darstellung der Ergebnisse des Moorforschungsvorhabens in Tabellen und Karten.
2) EIGNER, J. und SCHMATZLER, E. (1980) Bedeutung, Schutz und Regeneration von Hochmooren – Greven
3) GÖTTLICH, K.-H., Hrsg. (1980) Moor- und Torfkunde – Stuttgart
4) OVERBECK, F. (1975) Botanisch-geologische Moorkunde – Neumünster
5) PEUS, F. (1932) Die Tierwelt der Moore unter besonderer Berücksichtigung der europäischen Hochmoore – Berlin
6) HAYEN, H. (1980) Gedanken zum Schutz von Moor-Resten – Oldenburg
7) Zahlreiche Aufsätze, die sich mit der Pflege und Regeneration von Mooren befassen, finden sich in der Zeitschrift: TELMA: Berichte der deutschen Gesellschaft für Moor- und Torfkunde – Hannover

---

Impressum

Merkblatt Nr. 12, 4. Auflage 1984 100.000–140.000

Diese Schrift wird kostenlos abgegeben und darf nicht verkauft werden. Nachdruck verboten.

Herausgeber und Bezug: Niedersächsisches Landesverwaltungsamt – Fachbehörde für Naturschutz – im Auftrage des Niedersächsischen Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Postfach 107, 3000 Hannover 1

Text und Konzeption: B. Pilgrim, Fachbehörde für Naturschutz

Die Seite 13 wurde in Text und Bild bearbeitet von H. Hayen, Oldenburg

Layout: D. Krüger, Eickeloh

Herstellung: Fischer Druck+Verlag Wolfenbüttel

Fotos: BELLMANN 9; DAHL 19, 21; DIEDRICH (GDT) 7, 13; FAM 17, 18, 22, 25, 26, 27, 29, 30, 31; HAYEN 24; KRÖBER 5, 10, 11, 20; MONTAG 28; PODLOUCKY (GDT) 2, 12, 14, 15; SCHICK 33; SCHMATZLER 32; TÜXEN 1, 3, 4, 23; WEBER 16; WILKE 6, 8

Luftbild freigegeben vom Regierungspräsidenten Darmstadt Nr. 373/77

770061



»Im vergangenen Jahrhundert begann in großem Umfang und mit beträchtlichem technischen Aufwand die Kultivierung der Moore; fast gleichzeitig setzte auch ihre wissenschaftliche Erforschung ein. Dadurch wurde ihnen viel von ihrer Unheimlichkeit und Gefährlichkeit, aber auch vom Reiz des Unberührten genommen und ihre Flächen schrumpften zusehends. Gerade im moorreichsten Gebiet Deutschlands, dem nordwestdeutschen Flachland, findet der Reisende heute auf Mooren fast nur noch Grünland und Äcker anstelle ihrer ursprünglichen Vegetation.« (KAULE 1976)

770062

Fotos: Hermann Dornhege, Bilderberg, José Camejo



Je später der Abend, desto freier die Leitung.



770063

Hilferuf aus dem Teufelsmoor

Das Teufelsmoor, eine Urlandschaft im deutschen Norden, stirbt an den Folgen des Torfabbaus und der Landwirtschaft. Auch die letzten Reste der sumpfigen Moorwildnis sind in Gefahr zu veröden. Prinz Louis Ferdinand von Preußen will helfen, das einzigartige Naturreservat vor dem endgültigen Untergang zu retten. Es ist seine Heimat. Der Kaiserenkel lebt auf dem Wümmehof am Rande des Moores



Prinz Louis Ferdinand kann bei seinem tagtäglichen Spaziergang beobachten, wie sehr Torfabbau und Entwässerung die Natur des Teufelsmoores verändern

770064

Sumpfige Tümpel, Grasbüschel, die auf trügerisch weichem Boden wachsen, vereinzelte Gruppen von Moorweiden: Das „Breite Wasser“ ist ein naturgeschütztes Niedermoor, im Herzen des Teufelsmoors. Ein kleiner Rest dieses einzigartigen Reservats ist von Menschenhand unberührt geblieben

Seine Kaiserliche Hoheit steht im Garten vor seinem Haus und blickt auf die fast baumlose, im Frühjahr überschwemmte Wiesenebene, die sich bis zum Horizont dehnt.

„In dieser Gegend lebe ich nun seit mehr als 35 Jahren“, sagt er, „dies ist meine Heimat geworden, die ich liebe. Aber ich mache mir Sorgen.“



Nur wenige Blütenpflanzen wachsen im Moor. Im Mai breitet sich das weiße Wollgras aus

Prinz Louis Ferdinand zeigt mit ausholender Geste weit hinein ins Land: „Als ich nach dem Krieg auf den Wümmehof zog, da gab es hier in Borgfeld nur ein paar Bauernhöfe. Manche älteren Leute im Dorf haben mich geduzt. Jetzt steht hier Villa an Villa, und die meisten Menschen kenne ich gar nicht.“

Die Wümme, die am kaiserlichen Garten vorbeifließt, ist die Begrenzung eines 15 mal 35 Kilometer weiten Gebietes nördlich von Bremen, das Teufelsmoor heißt. Dieser sterbenden Urlandschaft gilt die Sorge des Hohenzollern. „Als ich jung war“, sagt er, „da gab es den Begriff Ökologie nicht. Ich weiß auch gar nicht, was ich mir darunter vorstellen soll. Aber ich weiß, was Heimat ist. Die Heimat im Osten habe ich verloren. Meine neue Heimat hier ist dabei, auch den letzten Rest ihres ursprünglichen Charakters zu verlieren.“

Ursprüngliche Gebiete der Heimat zu schützen war schon seinem Großvater Wilhelm II. ein Anliegen. Daß es heute einen Naturschutzpark Lüneburger Heide gibt, ist nicht zuletzt dem ehemaligen deutschen Kaiser zu verdanken. Als er sich nämlich im Jahre 1911 anläßlich einer Segelregatta auf der Elbe in Hamburg aufhielt, wurde er vom verzweifelten Vorstand des gerade gegründeten Vereins Naturschutzpark aufgesucht. Wilhelm II. gewährte den Naturfreunden auf ihr Bitten die Einrichtung einer Lotterie – obwohl das zuständige Ministerium in Berlin bereits einen abschlägigen Bescheid gegeben hatte. Mit dem Gewinn konnte endlich das dringend benötigte Kernstück des Parks rund um den Wilseder Berg gekauft werden. Zehntausende Ausflügler genießen heute an jedem Wochenende die so vor dem Verschwinden bewahrte Natur.

Noch vor 200 Jahren war das Teufelsmoor eine Landschaft, die aus geheimnisvollen Hochmooren, tückischen, saftigen Niedermooren, Heide, romantischen Streuwiesen, Bächen, Seen und Auwäldern bestand.

770065





Über Jahrhunderte lebten die Menschen im Moor vom Abbau des Torfes durch eigener Hände Arbeit. Spaten und Schaufel allein konnten der Natur noch keinen Schaden zufügen



Mit Beginn der Industrialisierung kamen die Maschinen in die Urlandschaft. Unter den Raupenketten der Bulldozer und der Drainagegeräte verödete und vertrocknete der Moorboden

Seit er hier wohnt, hat Prinz Louis Ferdinand den allmählichen Niedergang der Urlandschaft beobachten können. Er ist viel draußen, viel unterwegs mit dem Pferd, mit dem Fahrrad oder mit seinem alten DAF-Auto. Er kennt sie noch, die blumenbunten Wiesen, die heute karge Viehkoppeln sind. Er sah mit an, wie die letzten Torfschiffer ihre Boote für immer an Land zogen, und er verfolgte betrübt den Ausbau der Straßen, die Verschandelung der Landschaft, wo sie am schönsten ist, durch Campingplätze.

Den besten Überblick hat der Hohenzoller vom Cockpit seiner Cessna „Preußenadler" aus. Von oben läßt sich besonders gut erkennen, wie die einstige Moorlandschaft durch ein mathematisch exaktes Netz von Gräben entwässert und trockengelegt, wie der Moorfluß Hamme begradigt und zum Kanal befestigt, wie das weltberühmte Künstlerdorf Worpswede mit Supermärkten und Imbißbuden entstellt wurden.

Was zur Jahrhundertwende Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler und Paula Becker gemalt haben, gibt es nicht mehr: „Es ist ein Wunderland, ein Götterland", schrieb Paula Becker. „Ich habe Mitleid mit diesem schönen Stück Erde, seine Bewohner wissen nicht, wie schön es ist. Man sagt es ihnen, aber sie verstehen es nicht."

Was die Künstler vor bald hundert Jahren so zum Schwärmen brachte, war das Moor, jenes Urland, aus dem der königliche Moorkommissar Jürgen Christian Findorff im frühen 18. Jahrhundert Kulturland zu machen hatte, ein Netz von Entwässerungsgräben zu ziehen und Bauern zu gewinnen, tagaus, tagein die bis zu sechs Meter mächtigen Torfschichten mit Spaten und Karre abzutragen. Torf war damals als Brennstoff begehrt. Die Soden schaffte man auf Segelkähnen nach Bremen. Noch bis in die fünfziger Jahre waren die charakteristischen viereckigen Segel dieser Boote auf der Hamme zu sehen.

So wurden riesige Gebiete nach und nach in tote Ebenen und kümmerliches Wiesenland verwandelt. Was der Mensch mit dem Spaten allein nie geschafft hätte, besorgten ab 1850 Maschinen: große Erdhobel, die braunes Ödland hinterlassen. Nicht einmal Gras wächst auf dem vernarbten Boden.

Noch immer ist ein Torfwerk in Betrieb. Eine kleine Lorenbahn wackelt auf schiefen Schienen durch die traurige Landschaft und sammelt zusammen, was aus dem malträtierten Boden an Torf noch herausgekratzt werden kann. Der Tag ist absehbar, an dem „mangels Masse" die Arbeit eingestellt werden muß. Heute sind hauptsächlich Hobbygärtner in der Großstadt Abnehmer für den Weißtorf genannten Torf aus der obersten Schicht. (Zum Heizen verwendete man früher nur den Backtorf

Bitte blättern Sie um

770066

Hilferuf aus dem Moor

Fortsetzung

vom Grund des Moores.) Dabei ist der Nutzen von Torf im Garten weit überschätzt. Welche Ironie: Ein natürlicher Lebensraum wird vernichtet, um einen künstlichen zu schaffen.

Doch damit nicht genug. Anfang der siebziger Jahre sollte das Breddorfer Moor, ein Teil des Teufelsmoores, als NATO-Bombenabwurfgebiet (mit 300 Tiefanflügen täglich) mißbraucht werden. In einer der ersten großen Bürgerinitiativen schafften es die „Freunde Worpswedes", eine Gruppe von Naturfreunden und Künstlern, die aus dem um die Jahrhundertwende gegründeten „Verschönerungsverein Worpswede" entstand, die Pläne zu stoppen.

Kaum war die Gefahr abgewendet, drohte neues Unheil. So sollte die Wümme zu einem riesigen Freizeitsee aufgestaut, das Moor „Land unter" gesetzt werden. Mit 40 000 Wassersportlern pro Wochenende rechneten die Planer. Das Projekt scheiterte an den 200 Millionen Mark Kosten.

Ein Worpsweder Torfkopp war gar mit der Idee gekommen, ein Drive-in-Kino für Autos an jene Stelle zu setzen, an der einst der Dichter Rainer Maria Rilke Ausblick genommen hatte: „Es ist ein seltsames Land ... Flach liegt es da, fast ohne Falte, und die Wege und die Wasserläufe führen weit in den Horizont hinein. Dort beginnt ein Himmel von unendlicher Veränderlichkeit und Größe."

Das besondere Licht, das Brechen der Sonnenstrahlen über dem vielgemalten Land, sind eine Folge der verdunstenden Feuchtigkeit. Wenn der Boden weiter austrocknet, weil die Wiesen nicht so viel Wasser halten können wie das Moor, dann wird auch Rilkes „unbeschreiblicher Himmel" nie mehr zu sehen sein. Doch nicht nur aus diesem Grund ist die Erhaltung des letzten, winzigen Restes Moor so wichtig. Vom Aussterben bedrohte Tier- und Pflanzenarten gedeihen im Moor und nur im Moor: Moorfrosch und Schlingnatter, Sumpfohreule und Kampfläufer, Sonnentau und Rosmarinheide beispielsweise. Mit bescheidenen Mitteln versuchen die „Freunde Worpswedes" zu helfen. Gemeinsam mit Umweltschutzorganisationen kaufen sie Land auf, um das Moor renaturieren zu können.

In den bereits abgetorften Wüsten sollen nach der Bewässerung Erlen- und Auwälder neu entstehen. Hans Stuick, Bremer Öko-Beauftragter und Vertreter des World Wildlife Fund (WWF), hat bei aller Skepsis auch Zuversicht. „Im Hamberger Moor haben unsere Versuche erste Erfolge gezeigt. Es bestehen Chancen, den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen. Aber das dauert lange."

Auf die Hilfe der Bauern sind die Naturschützer besonders in den Postwiesen der Hamme-Niederung angewiesen. Wenn sie nicht beweidet, nicht künstlich gedüngt und nur einmal im Jahr gemäht werden, dann können diese Wiesen sich wieder in wilde Blumenparadiese verwandeln. Einige Landwirte haben sich bereits einverstanden erklärt. Zwar ist das Moor für die Bauern stets die feindliche Natur gewesen, die es seit Findorffs Zeiten zu kultivieren galt. Doch lohnt sich die Bewirtschaftung heute kaum noch. Die Kargheit des Bodens und die jüngsten EG-Richtlinien über die eingeschränkte Milchproduktion haben die Landschaft hier erneut an den Rand der Existenz gebracht.

Reich konnte man im Moor ohnehin nie werden. Um den Hof zu sichern, werden Arbeiten in der Stadt angenommen. Mit dem Anbau von Biokost halten sich einige Höfe am ertragreicheren Rand der Geest über Wasser.

„Was uns fehlt", sagt Prinz Louis Ferdinand, „ist ein staatliches Gesamtkonzept für das Teufelsmoor. Es gibt zwar Fortschritte im Naturschutz, aber wir haben eine Verantwortung zur Erhaltung der Natur gegenüber unseren Erben."

Dabei denkt er auch an die eigene Familie. Sein Enkel Georg Friedrich, der zukünftige Chef des Hauses Hohenzollern, ist neun Jahre alt. *Svante Domizlaff*



Nördlich von Bremen, zwischen Hamme und Wümme, liegt das Teufelsmoor mit der berühmten Künstlerkolonie von Worpswede





Karg ist das Leben im Moor. Aber so, wie ein Rest ursprünglicher Natur erhalten blieb, so hat sich bei den Bewohnern bäuerliche Tradition bewahrt. Ein einfaches Mahl, auf dem Feuer gekocht, bringt die Familie zur Mittagszeit zusammen. Wie lange noch? Immer mehr Menschen suchen sich Arbeit in der Stadt, um finanziell zu überleben

Ein Moor wächst in Jahrtausenden

Wo es viel Wasser gibt, aber keine Fische, wo Boden ist, aber keine Regenwürmer, wo die Landschaft eine Art Sodbrennen bekommen hat, weil Wasser und Boden fast so sauer sind wie unser Magensaft – da ist das Moor.

Alle Pflanzen und Tiere im Hochmoor – es sind nur wenige – mögen diese saure Umwelt. Deshalb ist saurer Regen überall dort gut, wo halbwegs abgetorfte Hochmoore wieder in lebendige Moore zurückverwandelt werden sollen.

Am wichtigsten für ein Hochmoor ist, daß es in seiner Tiefe keinen Kontakt mit dem nährsalzhaltigen Grundwasser hat. Vor allem die Torfmoose des Hochmoores vertragen keine Nährstoffe. Naturgeschützte Hochmoore brauchen daher eine Zone um sich herum, in der es keine Landwirtschaft gibt. Weht der Wind Düngemittel ins Moor, dann muß es sterben.

Hochmoor-Torfmoose leben vom Regenwasser. Langsam wachsen diese genügsamen Pflänzchen nach oben weiter. Die unteren sterben ab und werden zu Torf. In Jahrtausenden wölbt sich ein Moor auf: daher Hochmoor. Es liegt wie ein Schwamm auf der Landschaft und gibt nach allen Seiten Sickerwasser ab.

Flachmoore, in Süddeutschland „Ried" genannt, entstehen aus verlandeten Seen. Sie haben Kontakt mit dem Grundwasser, sind nährstoffreicher und von weit mehr Pflanzen und Tieren bewohnt. G. A. Henning

Bücher: „Worpswede und das Teufelsmoor", Edition Ellert & Richter, 19,80 Mark; „Backtorf", 36 Mark, „Wege ins Moor", 14 Mark, Worpsweder Verlag



Alexander Lange Kielland, 1849–1906.

Alexander L. Kielland Novellen und Novelletten Band I der Werkausgabe

Torfmoor

Hoch über die Heide flog ein alter, vernünftiger Rabe.
Er wollte viele Meilen nach Westen bis an die Meeresküste, um ein Schweinsohr auszugraben, das er dort in der guten Zeit verborgen hatte. Jetzt war es spät im Herbst, und das Futter war knapp.
Wenn ein Rabe kommt, sagt Vater Brehm, braucht man sich nur umzusehen, um den zweiten zu entdecken.

Aber man konnte sich lange umsehen; der da geflogen kam, der alte, vernünftige Rabe, war und blieb allein. Und ohne sich um irgendwas zu kümmern, glitt er auf den starken, kohlschwarzen Schwingen durch die dicke Regenluft, geradeaus nach Westen steuernd, ohne einen Laut von sich zu geben.
Aber während er ruhig und bedachtsam dahinflog, folgten seine scharfen Augen der Landschaft tief unten, und der alte Vogel ärgerte sich.
Mit jedem Jahr wurden die grünen und gelben Flecken da unten zahlreicher und größer; Stück für Stück schnitten sie aus der Heide heraus, kleine Häuser mit roten Ziegeldächern folgten, niedrige Schornsteine mit dickem Torfrauch – Menschenwerk und Menschen überall.
Er erinnerte sich seiner Jugendzeit – das mochte jetzt einige Winter her sein –, da war hier gerade Platz für einen tüchtigen Raben mit Familie: lange, endlose Heidestrecken, viele junge Hasen und Vögel, Eidergänse am Strand mit großen, köstlichen Eiern und so viel von allen möglichen Delikatessen, wie man sich nur wünschen konnte.
Jetzt hingegen stand hier Haus an Haus, überall waren gelbe Kornfelder und grüne Wiesen, und das Futter war so knapp, daß ein alter, ehrenwerter Rabe meilenweit um ein lumpiges Schweinsohr fliegen mußte.
Die Menschen! – die Menschen! – Der alte Vogel kannte sie.
Er war unter Menschen aufgewachsen und sogar unter sehr vornehmen. Auf dem großen Gutshof nahe der Stadt hatte er seine Kindheit und seine Jugend verlebt.
Aber jedesmal, wenn er jetzt über das Gut hinflog, hob er sich hoch in die Luft, um nicht wiedererkannt zu werden. Denn wenn er unten im Garten eine Frauengestalt gewahrte, glaubte er, es wäre das junge Fräulein mit Puder und Haarschleife, und doch war es in Wirklichkeit ihre Tochter mit schneeweißen Lokken und Witwenhaube.
Ob er es gut bei den vornehmen Menschen gehabt hatte? – Oh, wie man es nimmt. Nahrung im Überfluß und eine Menge zu lernen; aber es war doch Gefangenschaft; die ersten Jahre mit gestutztem linken Flügel und später auf ‚parole d'honneur'*, *wie der alte Herr zu sagen pflegte.*
Es war dieses Ehrenwort, das er gebrochen hatte, und das geschah an einem Frühlingstage – da flog ein junges, glänzendschwarzes Weibchen über den Garten.
Einige Zeit später – es mochten wohl ein paar Winter seitdem vergangen sein –, kam er auf den Hof zurück. Aber ein paar fremde Knaben empfingen ihn mit Steinwürfen; der alte Herr und das junge Fräulein waren nicht zu Hause. Sie werden wohl in der Stadt sein, dachte der Rabe und kam nach einiger Zeit wieder. Aber es wurde ihm derselbe Empfang bereitet.
Da war der alte, ehrenwerte Vogel – denn inzwischen war er alt geworden – beleidigt, und von nun an flog er hoch über das Haus weg. Er wollte nichts mehr mit Menschen zu schaffen haben, und der alte Herr und das junge Fräulein konnten sich die Augen nach ihm aussehen, – und das taten sie, davon war er überzeugt.
Und alles, was er gelernt hatte, vergaß er; sowohl die schwierigen französischen Wörter, die er in der Stube von dem Fräulein lernte, als die ungleich leichteren Kraftausdrücke, die er sich selbst in der Gesindestube aneignete.
Nur zwei menschliche Laute blieben als Überreste der entschwundenen Gelehrsamkeit in seinem Gedächtnis hängen. Wenn er richtig guter Laune war, geschah es, daß er sagte: 'Bonjour – madame!' Aber wenn er zornig war, schrie er: 'Hol mich der Teufel'.
Rasch und sicher glitt er durch die dicke Regenluft; in weiter Ferne tauchte bereits der weiße Saum, den die Brandung längs der Küste bildete, auf. Da wurde er auf eine große, schwarze Fläche, die sich unter ihm ausbreitete, aufmerksam. Es war ein Torfmoor.
Rings im Kreise herum lagen die Höfe auf den Anhöhen; aber auf der tiefer gelegenen Ebene – sie war wohl über eine Meile lang – fand sich keines Menschen Spur, nur ein paar Torfhaufen am Rande, dazwischen nichts wie kleine, schwarze Hügelchen und blinkende Wasserpfützen.
'Bonjour madame!' rief der alte Rabe und begann in großen Ringen über dem Moor zu kreisen. Es sah hier so gemütlich aus, daß er sich langsam und vorsichtig niederließ und sich auf eine Baumwurzel mitten im Moor setzte.
Hier war es ungefähr wie in alten Tagen – öde und still. Hie und da, wo der Grund trocken war, wuchsen ein wenig kurzes Heidekraut und vereinzelte Binsen. Das Wollgras war verblüht, aber auf den steifen Halmen hing noch ein und der andere Haarbüschel, schwarz und verfilzt vom Herbstregen; sonst nichts wie feinzerriebene schwarze Erde, naß und voller Wassertümpel; – graue, gewundene Baumwurzeln, zu einem knorrigen Netz verflochten, ragten empor.
Der alte Rabe begriff wohl, was er sah. Hier hatten einst Bäume gestanden, lange vor seiner Zeit.
Der Wald war fort, Zweige, Laub – alles dahin; nur die Wurzeln noch übrig, ineinander verschlungen, tief unten in der weichen Masse von schwarzen Fasern und Wasser.
Aber weiter konnte die Veränderung nicht gehen; so mußte es bleiben, und das mußten die Menschen wenigstens liegen lassen, wie es lag. Der alte Vogel richtete sich auf. Die Höfe lagen so weit weg, hier war es friedlich und sicher mitten auf dem grundlosen Moor. Etwas von dem Alten mußte doch in Frieden bleiben. Er glättete die glänzenden, schwarzen Federn und sagte mehrere Male: »bonjour madame! «

Aber von dem Hof herab kamen ein paar Männer mit Pferd und Wagen; zwei kleine Jungen liefen hinterher. Sie fuhren einen gewundenen Weg zwischen den Moorhügeln, aber mitten auf das Moor hinaus.
Sie machen bald halt, dachte der Rabe. Aber sie kamen immer näher; der alte Vogel wandte unruhig den Kopf; es war verwunderlich, wie weit sie sich hinauswagten.
Endlich machten sie halt, und die Männer gingen mit Spaten und Äxten an die Arbeit. Der Rabe konnte sehen, daß sie sich mit einer schweren Baumwurzel, die sie loshaben wollten, abmühten.
Sie werden bald müde werden, dachte der Rabe.
Aber sie wurden nicht müde; sie hieben mit den Äxten – es waren die schärfsten, die der Rabe je gesehen hatte –, sie gruben und arbeiteten, und schließlich gelang es ihnen wirklich, den schweren Stamm auf die Seite zu wälzen, so daß das starke Wurzelwerk gen Himmel ragte.
Den kleinen Jungen war es langweilig geworden, Kanäle zwischen den Wassertümpeln zu graben. »Sieh mal, die große Krähe dort«, sagte der eine.
Sie versahen sich mit Steinen und schlichen sich zwischen den Moorhügeln vorwärts.
Der Rabe sah sie wohl. Aber er hatte Dinge gesehen, die schlimmer waren.
Nicht einmal hier draußen im Moor ließ man das Alte in Frieden. Jetzt hatte er gesehen, daß selbst die grauen Baumwurzeln, die älter waren als der älteste Rabe, und die so fest verflochten in dem tiefen, unergründlichen Moore lagen, daß selbst die den scharfen Äxten weichen mußten.
Und als die Jungen gerade so nahe waren, daß sie sich anschickten zu werfen, hob er die schweren Schwingen und flog auf.
Aber als er in die Luft stieg und herniedersah auf die geschäftigen Männer und die dummen Jungen, die, in jeder Hand einen Stein, ihm offenen Mundes nachstarrten, da stieg der Zorn in dem alten, würdigen Vogel auf.
Wie ein Adler stieß er auf die Jungen nieder, und während seine großen Schwingen ihnen um die Ohren peitschten, schrie er mit fürchterlicher Stimme: »Hol mich der Teufel!«
Schreiend warfen sich die Jungen zur Erde. – Als sie nach einer Weile aufzusehen wagten, war es wieder still und öde; weit in der Ferne flog ein einsamer, schwarzer Vogel nach Westen.
Aber bis in ihre Mannesjahre – ja bis zu ihrem Todestage behielten sie die Überzeugung, daß sich der Böse ihnen draußen auf dem schwarzen Moor in Gestalt eines über die Maßen großen, schwarzen Vogels mit feurigen Augen offenbart habe.
– Und es war doch nur ein alter Rabe, der nach Westen flog, um ein Schweinsohr auszugraben, das er verborgen hatte. –

Karen

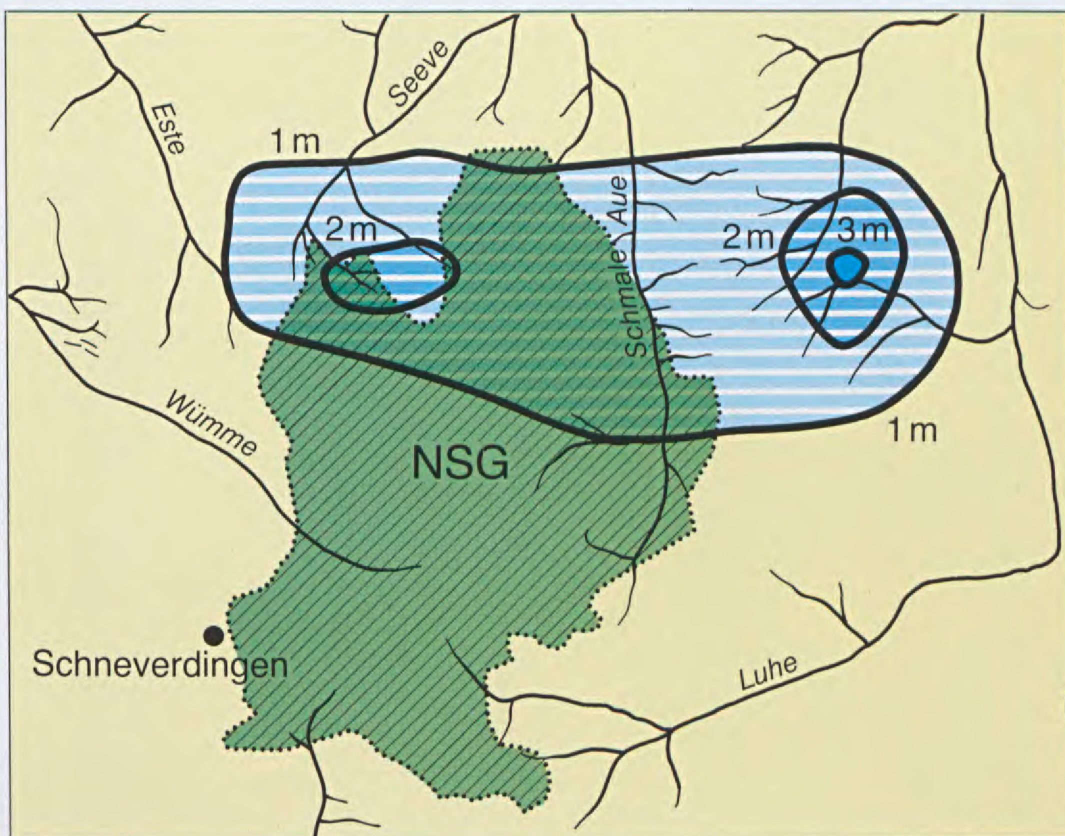
Im Krug zu Krarup war einmal ein Mädchen, das hieß Karen.
Die Bedienung ruhte allein auf ihren Schultern; denn die Frau des Krugwirts ging fast immer umher und suchte nach ihren Schlüsseln. Und es kamen viele Leute in den Krug zu Krarup; – Leute aus der Umgebung, die zusammenkamen, wenn es an den Herbstabenden dunkel wurde und in der Wirtsstube saßen und Kaffeepunsch tranken, so im allgemeinen ohne bestimmte Absichten, wie auch Reisende und Wanderer, die stampfend hereinkamen – blau und verweht –, um etwas Warmes in den Leib zu bekommen, das bis zum nächsten Krug vorhalten könnte.
Aber Karen konnte trotzdem alles allein machen, obgleich sie ganz still herumging und nie Eile zu haben schien.
Sie war schmächtig und klein – ganz jung, schweigsam und ernst, so daß die Handelsreisenden kein Vergnügen an ihr fanden. Aber den ehrbaren Leuten, die nicht nur zum Vergnügen in den Krug gingen – und die Wert darauf legten, daß der Kaffee schnell und brühheiß serviert wurde, gefiel Karen um so besser. Und wenn sie mit ihrem Tablett zwischen den Gästen hindurchschlüpfte, wichen die schweren in Fries gekleideten Körper mit ungewöhnlicher Eile zur Seite, man machte ihr Platz, und das Gespräch verstummte für einen Augenblick, alle mußten ihr nachsehen, sie war so anmutig.
Karen hatte jene großen, grauen Augen, die einen zu gleicher Zeit anzusehen und weit, weit vorbeizusehen scheinen, und die Augenbrauen waren hochgewölbt, wie vor Erstaunen.
Darum glaubten die Fremden, daß sie nicht recht begriff, worum sie baten. Aber sie begriff es wohl und irrte sich nicht. Trotzdem war etwas Seltsames an ihr, als ob sie weit nach etwas hinausblickte – oder lauschte – oder wartete – oder träumte.
Der Wind kam von Westen her über die Tiefebene. Er hatte lange, schwere Wogen über den Ozean gewälzt; salzig und naß von Schaum und Gischt, hatte er sich auf die Küste geworfen. Aber in den hohen Dünen mit dem langen Sandhaargras war er trocken, voller Sand und ein wenig müde geworden, so daß er, als er nach dem Krug zu Krarup kam, gerade noch die Türen des Stalles aufwehen konnte.
Die Türen flogen auf, und der Wind erfüllte den großen Raum und drang zur Küchentür hinein, die angelehnt stand. Und schließlich entstand ein solcher Luftdruck, daß die Türen am anderen Ende des Stalls auch aufsprangen; und jetzt fuhr der Westwind triumphierend quer hindurch, schwenkte die Laterne, die an der Decke hing, hin und her, riß dem Stallknecht die Mütze herunter und rollte sie in die Dunkelheit hinaus, blies den Pferden die Dekken über die Köpfe, blies eine weiße Henne von der Stange und in den Wassertrog herunter. Der Hahn erhob ein fürchterliches Geschrei, der Knecht fluchte, die Hühner schrien, und in der Küche erstickten sie vor Rauch; die Pferde wurden unruhig und schlugen Funken aus den Steinen. Selbst die Enten, die sich in der Nähe der Krippen zusammengedrängt hatten, um bei den verschütteten Körnern die ersten zu sein, begannen zu schnattern, und der Wind sauste mit einem Höllenlärm, bis ein paar Männer aus der Wirtsstube herauskamen, sich mit dem Rücken gegen die Tür stemmten und sie wieder zudrückten, während die Funken aus den großen Tabakspfeifen ihnen in den Bart flogen.
Nach diesen Heldentaten warf sich der Wind auf die Heide, lief die tiefen Gräben entlang und rüttelte den Postwagen, auf den er eine halbe Meile vom Krug entfernt stieß, mit großer Heftigkeit.
»Das ist doch des Teufels, was er immer für Eile hat, nach dem Krug zu Krarup zu kommen«, brummte der Postillon Anders und gab den schweißbedeckten Pferden einen Klaps.
Denn es war sicher das zwanzigste Mal, das der Postführer das Fenster heruntergelassen hatte, um das eine oder andere zu ihm hinaufzurufen. Zuerst war es eine freundschaftliche Einladung zu einem Kaffeepunsch im Krug gewesen; aber nach und nach nahm die Freundschaft ab, und das Fenster fuhr mit einem Knall herunter, und heraus kamen einige kurzgefaßte Bemerkungen über Kutscher und Pferde, die jedenfalls für Anders nicht gerade schmeichelhaft waren.
Inzwischen strich der Wind tief über der Erde hin und ließ in der dürren Heide langgedehnte und seltsame Seufzer hören. Es war Vollmond; aber dicht umwölkt, so daß nur ein weißlicher Nebelschimmer über der Nacht lag.
Hinter dem Krug zu Krarup erstreckte sich das Torfmoor, finster mit schwarzen Torfstichen und tiefen, gefährlichen Löchern. Und zwischen den kleinen Heidekrauthügeln schlängelte sich ein Grasstreifen hin, als ob es ein Weg sein könnte; aber es war kein Weg, denn er führte bis an den Rand einer Torfgrube, die größer als die anderen war und auch tiefer.
Aber im Grasstreifen lag der Fuchs ganz flach auf der Lauer, und der Hase sprang leichtfüßig über die Heide.
Es war leicht für den Fuchs, zu berechnen, daß der Hase so spät am Abend keinen langen Ring laufen würde. Er steckte vorsichtig die spitze Schnauze heraus und machte einen Überschlag, und während er, dem Wind folgend, zurückschlich, um einen guten Platz zu finden, von dem aus er sehen könnte, wo der Hase den Ring schließen und sich niederlegen würde, dachte er selbstgefällig, wie die Füchse doch immer klüger und die Hasen immer dümmer und dümmer würden.
Drin im Krug ging es ungewöhnlich lebhaft zu, denn ein paar Handelsreisende hatten Hasenbraten bestellt; außerdem war der Krugwirt auf einer Auktion in Thisted, und die Frau war nicht daran gewöhnt, sich um etwas anderes als um die Küche zu kümmern. Aber jetzt traf es sich so unglücklich, daß der Rechtsanwalt mit dem Krugwirt sprechen wollte, und da er nicht zu Hause war, mußte die Frau einen langen Bescheid und einen äußerst wichtigen Brief annehmen, was sie ganz und gar in Verwirrung setzte.
Am Ofen stand ein fremder Mann in Öltuchkleidern und wartete auf eine Flasche Selterswasser; zwei Fischhändler hatten schon dreimal Kognak zum Kaffee verlangt; der Knecht des Krugwirts stand mit einer leeren Laterne da und wartete auf ein Licht, und ein langer, vertrockneter Bauer verfolgte Karen mit ängstlichen Augen: er sollte 63 Öre auf eine Krone herausbekommen.
Aber Karen kam und ging, ohne sich zu übereilend ohne sich verwirren zu lassen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß sie sich in alledem zurechtfinden konnte. Die großen Augen und die erstaunten Augenbrauen waren wie gespannt vor Erwartung; den kleinen, feinen Kopf hielt sie steif und ruhig, wie um nicht in dem vielen, was sie zu bedenken hatte, gestört zu werden. Ihr blaues Barchentkleid war ihr zu eng geworden, so daß das Bündchen etwas einschnitt und in der Haut am Hals – dicht unterhalb des Haares – eine kleine Falte bildete.
»Die Mächen in Agger haben eine so weiße Haut«, sagte der eine Fischhändler; es waren junge Leute, und sie sprachen von Karen als Kenner.
Drüben am Fenster stand ein Mann, der auf die Uhr sah und sagte: »Die Post kommt früh heute abend.«
Es rasselte über die Pflastersteine im Hof; die Tür zum Stall wurde aufgeschlagen, und der Wind rüttelte wieder an allen Türen, und aus den Öfen schlug der Rauch.
Im selben Augenblick, als die Krugtür aufging, schlich sich Karen hinaus in die Küche. Der Postführer trat ein und sagte guten Abend. Er war ein hochgewachsener, schöner Mann, mit dunklen Augen, schwarzem, lockigem Bart und einem kleinen, kraushaarigen Kopf. Der lange Mantel aus dem prachtvollen, roten Tuch des Königs von Dänemark war mit einem breiten Kragen von lockigem Hundsfell, der über die Schultern fiel, verziert.
All das spärliche Licht von den beiden Petroleumlampen, die über dem Krugtisch hingen, schien sich verliebt auf die rote Farbe zu werfen, die so sehr von all dem Grauen und Schwarzen, das sich in dem Raum befand, abstach. Und die hohe Gestalt mit dem kleinen, kraushaarigen Kopf, dem breiten Kragen und den langen, purpurroten Falten wurde, wie sie durch die niedrige, verrauchte Wirtsstube ging, zu einem Wunder von Schönheit und Pracht.
Karen kam eilig aus der Küche; sie senkte den Kopf, so daß man ihr nicht in das Gesicht sehen konnte, während sie eilig von Gast zu Gast ging.
Den Hasenbraten stellte sie mitten vor die beiden Fischhändler, worauf sie den beiden Handelsreisenden, die im Nebenzimmer saßen, eine Flasche Selterswasser brachte. Darauf gab sie dem bekümmerten Bauern ein Talglicht, und indem sie wieder hinausschlüpfte, steckte sie dem Fremden am Ofen 63 Öre in die Hand.
Die Frau des Krugwirts war ganz verzweifelt; sie hatte allerdings ganz unverhofft die Schlüssel gefunden, aber gleich darauf hatte sie den Brief des Rechtsanwalts verloren, und jetzt befand sich der ganze Krug in der fürchterlichsten Verwirrung, niemand hatte bekommen, was er haben sollte, alle schrien durcheinander, die Handelsreisenden klingelten in einem fort mit der Tischglocke, die Fischhändler lachten sich halbtot über den Hasen, der mit gespreizten Beinen auf der Schüssel vor ihnen lag; aber der ängstliche Bauer klopfte der Frau mit seinem Talglicht auf die Schulter, er zitterte um seine 63 Öre. Und in all dieser hoffnungslosen Verwirrung war Karen spurlos verschwunden.
Der Postillon Anders saß auf dem Bock; der Junge des Krugwirts stand bereit, das Tor zu öffnen; die zwei Reisenden im Wagen wurden ungeduldig, die Pferde auch, – obgleich sie keinen Grund hatten, sich auf die Fahrt zu freuen, und der Wind brauste und pfiff durch den Stall.
Endlich kam der Postführer, auf den man wartete. Er trug seinen großen Mantel über dem Arm, als er an den Wagen trat und um Entschuldigung bat, daß man habe warten müssen. Das Licht von der Laterne fiel auf sein Gesicht; er schien sehr warm zu sein, und das sagte er auch mit einem Lächeln, als er den Mantel anzog und zum Kutscher hinaufstieg.
Das Tor ging auf, und der Postwagen rasselte davon. Anders ließ die Pferde langsam gehen, jetzt hatte es keine Eile mehr. Ab und zu warf er einen verstohlenen Blick auf den Postführer an seiner Seite; er saß noch da und lächelte vor sich hin und ließ den Wind in seinen Haaren zausen.
Anders Postillon lächelte auch – auf seine Weise; er fing an zu begreifen.
Der Wind folgte dem Wagen bis der Weg eine Wendung machte, dann warf er sich wieder auf die Ebene und pfiff und ließ in der dürren Heide langgedehnte und seltsame Seufzer hören. Der Fuchs lag auf seinem Posten, alles war genau ausgerechnet; der Hase mußte gleich da sein.
Drin im Krug war Karen endlich wieder aufgetaucht, und die Verwirrung legte sich allmählich. Der änglichste Bauer wurde von seinem Licht befreit und bekam seine 63 Öre, und die Handelsreisenden hatten sich auf den Braten geworfen.
Die Wirtin jammerte ein wenig; aber sie machte Karen keine Vorwürfe; es gab keinen Menschen in der Welt, der Karen Vorwürfe machen konnte.
Still und ohne sich zu übereilen, kam und ging sie wieder, und die friedliche Gemütlichkeit, die ihr immer folgte, breitete sich wieder über die behagliche, halbdunkle Wirtsstube aus. Aber die beiden Fischhändler, die schon mehr als einen Kognak bekommen hatten, waren ganz hingerissen von ihr. Sie hatte Farbe in die Wangen bekommen, und ein kleines, halb unterdrücktes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und wenn sie ein einziges Mal die Augen hob, ging es ihnen durch und durch.
Aber als sie fühlte, daß ihre Blicke ihr folgten, ging sie in das Zimmer, wo die Handelsreisenden beim Essen saßen, und fing an, einige Teelöffel am Schanktisch zu putzen.
»Haben Sie sich den Postführer angesehen?« fragte einer der Reisenden.
»Nein, ich sah ihn nur flüchtig; er ging wohl gleich wieder hinaus«, antwortete der andere mit vollem Munde.
»Ein verteufelt hübscher Kerl! Ich habe nämlich auf seiner Hochzeit getanzt.«
»So – ist er verheiratet?«
»Jawohl! Seine Frau wohnt in Lemvig; sie haben zwei Kinder, glaube ich. Sie war die Tochter des Krugwirts in Ulstrup, und ich kam gerade am Hochzeitsabend dahin. Das war eine lustige Nacht – können Sie mir glauben.«
Karen ließ die Teelöffel fallen und ging hinaus. Sie hörte nicht, was sie ihr aus der Wirtsstube zuriefen; sie ging über den Hof in ihre Kammer, machte die Tür zu und fing, halb von Sinnen, an, ihr Bett zu ordnen. Ihre Augen blickten starr in das Dunkel, sie faßte sich an den Kopf, sie faßte sich an die Brust, – sie stöhnte, sie begriff nicht, – sie begriff nicht –.
Da hörte sie die Frau jämmerlich rufen: »Karen, kleine Karen!« Da fuhr sie auf, aus dem Hofe hinaus, hinten ums Haus herum, und – hinaus in die Heide.
Im Zwielicht schlängelte sich der kleine Grasstreifen zwischen der Heide hin, als ob es ein Weg wäre; aber es war kein Weg, niemand durfte glauben, daß es ein Weg sei, denn der Streifen führte gerade an den Rand der großen Torfgrube.
Der Hase fuhr zusammen, er hatte ein Plätschern gehört. Er lief wie närrisch in langen Sätzen davon; bald mit unter den Leib gezogenen Beinen und krummem Rücken, bald ausgestreckt, unglaublich lang – wie eine fliegende Ziehharmonika – hüpfte er über die Heide hin.
Der Fuchs streckte die spitze Schnauze empor und starrte erstaunt dem Hasen nach. Er hatte kein Plätschern gehört. Denn er hatte sich nach allen Regeln der Kunst auf dem Grund eines tiefen Grabens herangeschlichen; und da er sich keines Fehlers bewußt war, konnte er aus dem Hasen nicht klug werden.
Lange stand er mit erhobenem Kopf da, das Hinterteil gesenkt und den großen, buschigen Schwanz im Heidekraut versteckt; und er fing an darüber nachzudenken, ob die Hasen klüger oder die Füchse dümmer würden.
Aber als der Westwind ein großes Stück zurückgelegt hatte, wurde er zum Nordwind, dann zum Ostwind, darauf zum Südwind, und schließlich kam er wieder über das Meer als Westwind, warf sich in die Dünen und ließ in der dürren Heide langgedehnte und seltsame Seufzer hören. Aber im Krug zu Krarup fehlten zwei erstaunte graue Augen und ein blaues Barchentkleid, das zu eng geworden war. Und die Frau des Krugwirts jammerte mehr als je; sie konnte es nicht begreifen; – niemand konnte es begreifen – außer Postillon Anders – – und noch jemand. –
Aber wenn alte Leute der Jugend eine recht ernste Warnung erteilen wollten, pflegten sie gern so zu beginnen: Im Krug zu Krarup war einmal ein Mädchen, das hieß Karen.

entnommen: Alexander Lange Kielland, Novellen und Novelletten, Band I der fünfbändigen Werkausgabe (geplant bis 1987), übersetzt von marie Leskien-Lie und Dr. Friedrich Leskien, bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Rudolf Wolff; LITERARISCHE TRADITION.

staltung durch Gletscherschmelzwässer und Gletschereis sehr stark wechseln.
So sind die beiden Grundwasserstockwerke an vielen Stellen durch ›Fenster‹ – meist um Ekken herum – miteinander verbunden. Durch diese Fenster wird das Wasser verstärkt aus dem oberen Stockwerk nach unten strömen, wenn – wie beabsichtigt – im unteren Stockwerk Wasser abgepumpt wird.
Auf der Basis der vorliegenden Bohrergebnisse, in Verbindung mit Pumpversuchen, hat man ein vereinfachtes Modell konstruiert und an diesem simuliert, wie stark sich die geplante Entnahme aus dem unteren Stockwerk auf den Wasserspiegel des oberen Stockwerks auswirken wird. Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich, daß es sich bei den Berechnungen nur um annähernde Werte handeln kann. Erst das wirkliche ›Großexperiment‹ in der Natur kann nach mehreren Jahren Laufzeit zeigen, wie gut oder schlecht das Modell war.
Warum aber wollen die Hamburger Wasserwerke ausgerechnet aus großen Teilen des Naturschutzgebietes Wasser beziehen? Auf diese Frage werden vier Antworten gegeben:

- Es sind dort große Wasservorräte vorhanden.
- Das Grundwasser erfüllt höchste Qualitätsansprüche.
- Das Gebiet liegt in der Nähe von Hamburg.
- Die Verschmutzungsgefahr ist infolge dünner Besiedlung und fehlender Industrie gering.

Die letzte Antwort leitet hin zu einem entscheidenden Problem Hamburgs und anderer Ballungsgebiete. Die HWW haben in den vergangenen Jahren durchschnittlich 150 Millionen Kubikmeter Wasser pro Jahr an die Verbraucher in und um Hamburg abgegeben. Eine wesentliche Zunahme des Verbrauchs ist jedoch nicht zu erwarten. Warum dann die Erschließung neuer Wasserreserven in Höhe von einem Sechstel des bisherigen Verbrauchs?
Darauf antworten die HWW folgendermaßen: Es muß mit Aufgabe oder Einschränkung der Wasserlieferung aus einigen der bisherigen 20 Grundwasserwerken Hamburgs gerechnet werden, die wegen ›Anstiegs des Salzgehaltes im Grundwasser‹ oder wegen ihrer ›Nähe zur Elbe‹ als risikobehaftet gelten.



Oben: Absenkungsbereiche des Grundwassers um 1, 2 und 3 Meter bei Entnahme von 25 Millionen Kubikmeter pro Jahr aufgrund von Modellberechnungen. (Zeichnung, nach Buchwald, 1981: fac)

Die Versalzungsgefahr hat zwei Ursachen: Erstens ist dafür der Kontakt des unteren Grundwasserstockwerks mit einigen Salzstöcken verantwortlich (vergleiche »HB-draußen« Nr. 9, Naturpark Elbufer-Drawehn) und zweitens eine zu starke Wasserförderung in den vergangenen zwei Jahrzehnten.
Hinter dem Hinweis auf die ›Nähe zur Elbe‹ verbirgt sich die zunehmende Elbverschmutzung, insbesondere durch Schwermetalle und giftige organische Chemikalien, die nicht nur von der DDR, sondern auch von der Bundesrepublik Deutschland eingeleitet werden.

Drängend werden unsere Wasserprobleme

Man sollte sich daran erinnern, daß noch im Jahre 1964 eine direkte Elbwassernutzung möglich war. Heute dagegen steht man sogar kurz vor der Stillegung elbnaher Flachbrunnen, da die Filterwirkung der Sande und Kiese des Elbtales nicht mehr ausreicht, das stark verschmutzte Elbwasser zu reinigen. Davon sind ausgerechnet die beiden größten Wasserwerke Hamburgs (Curslack, Kaltehofe) besonders betroffen.
Es ist nicht zu bestreiten, daß die HWW in einer schwierigen Lage sind. Ob allerdings das Wasserwerk Nordheide eine angemessene Lösung des Problems möglich macht, muß bezweifelt werden. Eine drastische Erhöhung des Wasserpreises und die Installation von Wasserzählern in allen Haushalten (heute erst bei 20 Prozent vorhanden) wären sicherlich eine ungleich bessere Lösung. Sie würde der Industrie wie dem einzelnen Verbraucher das notwendige Bewußtsein zum sparsamen Umgang mit dem Wasser vermitteln.
Dadurch würde auch die Bereitschaft zum aktiven Wasserschutz gefördert. Denn

- solange noch sechs große Mülldeponien (Georgswerder, Hummelsbüttel, Barsbüttel, Höltigbaum, Stellmoor, Neu Wulmstorf) direkt im Trinkwasserschutzgebiet der HWW oder nur wenige Kilometer außerhalb davon liegen,
- solange noch zahlreiche ältere ›wilde‹ Müllkippen mit giftigen Industrieabfällen als ›chemische Zeitbomben‹ im Boden verborgen sind
- und solange immer noch industrielle und kommunale Abwässer unzureichend oder gar nicht gereinigt in die Vorfluter gelangen,

so lange wird die ›Schatzsuche in der Lüneburger Heide‹ (HWW-Slogan) und anderswo fortgesetzt werden müssen, bis es keine Wasserschätze mehr gibt.

770069



Balzende Birkhähne
(Foto: Jürgen Weber)

770070

Birkhühner und andere Seltenheiten

KLEIN, ABER FEIN: DIE MOORE

Anfang der sechziger Jahre gab es noch über 8000 Birkhühner allein in Niedersachsen. Heute ist das Birkhuhn vom Aussterben bedroht. So arg steht es – noch – nicht um die Goldschrecke. Wie im ›Goldrausch‹ suchten Insektenforscher nach dem goldenen Tier, denn 1950 war ein Exemplar – per Zufall – gefunden worden. Warum sie es nicht fanden, erfahren Sie in diesem Kapitel. Ebenfalls eine Rarität ist der Rundblatt-Sonnentau, der Insekten fängt und verdaut. Auch die Weiße Schnabelsimse ist nicht mehr häufig zu finden, wächst aber ebenso im Heidemoor wie Rosmarinheide und Moosbeere.



770071

Eine Kolonne von Frühaufstehern hatte es hinaus auf die Heide gelockt. Weit hatten sie nicht zu fahren von Hamburg, und von der Autobahn waren es auch nur wenige Kilometer. In der Finsternis waren sie wie eine dunkle Herde den sandigen Weg entlanggestolpert. Ein breiter Wacholder und einige Birkenbüsche boten für sie alle nur ein sehr dürftiges Versteck. Zwanzig Ferngläser starren nun auf das Schauspiel, das sich dort im ersten Dämmern des Morgens auf der Heide bietet.

Zwei – man ist geneigt zu sagen kümmerliche – schwarze Birkhähne bemühen sich dort, den Eindruck von dem zu vermitteln, was sich hier früher mit weit größerer Besetzung abgespielt hatte. Bei Löns ist, wie nebenbei, von einem Balzplatz mit dreißig Hähnen zu lesen.

Die heutige Situation macht den traurigen Zustand deutlich, in dem sich diese Vögel nun befinden. Die Birkhühner gehören auch hier in der geschützten Heide, wo sie doch eigentlich noch ausreichende Lebensbedingungen finden müßten, zu den Todgeweihten, zu den Tieren, die es in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird.

Dabei waren gerade Birkhühner über lange Zeit die bevorzugten Nutznießer der Heidewirtschaft. Man kann sie getrost als Kulturfolger bezeichnen. Heiden und Moore mit wenig Baum- und Strauchbewuchs sind ihre angestammten Lebensräume. In ihrer Ernährung sind sie zu einem erheblichen Anteil auf die jungen Triebe des Heidekrauts und auf Blattknospen von Birken und anderen Laubhölzern angewiesen.

Die Schnucken und der Plaggenhieb sorgten früher für die Verjüngung des Heidekrauts. Die verstreuten, kleinflächigen Torfstiche hielten die Moore am Leben. Der Buchweizenanbau auf Brandflächen schuf ideale Bedingungen. Als die Schnucken die Heide verließen, die Kiefern- und Fichtenforste das bisher offene Land überzogen, als die Moore trockengelegt, großflächig abgetorft und schließlich in Weide- und Ackerland verwandelt wurden, verschwanden die Birkhühner.

Diese durch erschreckende Zahlen belegbare Geschichte des ehemaligen Charaktervogels der Heide macht die Entwicklung dieser aus der Distanz noch heil erscheinenden Landschaft deutlich. Die heutigen, minimalen Restvorkommen der Birkhühner im Heideland zwischen Elbe und Aller leben in jenen Gebieten, die hier wirklich noch als einigermaßen natürlich anzusehen sind.

Das Verschwinden der Birkhühner zeigt aber auch, wie abhängig eine Tierart von einem ganz bestimmten Lebensraum sein kann und wie schnell tiefgreifende Landschaftsveränderungen und ständige Beunruhigungen ihr Schicksal besiegeln.

Doch kehren wir zu unseren Birkhähnen auf dem Balzplatz zurück. Diese Plätze haben eine lange Tradition. Es ist recht wahrscheinlich, daß hier schon viele Hahnengenerationen ihr ›Liebesturnier‹ veranstaltet haben. Versetzen wir uns also in die Zeit zurück, als nicht nur zwei, sondern dreißig Hähne hier versammelt waren.

Im Morgengrauen sind sie zunächst mehr zu ahnen als zu erkennen. Hier und da blitzen die silberweißen Flügelunterseiten auf, wenn einer der Hähne flatternd in die Höhe springt. Bei jedem Sprung ist ein durchdringend pfeifendes Zischen zu hören.

Dann sinken die Vögel wieder in sich zusammen, fächern den Schwanz mit den schwungvollen Sicheln, strecken den Kopf mit den feuerroten Rosen über den Augen vor, blähen den Hals und kullern. Trippelnd drehen sie sich dabei um sich selber, so daß es dem Beobachter scheint, als ob die leuchtend weißen Unterschwanzfedern wie Blumen auf der braunen Heide aufblühen.

Unscheinbar: die Birkhenne

Nach einer Weile des Zuschauens fragt man sich, wozu denn das alles gut sei. Da kommt auch schon die Antwort. Eine unscheinbare braune Henne, erheblich kleiner als die aufgeplusterten Hähne, wandert recht unbeeindruckt, fast teilnahmslos über den Balzplatz. Bei ihrem Anblick geraten die Hähne geradezu in Ekstase.

Sobald sie den kleinen Hoheitsbereich eines der Hähne betreten hat, versucht sich der Platzherr ihr seitlich zu nähern. Er umtanzt und begleitet sie, tiefgeduckt, wie über den Boden ro-



Rechts: Aus kleinen Drüsen tritt beim Gagelstrauch – hier blühend – ein aromatisch duftendes Öl aus.
(Foto: Schmelzenbach)

770072

delnd, durch sein Gebiet. Im Zentrum des Balzplatzes, dort, wo die Reviere am kleinsten und das Gewirbel der Hähne am größten ist, kauert sich die Henne nach anfänglichem Hin- und Herlaufen immer häufiger hin, bis sie schließlich den in enger gewordenen Kreisen aufrückenden Platzhahn erhört.

All das ist inzwischen Vergangenheit. Unsere zwei Hähne geben sich wirklich alle Mühe, aber eine Henne stellt sich nicht ein. Vielleicht traut sie sich nicht heran bei dem Angebot an ungebetenen Zuschauern, die nicht nur auf den Wegen, sondern, trotz



Links: Nach der Blüte ein unauffälliges Gebüsch: der Gagelstrauch.
(Foto: Skibbe)





Oben: Im tarnenden Federkleid: die Birkhenne.
(Foto: Synatzschke)

der Verbote, auch vor Tau und Tag mitten durch die Heide daherschleichen. Hoffentlich gibt es hier überhaupt noch eine Henne . . .

Die Möglichkeit zur Rettung der Restbestände unserer Birkhühner besteht durchaus. Neben der pfleglichen Bewirtschaftung der Heiden und der Wiederbelebung der Moore gehört dazu ganz wesentlich ein gehöriges Maß an Selbstdisziplin der sogenannten

770073

›Naturfreunde‹. Bei ständiger Beunruhigung kann auch der schönste Balzplatz den Birkhähnen und -hennen für immer verleidet werden. Wer wirklich will, daß sie der Heide erhalten bleiben, der läßt sie vollkommen in Ruhe und bleibt zu Hause.

Sensationen im Zentimeterbereich: die mühsame Goldschrecken-Suche

Nicht nur die großen auffälligen Tierarten haben Interessantes zu bieten. Ein Sammler kann Sensationen auch im Zentimeter-Bereich finden. 1837 wurde in der Lüneburger Heide beispielsweise eine Heuschreckenart entdeckt und erstmals beschrieben, bei der die Männchen völlig goldene Körper haben sollten, während die Weibchen durch ein perfektes Tarnkleid unmöglich in der umgebenden Vegetation zu entdecken seien.

Als Große Goldschrecke ist die Art in die Wissenschaft eingegangen. Anscheinend waren aber auch die auffälligen Männchen im Versteckspiel geübt, denn über hundert Jahre blieb die Heuschrecke verschwunden, obgleich Anfang des 20. Jahrhunderts verbissen nach diesem Tier gesucht worden ist. Danach wollte niemand mehr so recht glauben, daß es die Goldschrecke überhaupt einmal in der Heide gegeben hatte. ›Fundortverwechslung‹ war noch das Mildeste, was man dem Erstsammler unterstellte.

Erst 1950 tauchte ein mehr zufällig gesammeltes Exemplar aus der Nähe von Undeloh auf. Die Heide wurde wiederum intensiv in einer Art Goldrausch abgesucht – vergebens. Erst heute können wir uns vorstellen, warum die Goldschrecke vor allen Nachstellungen sicher gewesen ist: Sie war einfach nicht dort, wo man sie gesucht hat.

Nach den alten Unterlagen galt sie als Heidetier, also suchte man sie auch in den großen Besenheide-Flächen. Tatsächlich kommt die Goldschrecke aber gar nicht in den trockenen Heiden vor, sondern ist ein an Feuchtigkeit gebundenes Tier, zumindest hier in Norddeutschland. Sie liebt nicht gerade übermäßige Nässe und besiedelt daher feuchte Pfeifengraswiesen. Das sind ungenutzte Flächen aus meterhohen Grasbulten, die am Rande mooriger Senken gedeihen, oft in der Nachbarschaft einer Sumpf-Stendelwurz genannten Orchidee. Gern treibt sich auch die Kreuzotter zwischen den Pfeifengrasbulten herum.

In solchem Gelände leben die Goldschrecken zu Hunderten und sind sogar vom Wege aus zu fotografieren. Dabei kann dem Fotografen dasselbe passieren, was wahrscheinlich dem ersten Sammler auch widerfahren ist. Man eilt unter großen Anstrengungen dem immer weiter forthüpfenden Goldschrecken-Männchen nach, bis es endlich sitzenbleibt – damals zum Fang und heute für ein Foto. Und wenn man dann genau hinsieht, ist es bereits mehrere Meter vom feuchten Lebensraum entfernt auf einem trockenen Heidebusch gelandet. Dort hockt es dann, gejagt und erschöpft, und lockt jahrzehntelang alle Insektenkundler auf falsche Fährte!

Moderne Freizeitforscher müssen freilich einiges beachten, um nicht mit dem neuen Naturschutzgesetz in Konflikt zu geraten. Da wäre zunächst das Gebot, in Naturschutzgebieten niemals die Wege zu verlassen. Hinzu kommt, daß hier ohne ganz spezielle Genehmigungen der Naturschutzbehörde keine Tiere gefangen oder Pflanzen mitgenommen werden dürfen.

So setzt sich das Sammeln von Fotos immer mehr durch. Doch selbst das Fotografieren ist nicht immer gestattet. Vom Aussterben bedrohte Arten – und dies ist heute leider schon eine ganze Reihe – dürfen an ihren Brut- und Wohnplätzen nicht einmal fotografiert werden. Dies gilt übrigens überall und nicht nur in den Naturschutzgebieten.

Unten: Eine Schönheit – aber eine sehr seltene – ist die Echte Sumpfwurz, eine Orchidee.
(Foto: Cramm)



Pflanzenwelt der letzten Heidemoore

Die Lüneburger Heide liegt im östlichen Grenzbereich der einst sehr ausgedehnten Hochmoore Nordwestdeutschlands. Deshalb findet man hier Moore; ihnen fehlen jedoch – im Gegensatz zu den typischen Hochmooren – die uhrglasförmige









durch die geschlängelten Blütenstandsästchen leicht zu erkennen. Sie verleiht, wo sie in Menge vorhanden ist, mit ihrem rehbraunen Farbton der Landschaft einen reizvollen Anblick – besonders wenn die Blütenstände von sanftem Wind ähnlich den Wellen auf einer Wasseroberfläche bewegt werden.



Oben links: Eigentlich sind die Wacholderbeeren kleine Zapfen.
(Foto: Schmelzenbach)
Oben: Auf der Besenheide schmarotzt die schöne Quendel-Seide.
(Foto: Bellmann)
Links: Im Jugendalter ist die Vogelbeere oder Eberesche vor den Heidschnuckenzähnen nicht sicher; hat sie dieses Stadium überwunden, findet der schöne Baum in der Heide durchaus sein Fortkommen.
(Foto: Diedrich)

770075

Besenheide.

Dachs
(Foto: Jürgen Weber)

0076





770077

Fliegenpilz
(Foto: Schmelzenbach)

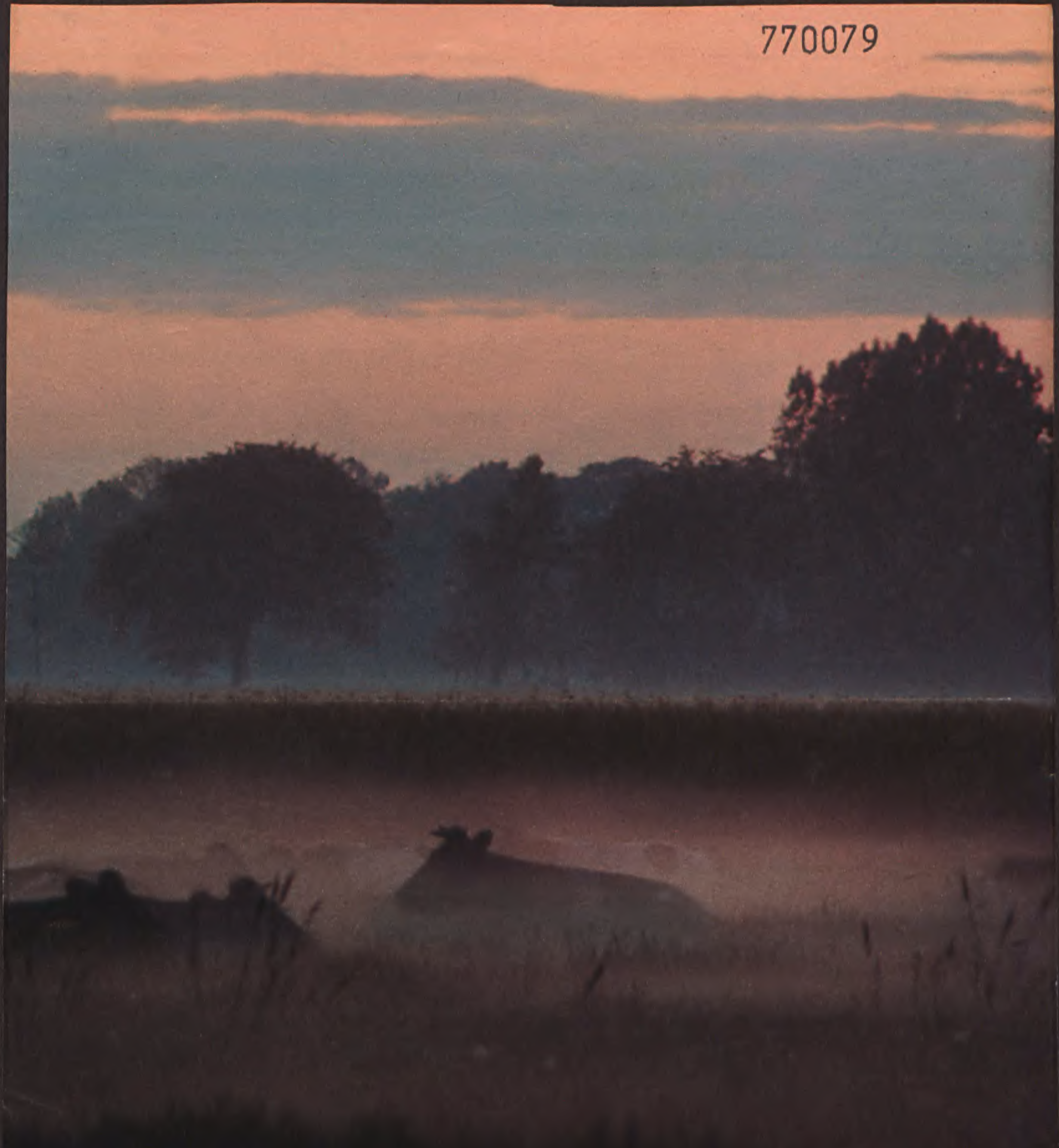
770078


Industrieller Torfabbau


Birkhahn Tetrao tetrix


Wollgras Eriophorum

770079



Das weite Land zwischen Jade und Dollart ist Bauernland. Bauern haben es der Nordsee abgetrotzt. Jahrhunderte dauerte ihr Kampf gegen Wind und Wasser, und immer wieder ist es vorgekommen, daß die Nordsee Sieger blieb, daß Deiche brachen und Tausende ertranken. Heute sind die Deiche so hoch wie nie, aber der Kampf um Ostfriesland dauert an. Es ist ein Kampf um Arbeitsplätze und Urlauber, um Gemeindestruktur und die von Fabriken und Ferienhäusern bedrohte Landschaft. Gegen die Probleme des 20. Jahrhunderts hilft kein Deich. Geht das Bauernland unter?

770080



Ein Kleinbauer schichtet Torfsoden um, damit sie trocken werden, Heizmaterial für den nächsten Winter

Der siebente Tag

770081

WOCHENENDBEILAGE DER HANNOVERSCHEN ALLGEMEINEN ZEITUNG · SONNABEND/SONNTAG, 4./5. SEPTEMBER 1982

Spurensuche auf schwankendem Boden

Moore sind Fundgruben für Archäologen

VON WILLY LÜTZENKIRCHEN



Archäologiestudenten helfen zur Zeit bei der Ausgrabung eines Bohlenweges im Diepholzer Moor. Aufn. (2): Jan Brinkmann

In den Entwässerungsgräben gluckert Moorwasser. Aus dem Untergrund blubbern Faulgase durch das schlammige Wasser. Mückenschwärme tanzen über den Gräben. Aus den Sumpfwiesen bei Bardenfleth ragen Meßlatten und Markierungsstäbe. Mit schlammverklebten Gummistiefeln stapfen die Mitarbeiter vom Oldenburger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte über den freigelegten Torfboden. Archäologische Forschung im Ipweger Moor, 20 Kilometer nordöstlich von Oldenburg. Auf den Spuren prähistorischen Straßenbaus, wie er die Sumpfwildnis zwischen Weser und Ems vor Jahrtausenden zugänglich machte. Hier gruben die Wissenschaftler nach einem technisch raffiniert konstruierten Bauwerk der Bronzezeit: nach einem im Sumpf verankerten Holzbohlenweg. Zur Zeit sind sie dabei, im Diepholzer Moor einen 350 Meter langen Bohlenweg freizulegen, der im Jahr 50 vor Christi angelegt wurde.

Ein schwieriges Terrain für die archäologische Forschung: Bei jedem Schritt gibt der Boden nach und drückt Moorwasser heraus. Immer wieder versacken die Gummistiefel im Morast. Torfklumpen und Modder rutschen in die Gräben nach und blockieren damit die Entwässerung. Mit langstieligen Schaufelkellen heben die Männer den schweren Torfschlamm aus den Gräben um die Fundplätze. Eine schweißtreibende Knochenarbeit. Der Druck des nassen Moores droht die Gräben immer wieder seitlich zuzuschieben.

Die Bohlenwege waren die technisch aufwendigsten Bauwerke, die vor der Zeitenwende in Norddeutschland entstanden. Allein im Weser-Ems-Gebiet sind bisher Reste von 300 Moorstraßen entdeckt worden. Die ersten Bohlenwege über den Sumpf entstanden bereits vor 5000 Jahren, also in der Jungsteinzeit. Das haben Datierungen der Holzschwellen mit Hilfe der Kohlenstoff-14-Methode, der Pollen-Analyse und der Altersbestimmung durch Jahresringuntersuchungen bewiesen.

Ähnlich wie eine Pontonbrücke spannte sich die Trasse aus Holzbohlen, verankert mit Lochpfählen, über die Moorfläche. Die verwendeten Bohlen waren meist 3,20 Meter lang und 20 bis 25 Zentimeter breit. Dieser dicht verlegte Schwellenweg verlief auf Pfählen über das Moor, die 1,50 Meter tief in den schwammigen Boden getrieben wurden. Jede Bohle war mit spitz zulaufenden Pfosten an ihren Enden an das Moor geheftet worden.

Technische Meisterleistung

Der Wegebau im Moor unter den Bedingungen der Steinzeit wird heute als technische Meisterleistung gewertet. Die Holzbauwerke waren Brücke und Straße zugleich in einer amphibischen Landschaft, die verkehrsfeindlich war wie keine andere. So gilt der Bohlenweg als eine Bautechnik, die dem Lebensraum perfekt angepaßt war. Planung und Bau der Moortrassen forderten von den Steinzeitingenieuren genaue Kenntnisse über den Baustoff Holz, über Bearbeitungs- und Konstruktionsmöglichkeiten und über alle Vorgänge im Moor.

Die Holzbahn über das Moor erforderte einen hohen planerischen und technischen Aufwand, wie die Grabungen der Oldenburger Archäologen bestätigen. Hajo Hayen, Leiter der Abteilung Moorarchäologie im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte: „Die durchdachte Konstruktion und Holzbearbeitung zeigt, daß es geübte, ausgebildete Arbeitsgruppen gab." Schon die Wahl der Trasse setzte genaue topographische Kenntnisse voraus. Der Baugrund mußte nivelliert werden – über sumpfige Tümpel („Kolken"), feste Büschel aus Heidegras und Zwergsträuchern mit dichten Wurzelballen und über tieferliegende Torfmoose, eine nasse, schwammige Auflage. Mit Grasballen, Ästen, Strauch und Wurzelwerk, Sand und Packungen aus Heidekraut mußten Senken aufgefüllt werden.

In einer Landschaft, die zu etwa zwei Dritteln aus Mooren bestand, waren die Bohlenwege das Rückgrat des gesamten Verkehrs- und Transportnetzes. Sie verbanden die Sandwege über Geest und Heide und den Bootsverkehr mit Einbäumen und Fellbooten, der die Flußläufe nutzen konnte. Oft führten die Holzbahnen von Siedlungsplätzen auf den Sandinseln zu Anlegestellen an den Flüssen Weser, Ems, Hunte und Wümme. Über die Moorstraßen rollten Transporte mit Getreide, Vieh, Gänsen und Fischen, Keramik, Steinwerkzeugen, Bauholz, Feuerstein, Bernstein, Waffen, Bronzewaren, Kupfer und Eisenerz.

Die Grabungen im Weser-Ems-Gebiet zeigen, daß das Straßenwesen im Moor schon vor Jahrtausenden bestens organisiert und gesichert war. Für schwierige und gefährliche Strecken standen Lotsen und Führer zur Verfügung, die Transporte über das gefürchtete Sumpfland begleiteten. Vor beschädigten oder zerfallenen Wegstrecken und auch bei Nebel wurden Warnfeuer entzündet. Daneben gab es hölzerne Verkehrszeichen und Warnschilder, die vor Engpässen, Überflutung, Bodenwellen, Gefälle und Steigungen oder bei Straßenbauarbeiten aufgestellt wurden. Vor allem bei Nebel, Regen, Schnee oder Vereisung war die Fahrt auf den Schwellenwegen sehr riskant. Ochsenkarren konnten von den nassen Bohlen rutschen und im Moor versinken. Reiter und Viehherden konnten vom Weg abkommen, Händler und Boten blieben verschollen.

Am Rand vieler Bohlenwege entdeckten die Oldenburger Moorgräber hölzerne Kultfiguren, oft aus Astgabeln geschnitzt. Hohe, menschenähnlich wirkende Fetischgestalten, die den Göttern geweiht waren. Sie sollten die Reisenden vor Unglück und Überfällen, vor Unwetter und Achsbrüchen, vor allem aber vor den Moorgeistern und Dämonen schützen, die als Irrlichter aus dem Sumpf krochen.

Die Ausgrabung der Bohlenwege in Norddeutschland macht deutlich, daß die Moore bis heute eine „archäologische Schatzkammer" bilden. „Fundgruben der Vorgeschichte" nennt sie der Kölner Prähistoriker Professor Rudolf Schütrumpf, „deren systematische Ausbeutung gerade erst begonnen hat". Die Überreste aus fast 10 000 Jahren Menschheitsgeschichte liegen in den Mooren „wie geschriebene Urkunden aus den historischen Archiven", urteilt der Wissenschaftler. Sie sind durch die konservierende Wirkung der Moorsäuren erhalten geblieben.

Räder schon vor 5000 Jahren

Hajo Hayen sagt dazu: „Die besonderen Möglichkeiten der Moorarchäologie ergeben sich daraus, daß Lebewesen, organische und andere Reste, die vom Torf eingeschlossen wurden, über Jahrtausende hinweg erhalten bleiben. Sie erfahren dort zumeist nur kaum bemerkbare Veränderungen. Während in normalen Sandböden Mensch- und Tierkörper zerfallen, bleiben im Hochmoortorf die Körper als Moorleichen fast unverändert erhalten. Hölzer behalten ihre Form und Abmessungen. Aus Hochmoortorf kann man sie so bergen, als wären sie frisch bearbeitet worden. Die Hölzer zeigen Hieb- und Schnittspuren und sehen häufig aus, als habe man sie gerade hergerichtet. Im Hochmoortorf bleiben auch Haare, Wolle, Finger- und Zehennägel, Krallen, Hufe, Häute und Felle fast unverändert erhalten. Das gleiche gilt für alle Gegenstände aus Nichteisenmetallen."

Aus den Mooren Norddeutschlands und des Voralpenraumes kann die Archäologie spektakuläre Funde vorweisen: In Schleswig-Holstein fanden sie Reste der ältesten Wasserfahrzeuge Europas, so ein 9000 Jahre altes Holzpaddel, mit dem Einbäume über Flüsse und Seen getrieben wurden. Auf deutschem Boden war auch das Rad bedeutend früher erfunden, als man bisher angenommen hatte, vermutlich schon um 3000 vor Christus. Darauf deuten hölzerne Wagenräder und andere Wagenteile, die am Rand der Bohlenwege aus dem norddeutschen Moor gegraben wurden.

In den tiefsten Moorschichten fanden sich auch die ältesten Haustiere des Menschen: Hunde, die vor etwa 8000 Jahren domestiziert wurden und im Torf als tierische Moorleichen erhalten blieben. Weitreichende Schlüsse über die Lebens- und Wirtschaftsform, über Handel, Handwerk, Siedlungsbau, Ernährung, Kulte und Götterglauben liefern andere Moorfunde: Schon die Trassen der frühen Bohlenwege bieten einen Querschnitt durch die Kulturen der Jungsteinzeit, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit: Steinwerkzeuge, Holzspaten, Äxte, Beile, Räder, Fackeln, Speerspitzen, Bronzeschmuck, Lederschuhe, Pelzbekleidung, Tierknochen, Schafwolle, Tuche, Keramik.

Im Federseemoor in Baden-Württemberg wurden allein 14 Dörfer der Jungsteinzeit ausgegraben. Das älteste entstand vor 5000 Jahren. Diese Siedlungen rund um den Federsee waren verbunden durch aufgeschüttete Erdwege und Knüppeldämme. Die im Torf konservierten Reste der Hütten haben die Vorstellungen vom Häuserbau der Vorzeit revolutioniert, wie heute Experten urteilen. Auf einem Schwellenunterbau wurden sorgfältig Fußböden aus Holz und Lehm errichtet. Aus Reisighütten entwickelten sich massive Bohlenhäuser, oft mit mehreren Räumen.

Pfahlbauten am Federsee

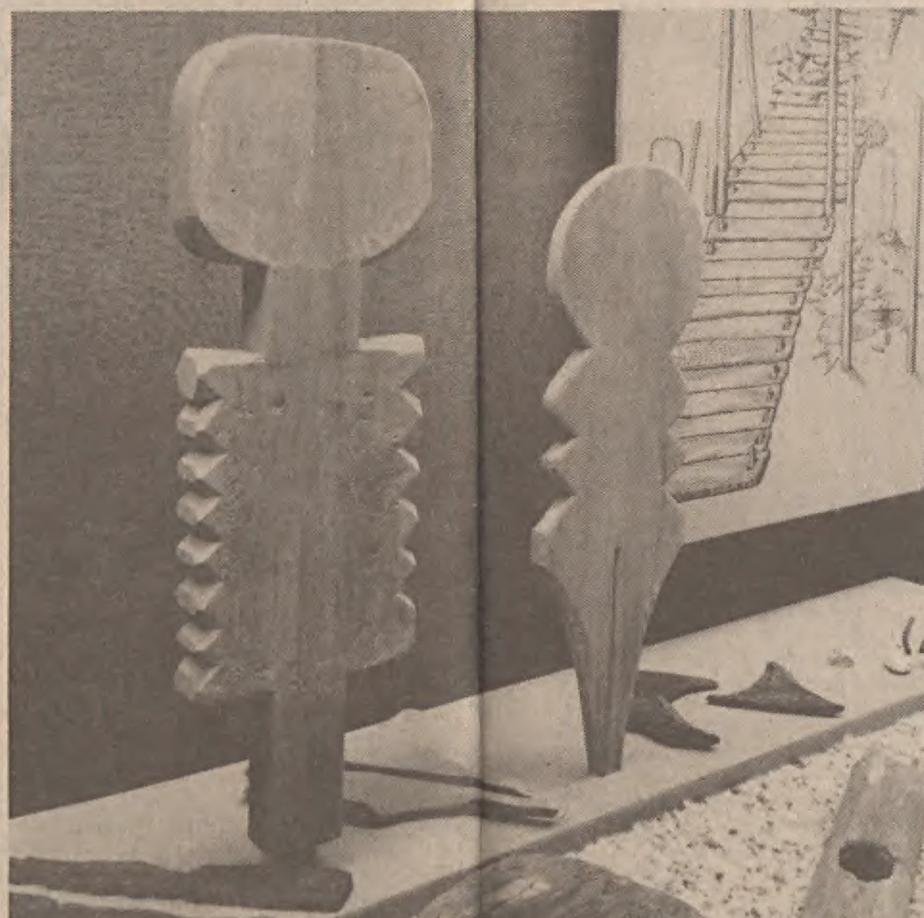
Das waren allerdings keine Pfahlbauten, die auf Plattformen aus dem See ragten. Dieses aus Schulbüchern vertraute Bild hat sich als Irrtum erwiesen, den archäologische bodenkundliche Erkenntnisse widerlegt haben. Schwankungen des Seespiegels, durch Trockenperioden vor 4200 und 3200 Jahren zum Beispiel, und die günstigen Erhaltungsbedingungen der Baureste im Moor und Seegrund hatten eine Pfahlbauweise im Wasser nur vorgetäuscht. Die Dörfer waren Ufer- und Strandsiedlungen, errichtet auf Pfählen, die in den weichen Boden der Moore und Sumpfwiesen getrieben wurden. Erst beim Anstieg des Seespiegels gerieten die Steinzeitdörfer unter Wasser. Diese Schwankungen von Klima und Seefläche konnten über Pollenuntersuchungen der Torfschichten nachgewiesen werden, von Wissenschaftlern des Instituts für Vorgeschichte der Universität Tübingen.

Die steinzeitliche Siedlerkolonie am Federsee bestand aus Bauern und Fischern, die auf dem Moor in geräumigen Blockhäusern wohnten, umgeben von Palisadenzäunen, mit Getreidespeichern, kleinen Hafenanlagen, Sammelgruben für den Abfall, Viehställen, Booten für den Fischfang und Holzwegen für den Landverkehr. Durch künstlich verstärkten Abfluß ist der Federsee seit dem 18. Jahrhundert von rund 1100 Hektar auf heute 136 Hektar geschrumpft.

Eine Wildnis aus Moor und Sumpf war vor Jahrtausenden die vorherrschende Landschaftsform vor allem in Norddeutschland, aber auch in großen Teilen des Voralpenraumes und in einigen Mittelgebirgen. In vorchristlicher Zeit dürften etwa zwei Drittel Norddeutschlands aus Mooren bestanden haben. Eine von Tümpeln und verlandenden Seen durchsetzte Landschaft, überwachsen von Torfmoosen, Wollgras, Binsen, Sonnentau, Moosbeeren, Heidekraut und Moorbirken. Eine amphibische Landschaft aus Bruchwäldern, Flußauen, Marschen, Feuchtwiesen und Seen, in der Geestrücken und Sandflächen wie Inseln verstreut waren. Hier lebten Rentiere, Elche, Wisente, Hirsche und Wölfe.



Der Leiter der Ausgrabung, Hajo Hayen, bei Vermessungsarbeiten.



Nachbildungen zweier hölzerner Kultfiguren, die man im Moor fand. Aufn.: Schmidt



Prunkstück im Oldenburger Museum: Gestell eines Wagens. Aufn.: Lützenkirchen

Entstanden war diese Landschaft erst mit der Erwärmung nach dem Abschmelzen der Eismassen des Pleistozäns. In der mitteleuropäischen Tundra konnten sich Laubbäume durchsetzen. Die Gletscher hinterließen große Schmelzwasserseen, deren Verlandung bis heute anhält. Es waren riesige ökologische Umwälzungen, die zur Bildung der Moore führten.

Funde aus Schleswig-Holstein und vom Federsee beweisen, daß die Jäger der Mittelsteinzeit schon vor 10 000 Jahren im Moor Lager und Hütten errichteten. Das Moor bot Schutz vor feindlichen Nachbarstämmen, vor allem aber Möglichkeiten zur Jagd und Fischerei, später auch zum Torfstechen, um sich mit Brennmaterial zu versorgen. Erste Erschließungen des Moores beginnen im 12. Jahrhundert nach Christus, als ein trockeneres Klima einsetzte. Im Norden Deutschlands wurde die große Kolonisation der Moore im 18. Jahrhundert eingeleitet. Im Sumpfland entstanden Kanäle, Torfstechereien, bäuerliche Siedlungen. Aus dem entwässerten Moor wurde Weideland und Bauernkolonien.

Aber noch vor 200 Jahren waren in Niedersachsen etwa 7000 Quadratkilometer mit Mooren bedeckt. Vor Beginn der Kultivierung erstreckte sich das Bourtanger Moor westlich der Ems, die größte zusammenhängende Moorlandschaft Mitteleuropas, über 3000 Quadratkilometer. Im Laufe der Jahrtausende wuchsen die Torfschichten auf vier bis sechs Meter Tiefe. Im Bourtanger Moor erreichen sie sogar bis zu 14 Meter.

Auch den Moorkolonisten war der Sumpf nicht geheuer. Ihnen erschien das Moor nicht nur als Brutstätte für Stechmücken, Schlangen und Blutegel, sondern als nebelverhangene, weglose Wildnis. So schrieb der Moorsiedler Heinrich Blanke vor 250 Jahren über die Sümpfe im Emsland: „In dieser Moorwüste, wo das Auge nur Heide und Himmel sah, wo kein Baum und Strauch sich erhob, herrschten eine schaurige Öde, eine traurige Eintönigkeit."

Über Jahrtausende hinweg waren die Moore Schauplatz des Geister- und Götterglaubens mit den Ritualen und Kulten vorchristlicher Religionen. Darauf weisen zahlreiche Funde im Moor, die Archäologen und Prähistorikern wertvolle Einblicke in steinzeitliche und germanische Kulturen ermöglichen. Dr. Karl W. Struve vom Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum in Schleswig sagt dazu: „Seit der Vorzeit galten die feuchten Torfmoore mit ihren Irrlichtern als Stätten des Grauens, als Aufenthaltsorten von Göttern und Dämonen. Dort spuckte es. Es gibt unzählige Sagen und Märchen über ruhelose Geister und Bösewichter, insbesondere Mordbrenner und Grenzfrevler, die in feuriger Gestalt dort umgehen. Noch im Mittelalter kannte man die Verbannung solcher Toter, die nicht in geweihter Erde beigesetzt werden durften, auf das Moor. Manche Moore haben sich durch ihre prähistorischen Funde als Opfermoore erwiesen, wobei die Hingerichteten offenbar Gottheiten geopfert wurden. Es gab in germanischer Zeit noch die Opferung von Menschen, die in Sümpfe oder heilige Gewässer versenkt wurden."

Bisher sind über 50 Moorleichen in Norddeutschland entdeckt worden. Viele wurden als Opfer an die Götter in frühgermanischer Zeit ins Moor gestoßen oder wurden wegen Verrat, Feigheit und Straftaten hingerichtet. Am gründlichsten untersucht wurde die Moorleiche, die in einem Torfwerk bei Dätgen zwischen Neumünster und Rendsburg geborgen werden konnte. Archäologen, Anthropologen, Anatomen, Botaniker, Datierungsexperten und sogar ein Wissenschaftler des Bundeskriminalamtes untersuchten sie. Es war der 1,70 Meter große Körper eines etwa 30 Jahre alten Mannes, der um 170 vor Christus im Moor getötet wurde, entweder als Opfer für die Götter oder um Untaten zu sühnen, vielleicht Ehebruch, Zauberei, Verleumdung, Feigheit vor dem Feind, widernatürlichen Geschlechtsverkehr oder Verletzung von Tabus.

Die Moorleiche von Dätgen, so berichtet Dr. Struve, wies zahlreiche Verletzungen und Mißhandlungen auf: Stichwunden, Schläge, die zu Frakturen, Splitterungen und Trümmerbrüchen führten, Spuren eines blutigen Rituals im Moor. Da die Genitalregion fehlt, muß der Mann kastriert worden sein. Der Schädel war vom Körper abgetrennt, die Wirbelsäule wies schwere Verletzungen auf. Magen- und Darminhalt konnten nach über 2000 Jahren noch analysiert werden. Es fanden sich Reste von Hirse und Weizen, Härchen aus dem Fleisch von Reh und Hirsch sowie Kräuter wie Knöterich und Gänsefuß.

Im Röntgenbild zeigten sich noch Spuren der Gehirnmasse mit ihren charakteristischen Windungen. Fast alle Eingeweide waren noch gut erhalten, wenn auch erheblich geschrumpft. Dr. Struve nimmt an, daß die Mißhandlungen auf „magischen Vorstellungen" beruhen, die in dem Aberglauben ruhen, der Getötete habe eine gefährliche magische Kraft, deren schädlicher Einfluß auch im Jenseits anhalte. Als Wiedergänger und Untoter, so glaubte man, könne der Mann ins Leben zurückkehren und Rache nehmen. Deswegen wurden Schädel und Genitalien abgeschnitten und an anderer Stelle ins Moor geworfen.

Viele Funde gerade aus Schleswig-Holstein beweisen, daß sich Kult- und Opferplätze, Heiligtümer, Altäre, Ritualplätze und sakrale Fetische im Moor befanden. Aus der Zeit um 500 vor Christus stammen zwei hohe Götterfiguren aus dem Braaker Moor bei Eutin. Diese hölzernen Kultfiguren erreichen eine Größe von 2,30 bis 2,80 Meter und sind damit die größten, die je gefunden wurden. Auch an diesen Fetischen brachte man Opfer an die Götter, Schauplatz eines nordischen Fruchtbarkeitskultes.

Den Archäologen bleibt nicht viel Zeit, die Moorreste gründlich nach Moorleichen und anderen Funden zu durchsuchen. Im Wettlauf mit den Baggern der Torfindustrie und der Erschließung für Siedlungen und Landwirtschaft sind die Archäologen unterlegen. Über 90 Prozent der Moorfläche ist bereits zerstört und ausgetorft. Nach Schätzung der Experten bleiben noch 10 bis 15 Jahre, um die archäologische Schatzkammer Moor zu erforschen.



Landwirt und Eselzüchter Claus Strumpf mit einem gescheckten „Grautier".



Der Esel – seit Urzeiten ein Lasttier.



Heute wird er in Freizeitparks oder als Spielkamerad gehalten.

Aufn.: Arnold (2), deltapress

Die Lastträger machen Rast

Der Hausesel – einst unentbehrlich, heute nur noch Spielkamerad

VON PETER ARNOLD

Das Sprichwort irrt. So wohl war es noch niemals einem Esel, daß er aufs Eis gegangen wäre, um zu tanzen. Seit der Vertreibung aus dem Paradies hatten die Graurücken stets mehr Last als Lust zu ertragen. Heute, nach viertausend Jahren als schmackhaftes Zug-, Reit- und Tragtier, hat der Esel anscheinend genug von der menschlichen Bürde. Unauffällig, wie es seine Art ist, hat er den Rückzug von diesem Globus angetreten.

Ob in der Levante, in Galicien oder im Thüringer Wald – der Hausesel (Asinus asinus) läßt sein heiseres Schreien immer seltener ertönen. Er stirbt aus wie schon zuvor seine Vettern, die Wildesel.

Bereits 1955 meldete das Landwirtschaftsministerium in München besorgt: „Nur noch 885 Esel in Bayern." Zehn Jahre zuvor hatte man noch 2700 von ihnen am Fuß der blauen Berge gezählt. Doch der Haflinger, das kleine, starke Gebirgspferd mit dem breiten Kopf und den kurzen Mausohren, begann die Langohren vom steilen Pfad zu verdrängen.

Aber auch in norddeutschen Landen gab es bald mehr Eselsohren in den Schulbüchern der Kinder, als auf den Höfen ihrer Väter. Traktoren zogen mit wulstigen Gummispuren einen Schlußstrich unter den Arbeitsalltag von Esel und Pferd.

Das Grautier der Bauern, das bei Wilhelm Busch an Windmühlenflügel gebunden einen Höhenflug unternahm, um schließlich verendet am Boden zu landen, hat in der ländlichen Nutztierwirtschaft eine gleiche Kurve vollzogen. Der graue Steinesel, quasi der Deutsche Michel unter den internationalen Langohren, ist schon längst zu seinen Ahnen gewandert, gefolgt von dem Thüringer Waldesel.

Was heute noch in deutschen Landen „I – aaah" schreit, hat seinen Ursprung weit hinter der Etsch. Die Vorfahren kamen aus Sizilien oder Montenegro im Gefolge von Wanderschäfern und Landfahrern in den schönen Westerwald.

24 000 Esel – so vermutet man – gibt es heute noch in Deutschland. Genaues weiß man nicht aus dieser Grauzone. Keine Landwirtschaftskammer, kein Statistisches Amt fühlt sich für sie zuständig. In Niedersachsen zählt er zu den „Zootieren", in Bayern zu den „Haustieren", in Bremen (laut Märchen) zu den „Stadtmusikanten". Während jedes Zwerghuhn, jedes Borstentier heute sorgsam registriert wird, übergehen die amtlichen Viehzähler den Esel. Er hat seinen Platz nur noch in den Sprichwörtern, nicht mehr in der Registratur, erst recht nicht im Stall.

Heinrich Heine, der die Entwicklung voraussah, widmete den Deutschen und den Lasttieren ein spöttisches Gedicht („Die Wahl-Esel"): „Ich bin kein Römling, ich bin kein Sklav;/ein deutscher Esel bin ich/ gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,/so pflanzenwüchsig, so innig."

Aber auch im Land der Queen herrscht Eselnotstand. Nur 150 von ihnen konnten dort nach dem zweiten Weltkrieg noch ins englische Gras beißen. Um diesem Mißstand abzuhelfen, führte man flugs 5000 graue Vettern aus Irland ein und rettete so – zumindest auf diesem Gebiet – das Empire.

Gleiche Probleme stellten sich im Staat Israel. Dort, wo einstmals ein Esel die schwere Bürde des Heilands der Welt beim Einzug in Jerusalem auf seinem Rücken trug, gab es nur noch wenige kümmerliche Lasttiere. Und die waren zudem noch Händen antizionistischer Araber.

Reservegeneral Abraham Joffe forderte deshalb vor wenigen Jahren: „Nicht nur die Juden, sondern auch die Tiere der Bibel müssen in ihre Urheimat zurückkehren."

Er gründete in Bar Hai, vierzig Kilometer nördlich von Eilat, einen nationalen biblischen Naturpark, um zu zeigen, „wie Menschen und Tiere zu Zeiten von Mose und Abraham in ‚Erez Israel' (dem ‚Land Israel') gelebt haben". Heute lecken dort wieder fünfzig Danakilesel das Salz historischer Erde. Ihr Herkunftsland: Somalia.

Für die Deutschen bleibt da anscheinend nur der Dukatenesel aus dem Märchen vom „Tischleindeckdich" und der Kinderreim „Ene – mene – muh, Müllers Esel, das bist du". Doch ganz so arg ist es nicht. Für Freunde der Tiere mit der modischen Beatlefrisur grast „Müllers Esel" heute bei Claus Strumpf.

In Niedersachsen, einige Kilometer südlich von Eschede, umrahmen alte Heideeichen Deutschlands einzige Eselfarm. Hier knabbern sie freudig am Brot des Überlebens – kleine Zwergtiere aus Ceylon, kräftige Burschen aus Sardinien, flauschige Fellträger vom Bosporus.

Seit 16 Jahren widmet sich der Landwirt Claus Strumpf (57) seiner „Eselei". Damals, als sein langjähriges Haustier starb, waren nicht nur sein Stall, sondern auch der deutsche Eselmarkt nahezu verödet. Claus Strumpf kam auf die Idee, Tiere (vorwiegend aus dem Balkan und Italien) zu importieren, um eines der Lieblingstiere deutscher Fabeln wieder bodenständig zu machen. Die Esel gediehen, das Geschäft auch.

12 000 Tiere hat er in all den Jahren verkauft. Zwischen 400 und 800 Mark (für eine tragende Stute) kosten die Gesellen, die heute längst das deutsche Eselsgrau abgelegt haben und gescheckt, dunkelbraun, sandfarben oder fast weiß sich das Fell kraulen zu lassen. Zoologische Gärten, Freizeitparks und natürlich Privatleute sind die Hauptabnehmer. Selbst aus Holland, Dänemark und Amerika kommen Kaufangebote.

Die Nachfrage übersteigt inzwischen das Angebot, denn die Importe aus dem Südosten Europas stocken. Selbst in Anatolien wird der Esel als Arbeitstier seit Jahren mehr und mehr vom Motor verdrängt. Der wendige Einachser ist zwar nicht schöner, dafür aber neuzeitlicher und vielseitiger als die braven Vierbeiner – auch weit hinten in der Türkei.

Gleichsam mit dem Rückgang der Tiere stieg ihr Preis. Sie wurden zu teuer für den Export mit all seinen Schutz- und Zollbestimmungen. Die verbliebenen Esel auf dem Balkan wandern nun – altersschwach und wirklich grau geworden – für 2,50 Mark pro Kilogramm in südliche Salamifabriken.

Seit langem schon ist Claus Strumpf auf Eigenzüchtungen angewiesen. Fünfzig Tiere traben zur Zeit über die Heideweiden hinter seinem Gehöft, etliche stehen bei Vertragszüchtern in nachbarlichen Ställen.

„So etwa 200 Jungtiere kann ich jährlich auf die Beine bringen", sagt er.

Doch ein gutes Geschäft ist es schon längst nicht mehr. Die Futterkosten von einer Mark pro Tag und Tier lassen den Verkaufserlös schrumpfen. Kleopatra, die seinerzeit zur Schönheitspflege in Eselsmilch badete, müßte dafür heute tief in ihre Schmuckschatulle greifen.

Claus Strumpf ficht das nicht an. Er lobt seine Esel über den grünen Klee, auf dem sie weiden. „Es gibt kein Tier, das geselliger, genügsamer und anpassungsfähiger ist als ein Esel", sagt er. Das Wort vom „störrischen Esel" läßt er nicht gelten. Hier verwechsele man Schlauheit mit Widerborstigkeit, meint er.

„Ein Pferd läßt sich jederzeit blindlings durch eine Pfütze treiben. Der Esel aber wartet ab, bis der Reiter vorausgegangen ist, um zu sehen, wie tief das Wasser ist."

Die gelassenen „I – aaah"-Sager prüfen jeden Schritt Weges sorgsam. In ihrer bergigen Heimat war das lebensnotwendig. Dem Pferd als Flucht- und Steppentier sind solche vorsichtigen Verhaltensweisen fremd.

Die Speisekarte eines Esels ist schlicht wie sein Äußeres. Da er außer Fisch, Fleisch und schimmeligen Speiseresten alles verzehren kann, was genießbar ist, gibt es bei ihm keinen verdorbenen Magen oder gar eine Kolik. Er hat kaum einen Eigengeruch, ist unendlich sanftmütig und treu.

„Der ideale Partner für Kinder", sagt der Herr der Eseleinsiedelei in der Heide und erzählt die Geschichte eines kleinen Grautiers aus der Nähe von Wolfenbüttel: „Jeden Tag ging es zur entfernten Bushaltestelle, um die Tochter des Hauses abzuholen. Eines Sommers freundete es sich mit einem Frischling (junges Wildschwein) an und brachte ihn dazu, gleichfalls an der Haltestelle zu warten, um dann das Mädchen nach Hause zu begleiten."

Jeder, der mit einem kleinen Esel die Farm in der Südheide verläßt, bekommt von Claus Strumpf ein Merkblatt mit auf den Weg: „Ich bin natürlich das liebste, hübscheste und anspruchloseste Haustier überhaupt. Als Fohlen ist meine Anmut konkurrenzlos. Wenn ich drei Jahre alt bin, lasse ich mich gern reiten und gut einspannen. Ich benötige einen kleinen Stall für Regen- und Kältezeiten. Als lebender Rasenmäher schätze ich einen Auslauf im Grünen. Ganz wichtig für mich sind Hufpflege und zwei Wurmkuren (im Frühjahr und Herbst), denn Würmer können mich sehr krank machen. Für 25 Mark Futterkosten im Monat bin ich das sparsamste Familienmitglied."

Über dreißig Jahre alt kann solch ein kleiner „Balthasar" oder „Borris" werden. Er ist eben ein „Esel für die ganze Familie und fürs halbe Leben".

Wer sich mit solch einem Familienzuwachs aber übernommen hat, sollte nun nicht das geduldige Lasttier für persönliche Unzulänglichkeiten büßen lassen. Claus Strumpf hält für solche Fälle ein Angebot bereit: volles Rückgabe- oder Umtauschrecht nach einem Jahr.

Er weiß nämlich, daß auch der netteste Esel hin und wieder lästigen Mist macht. Golddukaten verstreut er nur im Märchen.

Choräle besiegten das Kampfgetümmel

Als Urlaubspfarrer auf einem bayerischen Campingplatz

VON WULF PETZOLDT

Gebückt schleicht der Mann zum Seeufer. Auf der Schulter trägt er ein kleines Mädchen. Plötzlich stürzen Kinder hinter Bäumen hervor, „befreien" das Mädchen und laufen mit ihm weg. Gaby heißt die Kleine, sie ist die Prinzessin in einem Räuberspiel. Klaus Klöber heißt der „böse Räuber". Ansonsten steht er im Dienste des Herrn – als Urlaubspfarrer, der hier auf dem Campingplatz „Gut Horn" am Waginger See (Bayern) nicht bloß für Kinder da ist.

Der Pfarrer aus dem niederbayerischen Simbach lebt in jedem Jahr drei Wochen lang mit Frau und zwei Kindern auf diesem oberbayerischen Fleck Erde – genauso wie 800 Camper. Um Wohnwagen und Vorzelt braucht er sich allerdings nicht zu kümmern. Den hat ihm seine Dienststelle, die evangelische „Kirche unterwegs", nach „Gut Horn" gekarrt. Und zwar direkt an den lärmenden Eingang.

In Aktion tritt Pfarrer Klöber nicht allein. Zeltnachbar ist sein Schwager. Der ist ebenfalls mit Frau und Kindern da. Wolfgang Stahlmann arbeitet sonst als Maschinenbauer bei Nürnberg. Nebenbei ist er Prädikant (Hilfsprediger). „Für diesen Dienst geb' ich gern meinen ganzen Urlaub her", sagt er.

Die Jugendlichen hier nennen ihn inzwischen nur noch „den Techniker". Stahlmann hatte nämlich einmal einen Diskoabend aufgezogen, weil sich die Mädchen und Burschen so gelangweilt hatten. Er schleppte Lautsprecher und Verstärker herbei, die eigentlich für die Predigten gedacht waren, schaffte alkoholfreie Getränke heran, und dann kamen sie. Fünfzig junge Leute, vor allem Deutsche und Holländer. Auch Punker und Teds waren darunter. „Die sind wie alle anderen auch, sie wollen sich bloß anschauen lassen."

Mitgebracht hatten sie Berge von Kassetten – genug, um zwei Wochen lang ohne Pause durchtanzen zu können. „Sie waren halt froh, daß sie endlich einmal die Musik aufdrehen konnten, ohne den Eltern im Wohnwagen auf den Wecker zu fallen."

Getanzt hatte Stahlmann auch, zu den Klängen der „Spider Murphy Gang", aber nur zweimal, dann war er geschafft. Die anderen fanden das trotzdem „dufte".

Musik ist überhaupt eine gute Brücke bei der Seelsorge im Urlaub. Einmal setzten Pfarrer und Prädikant ein „Singen am See" an, kurz vor Sonnenuntergang. „Nach dem Abendessen haben die Leute stets ein Bedürfnis nach Geselligkeit", sagt Pfarrer Klöber.

Zum Singen kamen über hundert Leute. Klöbers Liedblätter reichten gar nicht aus. So sangen die Jungen dann ihre Songs, die Älteren zogen mit Liedern aus der Wandervogelzeit nach. Das ging so lange, bis es stockdunkel war und Fackeln angezündet werden mußten.

Mit Feuer ist Klöber freilich vorsichtig, erst recht mit dem beliebten Lagerfeuer. „Ein einziger Brandfleck auf dem Zelt verdirbt den Leuten den ganzen Urlaub."

Für manche aber ist der Urlaub keineswegs „die schönste Zeit des Jahres". Das erfährt Klöber, wenn er mit den Campern mal unter vier Augen redet. Da ist ein vierzehnjähriger Junge, der oft beim Pfarrer aufkreuzt. Er ist mit seinem Vater hergekommen, der – geschieden von der Mutter – in jedem Jahr sein Recht wahrnimmt, den Sohn mit in den Urlaub zu nehmen, ohne dabei dessen Wünsche zu berücksichtigen. Mit von der Partie ist auch die neue Freundin des Vaters. Weil die beiden Erwachsenen oft im Wohnwagen ungestört sein wollen, verdrückte sich der Bub zum Pfarrer.

Da ist auch jene Frau, deren Mann leidenschaftlicher Angler ist. Jeden Morgen verschwindet er an den See, abends kommt er stolz mit schuppiger Beute zurück. Das geht vier Wochen so. „Es ist nicht zum Aushalten", klagt die Frau dem Pfarrer, „andauernd bleibe ich allein im Wohnwagen, soll putzen und jeden Abend Fisch essen." „Oft suchen die Leute nur ein Ventil, jemanden, bei dem sie sich im Urlaub so richtig aussprechen können", sagt Pfarrer Klöber.

Schwieriger war es für ihn, als er einmal zum Volkstanzabend auf der Liegewiese geladen hatte – just als im Fernsehen ein Spiel der Fußballbundesliga gezeigt wurde. Eine Frau, die „närrisch gern" zum Tanz gekommen war, gestand ihm: „Sie haben mir einen Ehekrach beschert, weil mein Mann vorm Fernseher hocken blieb und von mir das gleiche verlangte." „Drei Wochen im Wohnwagen – da knallt es schneller als daheim", sagt Klaus Klöber.

Vorwürfe bekommt Klöber manchmal selbst zu hören. Beim Camping-Frühschoppen wendet sich die Stimmung schnell gegen die Kirche. „Was macht die eigentlich mit der Kirchensteuer, wo sie doch nichts tut für die kleinen Leute", heißt es dann. Oder: „Den Kindern müßt ihr viel mehr das 4. Gebot beibringen."

Natürlich wird es am Biertisch auch politisch. Wenn über bestimmte Parteien gesprochen wird, bezieht Klaus Klöber keine Stellung. Wohl aber, wenn einer es „ganz arg findet, daß die Reichen die Seeufer mit Privatbesitz versperren". Dem pflichtet der Pfarrer mit dem Hinweis auf die bayerische Verfassung bei, in der es heißt, daß die Seeufer jedem zugänglich sein sollen.

Ziemlich ratlos ist er hingegen, wenn „Konkurrenz" auftritt. Pietisten suchen die Campingplätze oftmals mit Blitzeinsätzen heim, „mit viel Show, strammen Chören und Seelenmassagen". Hinterher gibt es meistens Ärger, weil so mancher Urlauber, der sich gestört fühlte, dem Pfarrer dann vorhält: „Die da, die sind doch auch von eurem Verein."

Den provisorischen Altar beim Gottesdienst auf der Liegewiese ziert ein buntes Tuch aus Haiti. Pfarrer Klöber nimmt es oftmals zum Anlaß, über die politischen Mißstände in jenem Land zu sprechen. Das Vaterunser und die Gesänge begleitet der Prädikant mit Gitarrenklängen.

Vor einer solchen Wiesenandacht hat Pfarrer Klöber stets etwas Sorge. Denn zur gleichen Zeit bringt ein Wanderkino im Platzhaus die neuesten Filme, zuletzt den „Krieg der Sterne". Trotzdem kamen zum Gottesdienst 59 Camper. Nicht zu vergessen jene 18 Zaungäste – Urlauber, die hinter der Liegewiese vor ihrem Zelt saßen, zuhörten und ihre Grillwürstchen verzehrten.



Urlaubspfarrer Klöber (mit Mütze) beim „Räuberspiel" auf dem Campingplatz — Aufn.: Puchstein

Studien im Studio

Nein, in stinknormale Geschäfte gehe ich wirklich ungern. Meine Brötchen hole ich mir in der Brotboutique, und wenn ich einen Bettbezug brauche, investiere ich gern Zeit in einen Gang zur Wäschegalerie. Center, Shop oder gar Markt meide ich, wenn's geht. Sie klingen so prosaisch nach Massenkonsum. Die kleinen Namensexklusivitäten dagegen, die nichts kosten, erleichtern es mir geradezu, im Geschäft die Scheine auf den Tisch zu blättern.

Am besten gelingt mir das, wenn ich es mit Studios zu tun habe. Natürlich nicht mit Studenten, die sich einstmals nekkisch so nannten. Auch nicht mit Ton- und Filmstudios, Künstlerateliers oder Versuchsbühnen beim Theater. Mit denen hat man als Durchschnittskonsument schließlich nicht so häufig zu tun. Ich meine die Studios, bei denen offenbleibt, wer sich in Szene setzen soll.

Mir gibt es zum Beispiel ein Hochgefühl, geistigen Horizont zu beweisen, wenn ich meine neue Küchenspüle in einem Küchenstudio und die Badewanne im Sanitärstudio bestelle. Meine Glühbirnen versuche ich seit langem im Leuchtenstudio zu bekommen – obwohl ich zugebe, daß mich bei solchen Kleinkäufen dort gewisse Schwellenangst befällt. Auf eben diese zielt, da bin ich sicher, auch das Fachgeschäft für Ehehygiene, das sih exquisit „Studio" nennt.



Um den Anschluß nicht zu verpassen, werde ich versuchen, ein Studio zu mieten, das ich dann mit den Tips meines Wohnstudios einrichten werde. Mein Traum aber wäre es, einmal in einem Pelzstudio zu kaufen. Zuvor würde ich studieren, wie man ein gelassenes Gesicht macht, wenn man von Tausendern hört, die man nicht hat. Wenn ich dann trotzdem ein bißchen bleich werde beim Bezahlen, gehe ich danach entweder in ein Yogastudio oder lasse in einem Kosmetikstudio andere an mir arbeiten. Spätestens nach einem Besuch im Sonnenstudio müßten dann die Spuren des Kaufschocks getilgt sein. Damit die teuer erkaufte Entspannung anhält, könnte ich auch noch ein paar Stunden im Tennis-Lern-Studio nehmen. Nicht im Tennisstudio. Das wird genau unterschieden.

Im übrigen machen sich verdächtige Veränderungen in der Studio-Szene bemerkbar. Es gibt Geschäfte, die nennen sich einfach nur noch Laden. Buchladen, Teeladen, Reiseladen und so weiter. Ich muß herausbekommen, ob da Verweigerer unseren Hang zum Exklusiven nicht studiert haben oder ob Schlauberger dahinterstehen, die schon weiter sind. rm

Der Ameisenschreck von Hessen

Vor 50 Millionen Jahren wanderten exotische Tiere nach Europa aus

VON HARALD STEINERT

Als das Skelett eines Ameisenbären entpuppte sich jetzt ein Fund von Knochenteilen aus dem Frühtertiär, der in der Ölschiefergrube Messel bei Darmstadt (Hessen) gemacht wurde. Ameisenbären kommen jedoch nach Ansicht heutiger Zoologen ausschließlich in Südamerika vor. Nachdem erst kürzlich in Messel ein südostasiatisches Schuppentier entdeckt worden war, erscheint nun den Fachwissenschaftlern jenes Gebiet als ein nahezu einmaliger Mischkessel der Tierwelt vor 50 Millionen Jahren.

Die Grube Messel (ehemals wurde dort Ölschiefer zur Rohölgewinnung abgebaut, demnächst soll sie Großmülldeponie werden) ist seit Jahren Fundort von guterhaltenen Fossilien. Fledermäuse mit Hautresten, Skelette von Urpferden mit Spuren vom Mageninhalt sind fast 50 Millionen Jahre in dem Faulschlamm des ehemaligen Urwaldsees konserviert worden.

Diese Tiere, die in dem See ertranken oder deren Kadaver dort eingeschwemmt wurde, stammen aus einer der großen Entwicklungsepochen der Erde. Die Riesensaurier waren gerade ausgestorben. Kleine Säugetiere sowie Vögel lebten plötzlich allein auf den Kontinenten. Große Landtiere fehlten. Doch Kleinsäuger und Vögel entwickelten sich schnell weiter, wurden immer größer. Was heute sauber getrennt in „Faunenprovinzen" lebt, wimmelte vor 50 Jahrmillionen in Europa durcheinander.

Dies bestätigt nun auch der Fund eines 86 Zentimeter langen Ameisenbären. Diese Tiere sind zahnlose Säugetiere, die mit der kräftigen Mittelzehe ihres Vorderfußes Ameisenbaue aufbrechen und mit der rüsselförmigen Schnauze eindringen, um die Ameisen aufzulecken.



Der Ameisenbär — Archiv

Dieser Fund wird noch verblüffender dadurch, daß man kürzlich in Frankreich einen ebenfalls typischen Südamerikabewohner fand, den Riesenvogel „Phorusrhachus", einen straußenartigen Laufvogel mit kräftigem Schnabel, der als zweibeiniges Großraubtier lebte und mit seinen Schnabelhieben auch größere Säugetiere erlegte. Er ist seit zehn Millionen Jahren ausgestorben.

Wie die Funde beweisen, war die Tierwelt Südamerikas anscheinend nicht immer durch die Weltmeere isoliert und auch erstaunlich wanderfreudig. Auf welchen Wegen aber der Ameisenbär und das Vogelraubtier nach Europa gelangt sind, ist bislang noch Spekulation. Eine Direktverbindung von Südamerika nach Europa gab es auch vor 50 Millionen Jahren nicht.

Die einzige Möglichkeit war anscheinend der Weg von Südamerika über Nordamerika und Grönland. Dort bestand vermutlich eine Landbrücke. Das Klima war kein Hindernis. In der kanadischen Arktis und auf Grönland war es damals noch angenehm warm. Jedoch müssen so langsame Wanderer wie der Ameisenbär auf diesem Spazierweg nach Mitteleuropa fast zehntausend Jahre unterwegs gewesen sein (Wanderung durch Ausbreitung). Auf jeden Fall hätten sie dabei auch in Nordamerika Spuren in Form von fossilen Resten hinterlassen müssen – doch bislang hat man dort nichts gefunden.

Dr. Gerhard Storch, Paläontologe des Senckenberg-Museums in Frankfurt, will nun einen Streifzug durch die Fossilsammlungen der USA starten, um dort unter den Knochenresten nach Spuren des Ameisenbären zu fahnden. Er hofft auf diese Weise die Marschroute der Tiere festlegen zu können.

Torf-, aber nicht Moorleichen 770082

Untersuchungen zur Frage der Totenfunde aus germanischer Vorzeit

Von August Cordes, Neustadt/Holstein

Der Verfasser des Büchleins „Moorleichen — Torfleichen" (Verlag Carl Wachholz, Neumünster), Korvettenkapitän a. D. August Cordes, ein Laienforscher, befaßt sich in dieser Abhandlung mit einem Problem der Vorgeschichtsforschung, das schon vielfach zu Diskussionen geführt hat.

Der erste, der uns als Zeitgenosse mit den aus der Zeit um 300 vor bis 300 nach Chr. stammenden Toten in Sumpf und Moor bekannt machte, ist der römische Rechtsgelehrte, Staatsmann und Schriftsteller Cornelius Tacitus. In seiner „Germania" aus dem Jahre 98 n. Chr., in der er in den Kapiteln 12, 19 und 21 über das von hoher Ehrauffassung und Sittlichkeit zeugende Strafrecht der (Nord-) Germanen u. a. berichtet, heißt es u. a.:

„In einem Thing darf man auch Anklagen erheben und Verfahren gegen Leben und Tod anhängig machen. Die Strafen richten sich nach der Art der Vergehen: Verräter und Überläufer hängt man an Bäumen auf; Leute, die im Kriege versagen oder sich dem Kriegsdienst entziehen oder ihren Leib durch widernatürliche Unzucht schänden, versenkt man im Sumpf oder Moor und deckt noch Flechtwerk darüber. Diese verschiedenen Arten der Todesstrafe erklären sich aus der Auffassung, Verbrechen müsse man bei ihrer Sühnung vor Augen stellen, Schandtaten dagegen den Blicken entziehen."

Auffällig ist, daß bei der Wiedergabe dieses Textes aus Kapitel 12 fast kein deutscher und dänischer Vorgeschichtsforscher die Erklärung des Tacitus bringt — obwohl sie doch den eigentlichen Kernsatz enthält —, warum die Germanen alle Hingerichteten, nämlich auch die zuerst „vor Augen Gestellten" (wie die Spatenfunde beweisen) in uralten T o r f k u h l e n versenkten. Ferner ergibt sich aus dem gesamten Wortlaut, daß Tacitus nichts von einer Verquickung des Strafvollzuges mit rituell-sakralen Menschenopfern wußte.

In Schleswig-Holstein befaßte man sich erst mit den in Torfmooren gefundenen Toten, als 1871 der „Mann von Rendswühren" im Kreise Plön und 1900 der „Mann von Damendorf" im Kreise Eckernförde beim Torfstechen entdeckt wurde und die Kieler Altertumsforscherin Johanna Mestorf als erste in Deutschland über den „Moormenschen in Holstein" und „Über die in Holstein und anderwärts gefundenen „Moorleichen" wissenschaftlich berichtete.

Diese sogenannten „Moorleichen" sind und waren jedoch ausschließlich Torfleichen. Das beweisen auch die letzten dänischen Funde in uralten Torfgruben, der „Mann von Tollund" (1950) und der „Mann von Grauball" (1952).

Zwischen Moor und Torf besteht, was vielen nicht geläufig ist, ein naturwissenschaftlicher Unterschied. Torf, den man als Brennstoff, Humusdünger usw. verwendet, ist nämlich ein Zersetzungserzeugnis von Pflanzen, deren Reste sich auf dem Boden der Moore anhäufen, dort unter Luftabschluß zu verwittern beginnen — sich chemisch zersetzen —, bald von weiteren Lagen überdeckt werden und so allmählich im Moor „hochwachsen".

Als Beweise für die These über die Torfleichen sei weiter angeführt:

1784 fand man im Bareler Torfmoor (Gemeinde Dötlingen, Landkreis Oldenburg/Oldbg.) die Leiche eines unbekleideten, auf dem Bauche liegenden, etwa 14- bis 16jährigen Mädchens. Mittelschullehrer Hajo Hayen, ein bekannter Fachmann für die Erforschung der Torfmoore in Oldenburg, teilte dazu im Oldenburger Jahrbuch von 1961 mit, daß man damals (1784) auf Grund der 1 mm starken, zu festem Leder gegerbten Haut der Toten glaubte, auch tierische Häute in den Mooren gerben zu können. Deshalb versenkte der Apotheker Thorey, Mitglied der „Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe" in Hamburg, in einem hinter Eppendorf gelegenen Moor eine enthaarte Ochsenhaut und ebenso Kalbsfelle, die jedoch nach einem dreimaligen Versuch von mehreren Wochen — zur Freude der Gerber übrigens — in Fäulnis übergegangen waren, weil n i c h t in den Mooren, sondern n u r in den Torfen die die Häute gerbenden Huminsäuren vorhanden sind. Das obengenannte Mädchen war also tatsächlich keine Moorleiche, sondern eine Torfleiche.

An den deutschen Küsten ist bekannt, daß es keine erhaltenen Wasserleichen gibt, die im offenen Wasser älter als ein halbes Jahr waren. Ertrinkt ein Mensch in der See, kommt im Sommer der Leichnam mindestens nach vier oder elf Tagen durch die im Körper gebildeten Auftriebsgase an die Wasseroberfläche; ist das Wasser warm, auch früher . Im Herbst, bei kaltem Wasser, dauert es meistens bis zum Frühjahr, bis die Leiche gewissermaßen aus einem „Kühlschrank" — auftaucht. Spätestens nach einem halben Jahre fallen die Leichen auseinander und werden kaum noch gefunden.

Genau das gleiche trifft für alle in einem wässerigen Sumpf, Morast oder Moor Ertrunkenen zu. Auch diese verwesen nach einigen Monaten. Nur wenn die Leiche von Anfang an — wie fast alle von den Nordgermanen zwischen 300 vor und 300 nach Chr. Hingerichteten — in einer alten Torfkuhle lag (um sie darin, wie Tacitus im Kap. 12 der „Germania" sagt: „dem Blicke zu entziehen"), kann ihre Haut darin zu Leder gegerbt worden und bis heute erhalten geblieben sein.

Zusammenfassend ergibt sich, daß nur im Torf — nicht im Moor — eine Erhaltung des Körpers durch Gerbung, und zwar durch die im Torf wirksamen Huminsäuren möglich ist. Man sollte also die Bezeichnung „Torfleiche" statt des gebräuchlichen Ausdrucks „Moorleiche" verwenden oder zumindest in der Forschung als Fachwort in Klammern hinzufügen.

Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land...

Zwischen Elbe und Friesland



Moore rauchen

Die Reste urweltlichen Werdens in Niedersachsen

Von Richard Krüger

Zwischen den Heidegebieten Niedersachsens, oft unvermittelt in sie übergehend, dehnen sich in den Senken der großen Flußtäler, längs der Unterelbe, der Aller, der linken und rechten Nebenflüsse der unteren Weser, Wümme, Hamme und Hunte, sowie im Emsgebiet riesige Moore aus, die größten in ganz Deutschland. Sie lagen bis ins 17. und 18. Jahrhundert als gefürchtete Einöden da, weil der Mensch nicht wußte, wie diesem eigenartigen Boden beizukommen war. Vor dreihundert Jahren wurde bei Papenburg im Emsland die erste deutsche Fehnkolonie gegründet, und es gab Jahrzehnte danach, in denen die Moordörfer, vorab in den alten Herzogtümern Bremen und Verden wie Pilze aus der Erde schossen, aber noch immer harren die meisten niedersächsischen Hochmoore landwirtschaftlicher Nutzung. Als Reste urweltlichen Werdens ragen sie in die moderne Zivilisation herüber und geben oft auf stundenweiten Wegstrecken der niedersächsischen Landschaft von der Elbe bis zur holländischen Grenze hin Charakter und Gepräge.

*

Jahrtausende hindurch konnten dort mit dem Anbruch eines nassen Klimas anspruchslose Bleichmoose ungestört Lage auf Lage ihrer abgestorbenen und unvollkommen zersetzten Reste zu den zwölf, vierzehn und mehr Meter mächtigen Hochmooren aufbauen; Pflanzen, die sich mit dem begnügten, was ihnen das Regenwasser bot. Solange sich die Moore mit den schwammigen, blasigen Bleichmoospolstern immer wieder dick und neu bedeckten, glich eins dem anderen. Sie wechselten ihr Gesicht zuerst an den Randflächen, an denen der Bauer, um Wiese und Hütung zu gewinnen und seinen Brenntorf zu stechen, den schwankenden Grund auf primitive Weise vorentwässerte. Statt der leuchtenden Moospolster mit den vielfach gewundenen, trügerischen Schlenken und unergründlichen Mooraugen, kleinen Tümpeln und Seen dazwischen, überzogen dann Heidegewächse das moorige Bett. Sie geben heute den noch unerschlossenen niedersächsischen Hochmooren mannigfaltigen Reiz. Wachsende Moore, solche also, in denen die Bleichmoose wie einst wuchern und sich aufschichten können, gibt es nur noch vereinzelt. In den zur Ruhe gekommenen Gründen läßt im Frühjahr das Wollgras seine weißen Flokken im Winde tanzen, und weithin leuchten die hellen Streifen des Pfeifengrases auf einstmals totgebrannten und verödeten Buchweizenfeldern. Dann läuten die rosaroten Blüten der Glockenheide, und bis in den Herbst hinein liegt das Violett der Besenheide auf baumloser Weite, über der mit einem Farbenspiel die Sonne versinkt, wie es schöner das Meer nicht bietet.



Die Torfernte im Hochsommer ist die Frucht der schweren Arbeit draußen im Moor, vom Torfstechen bis zum mühseligen Aufschichten der triefend nassen Bulken, die erst in der Sonne langsam austrocknen. Unser Bild zeigt das Einbringen des Torfs in dem Heidedorf Fischerhude. (Aufnahme: Erich Andres)

Immer schon hat es den Menschen gereizt, diesem Moor sein Geheimnis und seine Schätze abzuringen, sonst hätte er sich nicht so hart an seine Ränder gedrängt, nicht schon so früh die im Moor eingesprengten Sandrücken besiedelt. Er ist — seltsames Widerspiel — mit Feuer dem Wasser zu Leibe gegangen. Erst durch Brennen vermochte er erfolgreich ins Moor einzudringen und eine Existenz zu gründen. Doch war das schon die zweite Phase in der Geschichte der Moorkultur, die am Ende des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden ihren Anfang nahm. Die Holländer waren es auch, die, wie beim Deichbau und bei der Urbarmachung der Marschen, in den niedersächsischen Mooren hilfreiche Hand liehen.

Der Drost des Emslandes, van Velen, ahmte 1641 als erster mit der Fehnkolonie bei Papenburg an der Ems holländische Vorbilder nach. Er trieb von der Ems aus den ersten Schiffahrtskanal in das große Klostermoor hinein und legte mit einem Netz von Nebenkanälen, den Inwiken, die ersten Kolonate systematisch trocken. Der Torf wurde bis auf den mineralischen Untergrund entfernt. Nur die alleroberste Schicht, die sog. Bunkererde, mischte man mit Sand und streute sie wieder über das Gelände aus. So hatte man Humus, und langsam dehnte sich am Grund des abgetorften Moores Acker-, Garten- und Grünland. Der abgegrabene Brenntorf wurde zu Schiff die Ems hinauf- und hinabgefahren, und als Erlös brachte man außer dem zum Leben Notwendigsten den wertvollen Seeschlick oder Abfall und Müll aus den Städten als Dünger heim. Bei allersparsamster Lebensweise war diese Art der Fehnkultur ein mühseliges Brot. Sie ist in Niedersachsen nie recht zur Blüte gekommen, weil eine wichtige, in Holland günstige Voraussetzung fehlte: der sichere und lohnende Brenntorfabsatz; er litt in Deutschland unter dem Wettbewerb von Kohle und Braunkohle.

Immerhin sind in solcher Weise in Oldenburg damals zahlreiche Fehnkolonien zwischen Hunte und Ems in hoffender Blüte aufgewachsen, und der ausgedehnten ostfriesischen Moore nahm sich Friedrich der Große, der einer der größten europäischen Landbauer genannt zu werden verdient, mit der ihm eigenen Umsicht und Energie an. Auch das hannoversche Land hatte einen solchen zielbewußten Mann. Der königlich-hannoversche Moorkommissar Findorf erschloß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach gleichem holländischen Vorbild das Teufelsmoor vor den Toren Bremens und



Unser Bild rechts: Ein Gemälde, das von dem Maler Otto Modersohn stammt und von ihm „Moorkanal" genannt wurde. Es atmet den schwerblütigen Charakter der Landschaft

770084



Gehöfte einer alten Moorsiedlung mit der eigenartig runden Bauweise und dem tief herniedergezogenen Dach aus Stroh oder Reet

führte in seinem Generalkulturplan durch den Bau des Hadelner und des Oste-Hamm-Kanals die Anfänge der Kolonisation bis an die alten verdenschen Gebietsteile, das Hadelner und das Kehdinger Land heran. Das Unternehmen war mustergültig geplant. Ziel der Besiedlung war die Gründung bäuerlicher Betriebe von zehn bis vierzehn Hektar Größe, in denen die Torfgewinnung nur einen Nebenbetrieb, die landwirtschaftliche Nutzung dagegen den Hauptbetrieb darstellte. Dies gewaltige Kolonisationswerk riß um die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ab. Der Torfabsatz fehlte, der wertvolle städtische Dünger und die starken Kapitalkräfte. Es entstanden aber in den achtzig Jahren, in denen Findorf und seine Schüler wirkten, rund hundert Moordörfer mit fast 2000 Herdstellen, die ein Gebiet von 20 000 Hektar mit über 12 000 Einwohnern umfaßten.

So hart und entsagungsreich, so voller Hoffnungen und Enttäuschungen jeder Spatenstich im Kleinen und in den jungen niedersächsischen Moordörfern getan wurde, ihr Wachstum entbehrt nicht des abenteuerlich-fieberhaften Zuges ins Große. Da war aus Holland zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Kunde von einer einfacheren und gewinnbringenderen Nutzung der Moore gekommen. Das welsche Korn, der Buchweizen, sollte nach geringer Entwässerung und Abbrennen der obersten, wenige Zentimeter mächtigen Torflage ohne jegliche Düngung reichliche Ernte bringen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Botschaft in den Moordörfern und am Rande der Moore. Eine neue Epoche schien angebrochen zu sein, und die Hoffnungen lockten neue Moorwillige aus den Heidedörfern herbei. Ein zweites Amerika erschloß sich mitten in der niedersächsischen Heimat.

Schnell erstreckten sich die Buchweizenbrandkulturen tief in das Moor. Dichte Rauchschwaden stiegen auf und lagerten als Höhenrauch in eigentümlicher Trübung wie trockene Nebel mit unangenehmen Gerüchen meilenweit über dem Land. „Ganz Deutschland riecht, wenn unsere Moore rauchen", entstand damals das geflügelte Wort. Anfangserfolge während mehrerer Jahre schienen die Hoffnungen auf dieses Brennverfahren, die zweite Stufe der Moorkultur, zu bestätigen, und sie wurden der Anlaß, daß ganze Moordörfer neu entstanden. Aber der Grund, auf den man baute, erwies sich leider nur zu bald als unsicher und unzureichend. Das Moor war nach wenigstens sieben Jahren totgebrannt, an den wenigen Nährstoffen völlig verarmt und auch physikalisch ungünstig verändert. Selbst der anspruchslose Buchweizen versagte. Der mißhandelte Boden brauchte zwanzig bis dreißig Jahre Brache, um sich zu erholen. Tiefer drinnen im Moor mußte man neue Flächen erschließen, aber auch damit ging es zu Ende. Hunger und Elend kamen über die Dörfer, etliche verödeten in kurzer Zeit. Nur der Schäfer mit seinen Heidschnukken und der Imker mit seinen Bienenvölkern hatten noch einigen Nutzen von den mit Heide und dürftigen Gräsern bewachsenen Buchweizenäckern.

Vereinzelt und auf kleinen Flächen wendete man die Brandkultur auch noch im 19. Jahrhundert an, und mancher Ältere der lebenden Generation hat vielleicht den Höhenrauch zwischen Bremen und Stade noch in Erinnerung. Im großen aber war man um eine Erfahrung reicher. Die Brandkultur war unwirtschaftliches Raubsystem. Die Entwicklung der Siedlungen blieb an die Beschaffung von Dünger gebunden. Sie befriedigte nur dort, wo es gelang, in der Nähe Wiesen zu gewinnen, um Vieh zu halten und Stalldünger zur Bereicherung des nährstoffarmen Moorbodens zu bekommen. Aber auch unter günstigen Verhältnissen kam man aus dem Dilemma nicht heraus. Die entscheidende Wendung brachte die Entwicklung des künstlichen Düngers. Die Gründung der Moor-Versuchsstation zu Bremen im Jahre 1877 wurde die Geburtsstunde der neuzeitlichen „deutschen Hochmoorkultur", der dritten Phase, die nun unabhängig von der holländischen Fehnkultur andere Wege ging.

Ohne Abtorfung wird nach Entwässerung durch ein Netz von Gräben (Grippen) und Kanälen das Moor gründlich bearbeitet, eingeebnet, durch Kalkung entsäuert und stark gedüngt. Schwere Walzen festigen den lockeren Boden und schaffen nicht nur Acker-, sondern auch Wiesen- und Weideflächen. Dies Verfahren, mit allen technischen Mitteln, Motorpflug, Fräse und anderen Großkraftgeräten vervollkommnet, ermöglicht rasche Urbarmachung und Besiedlung, ohne eine spätere Brenntorfgewinnung zu verhindern.

Die staatlichen Stellen und die Kreise, ja auch private Unternehmer, nahmen das Besiedlungswerk, das seit 1830 geruht hatte, wieder auf. 1890 wurde das Provinzialmoor im Bourtangermoor („Bauernzange", so genannt nach einem bäuerlich besiedelten Geestrücken), eine 3000 Quadratkilometer große Fläche auf dem linken Emsufer an der holländischen Grenze in Angriff genommen und zum größtenteil in Weideland verwandelt. Das Marcardsmoor bei Aurich folgte, ferner das Königsmoor, das Hahnenknooper Moor, das Bargstedter und das Reitmoor, zumeist in Oldenburg gelegen. In der Allerniederung schloß sich der Kreis Fallingbostel, im Quellgebiet der Wümme und der Böhme der Kreis Soltau an.

Gleichzeitig kam auch in die Brenntorfgewinnung System. Dem wilden Torfstich wurde durch das Moorschutzgesetz Einhalt geboten. Torf darf seitdem nicht mehr dort abgegraben werden, wo er gerade am bequemsten zu erlangen ist, sondern es muß Rücksicht genommen werden auf die Möglichkeit späterer landwirtschaftlicher Nutzung. Zahlreiche Torfwerke begannen mit der Förderung von Brenn- und Streutorf, vielfach mit nachfolgender Moorkultivierung. Zum Beispiel vereinigt das Nordwestdeutsche Kraftwerk im Auricher Wiesmoor in engster Weise Torfwirtschaft und gärtnerische Nutzung. Auf fünf Hektar reifen in riesigen Gewächshäusern das ganze Jahr Gurken, Tomaten und Melonen. Im Freiland werden Erdbeeren mit den warmen Abwässern des Torfwerkes vor den Spätfrösten geschützt und zu zeitiger und reicher Ernte getrieben.

Nach dem ersten Weltkriege, in dem noch große Flächen niedersächsischer Moore durch Kriegsgefangene urbar gemacht wurden, trat die kostspielige Moorkultur infolge zunehmender Verschuldung der öffentlichen Hand hinter die Melioration urbaren Landes zurück. Aber der Gedanke wirkte erfolgreich weiter. Das Verständnis für den Wert der Hochmoore drang in weiteste Kreise.

So bot sich zwischen den beiden Weltkriegen dem Arbeitsdienst das niedersächsische Moorgebiet als eine freudig begrüßte Aufgabe dar. Mit Hilfe der Handarbeit, des Spatens, die der Sinn dieser Organisation war, konnten gerade solche Moorflächen in Angriff genommen werden, die bis dahin auch nach dem Verfahren der deutschen Hochmoorkultur nur unsichere Kulturflächen erbrachten. Das waren vor allem die weiten, flachen Randgebiete der tiefen Hochmoore, deren Torfschichten nur geringe Mächtigkeit aufwiesen, oder die Flächen, die im Raubbau mit der Buchweizenkultur weit heruntergebrannt waren und an der Oberfläche physikalisch ungünstige Torfe zeigten. Alle diese Böden wurden mit der Hand bis in den mineralischen Untergrund hinein umgegraben, „gekuhlt". Das der Wasserführung ungünstige Bodenprofil verbesserte sich dabei, wertlose Torflagen der Oberfläche kamen zuunterst, der Sand des Untergrundes aber wurde heraufgeschafft und mit kulturfähigem Torf vermischt. So schuf in der Zeit der Technik die menschliche Handleistung eine neue, vierte Phase der Hochmoorkultur, die Sandmischkultur, die selbst der kleinbäuerlichen Siedlung sichere Grundlagen bietet. Neue blühende Dörfer reihten sich den alten Moordörfern an, die Kette der schon entstandenen niedersächsischen Hochmoorkolonien von der Elbe bis zur Ems ergänzend. Niemand kann mit so stolzem, sicherem Selbstgefühl seinen Heimatboden besitzen wie der Moorbewohner, der ihn mühevoll errungen hat und mit Ausdauer behauptet. Niedersachsen und Friesen bebauen das Moor. Selbst der erfahrene und aufmerksame Beobachter wird kaum noch die Stammestemperamente unterscheiden können.

Die Taten im Moor besingt kein Lied, kein Griffel zeichnet ihre Schicksale auf. Aber es ist noch Zukunft in weiten unberührten Mooren. Sie liegen da und harren der Bildung, gleichsam als wollten sie ihre stillen Jahrtausende mit dem schönsten Werke bekrönen: mit Weiden, Äckern und Jugend.

DER HEIDEBOTE, Nordland-Druck GmbH, Buchdruckerei und Verlag Lüneburg, Am Sande 18, Ruf: 4803. Hauptschriftleiter: Helmar Klug. Bezugspreis 1,21 DM monatlich zuzüglich 0,09 DM Zustellgebühr bei Zustellung frei Haus oder durch die Post. — Erscheint jeden Mittwoch. DER HEIDEBOTE darf in Lesezirkeln nur mit Genehmigung des Verlages geführt werden. Bestellungen nimmt jede Postanstalt entgegen. Unverlangt eingesandte Manuskripte werden zurückgegeben, wenn Rückporto beiliegt.



770085

„Rosmarienhaide zur Maienzeit blüht . . ."

Eine wenig beachtete Pflanze unserer Heimat

„Rosmarienhaide zur Maienzeit blüht, Rosmarienhaide erfreut das Gemüt", so schrieb Hermann Löns in einem seiner Lieder; wem aber ist dieses Blümchen auch bekannt, von dem der Dichter sang? Nur Naturliebhaber vermögen heute die Rosmarien- oder Glockenheide in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern, denn sie ist anderen wildwachsenden Blumen unserer niedersächsischen Heimat gegenüber verhältnismäßig wenig bekannt, obwohl sie in der norddeutschen Tiefebene häufiger ist, als in Mittel- und Süddeutschland.

Der schwedische Botaniker Linné, der Vater des natürlichen Pflanzensystems, war von ihrer Schönheit so beeindruckt, daß er ihr den Namen der griechischen Sagengestalt Andromeda gab, einer äthiopischen Königstochter, die den Meeresungeheuern preisgegeben wurde, von Perseus aber errettet werden konnte und als Sternbild an den Himmel gesetzt wurde. Er schrieb von der Rosmarienheide im Tagebuch seiner Lapplandreise:

„Ich sah, wie sie, bevor sie aufspringt, ganz blutrot ist, wenn sie aber blüht, werden die Blätter der Blüte wie lebendige Haut. Da . . . fiel mir Andromeda ein. Sie steht immer auf einer Bülte im nassen Sumpf, gleich wie Andromeda an einen Felsen im Meer geschmiedet war. Sie steht bis zu den Knien im Wasser. Ständig ist sie von vergifteten Drachen und Tieren umgeben, will sagen garstigen Kröten und Fröschen, welche zur Lenzzeit Wasser auf sie blasen. Sie steht und neigt ihr Haupt voll Trauer."

„Die Rosmarienheide, Andromeda polifolia, wird", so erläutert W. Pochrandt, „auch Gränke, Kleiner, wilder Rosmarien oder Polei genannt. Sie erhebt ihre schmächtigen, rötlichen Zweige, die im Alter rauhrindig werden, sich immer neu bewurzeln und hinten absterben, in guter Spannenhöhe über die Moospolster. Die kurzgestielten, ledrig-starren, wintergrünen Blätter sind 5 bis 7 mm lang und 1 bis 3 mm breit, schmallanzettlich und deutlich zweifarbig. Die Oberseite ist glänzend dunkelgrün, die Unterseite der am Rande umgerollten Blätter ist wachsbereift und von matter, bläulichweißer Farbe."



Rosmarien-Heideblüten

Unsere Rosmarienheide gehört zu den Heidekrautgewächsen und besitzt verpilzte Wurzeln, mit deren Hilfe sie auf dem außerordentlich nährstoffarmen Hochmoorboden wahrscheinlich imstande ist, den Stickstoff der Luft als Nährstoff aufzunehmen.

Im Mai, zur Zeit der Schlehdornblüte, ist die Rosmarienheide mit ihren rosa Glöckchen die schönste Zierde einiger Moore. Die Blüten stehen einzeln oder in Trauben bis zu fünfen doldenartig auf sehr langen, weißen oder blutroten Stielen, die in einem fünfzipfeligen Kelche endigen. Die Blüten sind fast kugelige Glöckchen von zartrosa Farbe. Sie duften nicht, scheiden jedoch Nektar ab und werden von Bienen, Hummeln und Faltern gern besucht.

Die reifen Samenkörner werden im Herbst oder erst im Winter bei heftigen Schneestürmen ausgestreut und vom Winde verbreitet. Sie keimen aber nur bei Lichteinwirkung und können oft jahrelang liegenbleiben, ehe sich neues Leben regt.

Die Blätter und Blüten der Rosmarinheide enthalten einen recht gefährlichen Giftstoff, das Andromedotoxin. In der Volksheilkunde wurden früher Abkochungen von Rosmarinheide als schweißtreibende Mittel verwandt und führten auch wohl zu Vergiftungen. Diese äußern sich in Übelkeit, Erbrechen, Schwindel und Krämpfen. In schweren Fällen kann der Tod durch Atemlähmung eintreten.

Hat die Rosmarinheide dem Moore zur Maienzeit ihren zauberischen Reiz verliehen, so beginnt sie auch mit der Neubildung von Zweigsprossen, Blättern und Blüten. Die zweite Blüte beginnt zuweilen bereits im Juli und währt bis spät in den Oktober hinein. „Und wenn man dann in den Tagen jenes herbstlichen Sterbens noch einmal Gelegenheit hat, die Schönheit der Rosmarinheide im braunen Moore zu schauen, so möchte man fast glauben," so schließt W. Pochrandt, von dem auch die Zeichnung stammt, „daß Hermann Löns nicht ganz recht gehabt hat, wenn er weiter dichtete „Rosmarienhaide zum zweiten Mal blüht, Rosmarienhaide erfreut kein Gemüt . . ." Auch zur herbstlichen Zeit, wenn sie ihre ganze Pracht zum zweiten Male zeigt, ist sie uns ein Sinnbild unzerstörbaren Lebenswillens."

Die ständig fortschreitenden Kultivierungsmaßnahmen in unseren heimischen Mooren lassen auch die Rosmarienheide mehr und mehr aus dem niedersächsischen Landschaftsbild verschwinden. Erfreuen wir uns deshalb an ihren lieblichen Glöckchen, solange sie noch blühen, ob im Mai, ob im Herbst; denn Rosmarienhaide erfreut das Gemüt – und das hat unsere heutige so streßgeplagte wie wenig naturverbundene Generation sicherlich äußerst nötig.

Gerhard Seiffert

770086

Teufelsmoor-Berichte aus der Römerzeit

Der erste Bericht über das Teufelsmoor bei Bremen stammt von dem römischen Geschichtsschreiber Plinius, der um die Zeitenwende lebte und als Statthalter des Kaisers in Germanien eigene Erfahrungen sammeln konnte. Das weite Moor mit dem gruseligen Namen allerdings ist schon sehr viel älter: Seine Entstehung wird von den Wissenschaftlern in den ersten Anfängen auf etwa 8000 v. Chr. datiert. Dem Teufelsmoorverband — einer der größten Wasser- und Bodenverbände seiner Art in Deutschland — ist es gelungen, nach jahrhundertelangem geheimem Grauen und unzähligen Generationen Not und Armut im Teufelsmoor die Vergangenheit zu überwinden. Das Teufelsmoor ist keine öde, unwegsame Gegend mehr, sondern ein Bauernland, das trotz mancher noch vorhandenen Sorgen voll Hoffnung in die Zukunft blicken kann. Der alte Spruch hat sich bewahrheitet: Dem ersten der Tod, dem zweiten Not, erst dem dritten Brot!

Der Bericht des Römers Plinius wirkt fast ein wenig heiter, beschreibt aber ein Phänomen der Natur, das noch im vergangenen Jahrhundert auftrat: Der römischen Flotte trieben auf dem Wasser baumbestandene Inseln entgegen, die sie als getarnte feindliche Schiffe ansah. Die Legionäre begannen daher eine — allerdings vergebliche — Seeschlacht gegen diese Bauminseln. Diese Darstellung kann sich einzig auf das „schwimmende Land" des kleinen Teufelsmoordorfes Waakhausen beziehen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts drangen alljährlich von der Unterweser her die Fluten in die Teufelsmoorniederung und verwandelten sie in einen riesigen See. Das Wasser drückte die drei Meter dicken Moorschichten hoch und riß gelegentlich größere Landstücke los. Es gibt exakte Berichte darüber, daß die Vorfahren der jetzigen Teufelsmoorbauern diese Inseln mit Booten wieder „einfingen", sie mit Stricken an ihren alten Platz schleppten und dann mit langen Pfählen wieder am festen Untergrund festnagelten.

Dieses Beispiel vermag die ungewöhnlichen Probleme des Teufelsmoores zu beleuchten. Die erste planmäßige Besiedlung der Einöde begann im 12. Jahrhundert von benachbarten Klöstern aus, doch sie drang nur zögernd in Randgebiete ein. Ein eigentliches Kolonisationswerk im heutigen Sinne setzte erst Mitte des 18. Jahrhunderts ein. Die hannoversche Regierung fand in Jürgen Christian Findorff, 1720 als Sohn eines Ratstischlermeisters in Lauenburg/Elbe geboren, ein „fachmännisch gebildetes Subjektum", der vom Jahre 1754 an bis zu seinem Tode 1792 im Teufelsmoor über 50 Dörfer gründete. Findorff, ursprünglich Tischler von Beruf, arbeitete sich im hannoverschen Dienst zum Baumeister im Land- und Wasserbau hoch und erlernte als Autodidakt die Feldmeßkunst. Auf ihn gehen zahlreiche Schleusen, Mühlen, Festungsschanzen und selbst Kirchenbauten zurück, aber seine eigentliche Aufgabe fand er als Königlich Hannoverscher Moorkommissar. Seine im „Moorkatechismus" niedergelegten Erkenntnisse haben zu einem großen Teil noch heute Gültigkeit.

In den Jahrzehnten nach Findorffs Tod versandete jedoch die staatliche Initiative, und mit dem Teufelsmoor ging es nach hoffnungsvollem Beginn langsam wieder bergab.

Im Jahre 1937 lag endlich ein Generalplan zur Sanierung des Teufelsmoores vor, bei dem jedoch von vornherein feststand, daß er nur im Zusammenwirken mit den Moorbauern verwirklicht werden konnte. Zwar gab es aus alter Zeit 51 verschiedene Kahnfahrt- und Entwässerungsgenossenschaften, aber sie waren angesichts ihrer unterschiedlichen Aufgaben kein wirksames Instrument in dem Sanierungsplan. Deshalb wurde nach längeren Vorarbeiten am 11. Februar 1942 der Wasser- und Bodenverband Teufelsmoor gegründet. Damit setzt die moderne Entwicklung im Teufelsmoor ein.

Der Verband, der 15 000 Mitglieder zählt und ein Gebiet von 67 000 Hektar betreut, konnte mit seiner eigentlichen Arbeit aufgrund der Kriegs- und Nachkriegsprobleme erst im Jahre 1950 beginnen, doch er hat in Zusammenarbeit mit dem Wasserwirtschaftsamt Verden und anderen staatlichen Stellen seither ein gewaltiges Programm bewältigt. Insgesamt wurden bisher 53 Millionen DM für die Sanierung aufgewendet, 25 Prozent brachten die Moorbauern als Eigenleistungen auf. Das Entwässerungsnetz wurde weitgehend in Ordnung gebracht, umfassende Kulturbaumaßnahmen in Angriff genommen und rund 300 km Straßen und Wege ausgebaut. Mit modernsten Baggern und Geräten werden über 1000 km Wasserläufe ständig in Ordnung gehalten. Das Teufelsmoor wurde zu einem Bauernland, das nicht mehr in der Vergangenheit lebt, sondern dessen Zukunft endlich begonnen hat.

Jürgen Meyer-Korte

[illegible] der Zeit 7.6.1969

Niedersachsen will 63 800 Hektar Hochmoor bewahren

Landesregierung beschloß Moorschutzprogramm

Eigener Bericht

-ie. **Hannover**

In der Auseinandersetzung zwischen der Torfindustrie und den Naturschützern hat die Landesregierung in Hannover jetzt eindeutig Partei ergriffen: Das Kabinett beschloß ein Moorschutzprogramm, das darauf abzielt, mindestens 63 800 Hektar Hochmoorfläche unter Naturschutz zu stellen. Zur Zeit sind gut 8000 Hektar Hochmoor als Naturschutzgebiet ausgewiesen, weitere 4600 Hektar dürfen in ihrem Zustand nicht mehr verändert werden – sie sind einstweilig sichergestellt, weil auch sie als Schutzgebiete ausgewiesen werden sollen.

Seit 1977 haben Geologen von der Landesanstalt für Bodenforschung in Hannover und Experten aus dem Naturschutzdezernat des Landesverwaltungsamtes 88 industrielle abbauwürdige Hochmoore untersucht. Das Ergebnis dieser Arbeit bildet die Grundlage für das Moorschutzprogramm. Danach sollen rund 33 800 Hektar Moorfläche sofort zum Schutzgebiet erklärt werden. Weitere 30 000 Hektar, die zur Zeit abgetorft werden, sollen dem Programm zufolge nach Abschluß der Torfgewinnung wieder in einen naturnahen Zustand versetzt und dann unter Schutz gestellt werden.

Ministerpräsident Ernst Albrecht erklärte in der Kabinettssitzung: „Wir sind verpflichtet, unserer Nachwelt die Hochmoore mit ihrer einzigartigen Tier- und Pflanzenwelt zu erhalten." Albrecht verwies darauf, daß es früher in Niedersachsen rund 330 000 Hektar Moor gegeben hat, davon jedoch nur noch 250 000 Hektar erhalten sind. Vor der im Moorgutachten erfaßten Fläche – 1855 Quadratkilometer – sind nur noch vier Prozent als naturnah eingestuft. Zwölf Prozent sind bewaldet, weitere 59 Prozent werden als Grünland von der Landwirtschaft genutzt.

Die großen niedersächsischen Hochmoore liegen nördlich der Linie Braunschweig-Hannover-Nordhorn. Sie sind seit etwa 5500 v. Chr. allmählich gewachsen: Die unteren Partien von Torfmoose starben im Wasser ab und bildeten so eine immer dicker werdende Torfschicht. Noch heute wachsen in den Mooren seltene Pflanzen wie Sonnentau, Sumpforchideen, Moorlilien, Moosbeeren, Schnabelried, Schlammseggen und Moltebeeren. Viele vom Aussterben bedrohte Tierarten sind auf die Moore als Lebensraum angewiesen. So finden sich in ihrer Abgeschiedenheit noch Goldregenpfeifer, Kraniche, Brachvögel, Sumpfohreulen und Birkhühner.

Professor Dr. Georg Redeker, Umweltschutzbeauftragter der Landesregierung, erklärte auf Anfrage, das Moorschutzprogramm sei dringend erforderlich gewesen, um den Forderungen der Torfindustrie nach recht weitreichenden neuen Abbauverträgen einen Riegel vorschieben zu können. Nunmehr sei sichergestellt, daß es keine weiteren Abbauverträge für schutzwürdige Gebiete geben wird. Wenn die Torfgewinnung nach dem Auslaufen der jetzt gültigen Verträge fortgesetzt werden solle, dann könne das dennoch geschehen. Dann müsse sich die Torfindustrie mit der Landwirtschaft darüber einigen, den unter Grünlandflächen liegenden Torf ans Tageslicht zu fördern.

Redeker kündigte an, daß dem jetzt vorliegenden Programm in einigen Jahren ein zweites folgen werde. Darin solle der Wert der bisher nicht untersuchten kleinen Moorflächen aufgezeigt werden. Sie machen etwa ein Viertel der niedersächsischen Moore aus, wurden aber bisher nicht bewertet, weil sie als nicht abbauwürdig eingestuft sind.

Unklar ist zur Zeit noch, wieviel Geld für die Verwirklichung des Moorschutzes aufgebracht werden muß. Die Landesregierung strebt an, die Naturschutzgebiete zu erwerben und hat in diesem Jahr für diesen Zweck rund fünf Millionen Mark zu Verfügung gestellt.

Der Ankauf von Moorflächen ist jedoch teuer geworden. So hat im Jahre 1951 im Emsland ein Quadratmeter Moorland ganze acht Pfennig gekostet. Heute werden für vergleichbare Flächen nicht selten 1,50 DM geboten. Angesichts dieser Preisentwicklung hat sich die Landesregierung jetzt dafür ausgesprochen, auf dem Tauschwege in den Besitz der Schutzgebiete zu gelangen.

Sonnabend, 22. August

I (ARD)

Frühprogramm ARD/ZDF:
10.00 **heute**
10.03 **◧ Kirmes**
Spielfilm, Deutschland 1960
Regie: Wolfgang Staudte
11.45 **Sportschau**
12.10 **Aspekte**
12.55 **Presseschau**
13.00 **heute**

14.10 **Tagesschau**
14.15 **Sesamstraße**
14.45 **ARD-Ratgeber: Geld**
Der Bayerische Rundfunk plant: Die GmbH – Umgangsregeln / Ausländer: Hilfen vom Staat / Kummerkasten: Sechs Richtige – kein Geld / Teletest: Kfz-Vertragswerkstätten / Experten antworten: Miete und Modernisierung
Moderation: Sabine Sauer
15.30 **Telezirkus**
Heute aus Witten, wo unter anderem ein „Weltrekordversuch" im Tretrollerfahren stattfindet
Moderator: Peter Rap
Didi Hallervorden
Regie: Peter Behle
17.00 **Seelsorge am geistig Behinderten**
Du kannst etwas anderes: Geistig Behinderte und ihre Religion
Film von Marianne Riede
Auch Montag um 11.30 Uhr

NDR regional:
17.31 **Welt der Tiere**
Mustangs

RB regional:
17.30 **Elefantenboy**
Das Gesetz der Wildnis

WDR regional:
17.30 **Hier und Heute unterwegs**

18.00 **Tagesschau**
18.05 **Die Sportschau**

NDR regional:

II (ZDF)

12.00 **Programmvorschau**
12.30 **Nachbarn in Europa**
Jugoslawien: Trauer um Stevan Doronjski/Griechenland: Marmor und Licht – Spuren auf der Insel Tinos/Spanien: Mijas – ein „weißer Balkon" an der Costa del Sol/Bundesrepublik: Bauberufe – breites Angebot für junge Ausländer
14.45 **heute**
14.47 **Heidi (21/Wh)**
Vögel wollen frei sein
15.10 **Ferien auf Saltkrokan**
Glückliche Heimkehr (Wh)
16.45 **Schau zu – mach mit**
Eignung – gemessen an den Anforderungen der Berufe / Tips zum Töpfern
17.03 **10 000 Mark für Sie?**
Gewinner beim Großen Preis
17.05 **heute**
17.10 **Länderspiegel**
Interview mit Ministerpräsident Stoltenberg zum Gespräch mit Finanzminister Matthöfer/Situation Lehrer – Schüler: Zwischen Pillenknick und Planstellenmangel
Moderator: Norbert Harlinghausen
18.00 **Vorsicht Falle!**
Sendung von Eduard Zimmermann
19.00 **heute**
19.30 **Studs Lonigan (3)**
Eine Jugend in Chicago
Sechsteiliger Fernsehfilm von Reginald Rose nach dem Roman von James T. Farrell
Regie: James Goldstone
20.15 **Lustige Musikanten**
Volkstümliches Konzert aus der Westfalenhalle Dortmund
Mit Erika Köth, Lotti Krekel, Renate und Werner Leismann, dem Medium Terzett, Sepp Viellechner, dem Alphorn-Trio, der Is-

Gepla

Sonnaben auch äuße demonstrie die „Mein ser Werbefa schmerzlich ihn seine gesetzt und Anlageberat Kunden zu habe einen Kompagnon ziehungen Börsengesch daß seine aufblüht, d andererseits nicht existe wollen. So kennung ge private Par beschließt, Teilhaber zu

Der urspr pierte Film tion mit de funk.

Leis

Sonntag, Sonderling: legten Bahn Provinz und die Nachric dreißig Jahr in Südamer nur mit ei sprechen – Und als er der Tote ihr hinterlassen Ansicht sei rückt: Er st einer späte nutzlose Sa de Leute . Suzanne Fl ler des fra „Tango im (Buch) und „Diese reali eines mode sich durch aus", komn kauf zustä Eliane Re schichte vo stillen, fas

Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land ...

Eine alte Landkarte erzählt

Herrenloses KÖNIGSMOOR

Heute fruchtbares Kulturland / Von Ernst Pieper

Vor einiger Zeit fiel mir eine Karte von dem „Adlich Gericht Lauenbrück", die von der Topographischen Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover in den Jahren 1764 bis 1785 aufgenommen war, in die Hände. Wenngleich das heutige Bild einer Generalstabskarte von der gleichen Gegend ganz anders, vor allen Dingen bedeutend übersichtlicher sein würde, so muß man doch die außerordentliche Genauigkeit der alten Karte geradezu bewundern. Sogar Vergleiche mit Einzelheiten unserer Meßtischblätter hält die Karte in den meisten Fällen aus.

Auf dieser Karte sind u. a. auch die großen Moore, die sich zwischen Lauenbrück und Tostedt ausdehnen, aufgezeichnet. Es sind: das Rieper Moor, daß Große und das Hammoor und die Moore von Otter und Todtshorn; man hat sie zusammengefaßt und nennt das Gebiet heute „Königsmoor". Begrenzt wird diese große Moorfläche in der Hauptsache von der Wümme, die vom Wilseder Berg kommt, und der Fintau, die sich am südlich gelegenen Geestrande entlangschlängelt und in die Wümme fließt. Es handelt sich bei diesen Mooren um sogenannte Hochmoore. Ihr Untergrund ist hügelig und einzelne Sandstellen und Höhenzüge ragen hervor. Sie wurden früher als Steige durch das tückische Moor benutzt, das zeigt am deutlichsten der alte Weg von Otter nach Stemmen. Die Senken zwischen den Erhebungen füllten sich im Laufe der Jahrhunderte durch die absterbende Vegetation mit Torf.

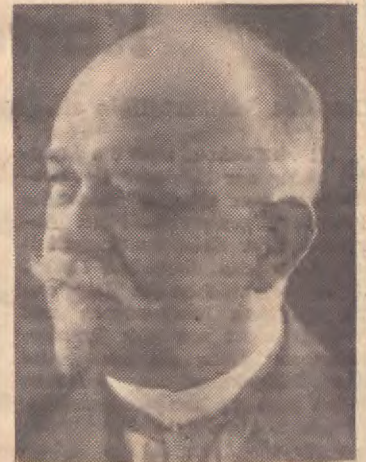
Zusammenhängende Wälder findet man nur im Düvelshöpen bei Tostedt und im Eikeloh an der Grenze des großen Moores, das nach ihm seinen Namen hat. Südöstlich ragt in das Hammoor der 105 Meter hohe Otterberg. Auf unserer Karte heißt er Ohlenloh. Sein Gipfel zeigt Wald und ist als Königliches Eigentum bezeichnet. Ohne Frage haben wir es hier mit einer alten Kultstätte zu tun. Noch heute liegen auf dem Berge etwa 15 Hünengräber. Wenn in dem heutigen Todtglüsingen die Notfeuer „glüsten", dann wußten die Leute auf dem Todt, daß ihrer Heimat Gefahr drohte und sie eilten dann zum Ohlenloh. Auf halber Höhe des Berges liegt das frühere Dorf Riepenhöfen, das damals zwei Feuerstellen und 14 Einwohner hatte. Hier soll nach alter Volksüberlieferung eine Prügelei zwischen Lüneburgern und Bremern stattgefunden haben, nach der Lauenbrück damals an das Herzogtum Lüneburg fiel.

Eine kleinere Bodenerhebung ragt westlich vom Otterberg in das Moor. Solche Hügel nannte man früher „Hörner". So erklären sich die vielen Ortsnamen mit der Endung „Horn": Todtshorn, Manhorn, Dipshorn, Wapenhorn usw. Lag ein ganzes Dorf auf dem Horn, so hieß es Horndorf, war es nur ein Hof, so hieß er Hornhof und der Bauer Hornbauer. Hornbostel bedeutet „Hornburstäe", auf hochdeutsch Hornbauerstelle.

Noch vor fast 200 Jahren erschien dieses große Moorgebiet so wertlos, daß die angrenzenden damaligen Ämter sich noch nicht über die Besitzrechte geeinigt hatten. Im großen Rieper Moor ist auf der Karte vermerkt: Streitiges Terrain zwischen den Ämtern Haarburg, Rotenburg und Zeven. Offensichtlich hat man zunächst das Moor von Norden nach Süden aufteilen wollen. Davon zeugt eine punktierte Linie mit dem Vermerk: Prätendierte (beanspruchte) Grenze des Amtes Haarburg. Erst 1771 wurde die Grenze festgesetzt. Sie berücksichtigte einen alten Grenzpfahl des Amtes Harburg an der Wümme überhaupt nicht, sondern ging von dem sogen. Grafenstein an der Zevener Amtsgrenze etwa in der Höhe der Brockbrücke an die Wümme und dann in gerader Linie auf Todtshorn zu. Der nördliche Teil gehörte Harburg, der südliche Rotenburg. Zeven bekam keinen Anteil, es wurde durch das große Eikeloher Moor entschädigt.

Durch dieses unwirtliche, unaufgeschlossene Gebiet ging früher die alte Poststraße von Harburg nach Rotenburg und weiter nach Bremen. Wenn man bedenkt, wie gefürchtet von den Fuhrleuten gerade moorige Wegstrecken waren und berücksichtigt, daß jedenfalls die Strecke im Frühjahr und Herbst stellenweise unter Wasser stand, so kann man sich vorstellen, wieviel Fuhrmannsflüche und welches Gejammer der Reisenden diese Straße erlebte. An keiner Stelle der Karte ist zu beobachten, daß von einem der umliegenden Dörfer der Versuch gemacht wurde, das Moor zu kultivieren.

Wie sieht es nun heute in dieser Gegend aus? Schon ein halbes Menschenleben nach Anfertigung der Karte standen die Ingenieure Napoleons, die die Heerstraße vom Rhein über Bremen nach Hamburg bauen sollten, vor dem großen Moor. Das war für sie kein Hindernis. Sie hatten für den Bau eines Dammes Menschen genug zur Verfügung, und Sand war reichlich da in den Hügeln am Rande des Moores. Mit der Fertigstellung dieser Kunststraße hatte das berüchtigte Moor nunmehr seine Schrecken verloren. Bald bauten sich Siedler an der Chaussee an und es entstand das Dorf Wümme. Wo früher nur Moorbreiten waren, erblickte man bald fruchtbare Felder, saftige Wiesen und Weiden und Holzungen.



Der Verfasser des nebenstehenden Artikels, Ernst Pieper-Lüneburg, genießt einen ausgezeichneten Ruf als vielseitiger Heimatkundler. Vor 80 Jahren, am 13. März 1873, wurde er als Lehrerssohn in Oldendorf bei Hermannsburg geboren und erwählte später wie sein Vater und zwei Brüder ebenfalls den Lehrerberuf. Zunächst amtierte er in Rönneburg bei Harburg. Im Jahre 1910 berief man den Pädagogen an das Landesjugendamt in Hamburg. In den 25 Jahren seiner Tätigkeit als Oberinspektor führten ihn Reisen in alle Gaue Deutschlands und in das Ausland. Die obenstehende Aufnahme stammt vom Jahr 1934

Wieder ein Menschenleben später wurde sogar eine Eisenbahn durch das Moor gebaut, die nur einige Kilometer von der Chaussee entfernt ebenfalls in schnurgerader Richtung von Tostedt nach Lauenbrück verläuft. Die Köln-Mindener Eisenbahn-Bau-Gesellschaft wollte zuerst durchaus die Überquerung des Moores vermeiden. Es ist das Verdienst von drei vorausblickenden Tostedter Bürgern, daß die Bahn die heutige Linienführung aufweist.

Bei der Spezialteilung (Verkoppelung) in den vierziger Jahren legte anscheinend keine der anliegenden Gemeinden Wert auf den Besitz des unwirtlichen Moores. Deshalb behielt es der Staat und gliederte das 1100 ha große Gebiet der Oberförsterei Langeloh an. Zur Regulierung des Wasserstandes wurde zunächst ein tiefer Graben durch das Moor gezogen. Weil wohl der Staat — der König — das Geld für diesen Graben hergab, nannte man ihn den Königsgraben und bald bürgerte sich der Name Königsmoor für das ganze Gebiet ein. Besonders in den Jahren 1920 bis 1924 fanden sich dann auch zähe Niedersachsen, die den ihnen ganz fremden Kampf mit dem Moor aufnahmen. Man gewinnt den Eindruck, die Leute fühlen sich dort nicht nur wohl, sondern kommen auch wunschgemäß wirtschaftlich erfreulich voran.



Die Arbeit der Moorbauern ist besonders dort schwer, wo der feuchte Boden die Feldbestellung hindert. Im Teufelsmoor erfolgt das Torfeinfahren zum großen Teil auf dem Wasserwege (Aufn.: Saebens)

Hier konnten nur Trolle wandern

Viele Menschen versanken in den Mooren Niedersachsens

VON G. HOLZENBURG

Soeben ist im Verlag Madsack & Co. (Hannover) der neue umfangreiche Kalender „Land und Garten 1977" erschienen, der sich neben zahlreichen unterhaltenden Motiven vornehmlich mit niedersächsischen Themen befaßt. In nachstehendem informativem Beitrag, den wir auszugsweise dem Kalender entnahmen, berichtet G. Holzenburg von geheimnisvollen Funden im Moor.

Mehr als ein Siebentel der Fläche Niedersachsens wird von Mooren bedeckt. Damit ist das Land zwischen Elbe und Ems mit Abstand das moorreichste Gebiet der Bundesrepublik. Freilich haben die meisten Moore nur wenig von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt.

Den Menschen früherer Zeiten galten die unzugänglichen und tückischen Gegenden, in deren Grund manch Vorübergehender versank, als unheimlich. Man mied die Wildnis, in der nur Seggen und Binsen wuchsen.

Den Bauern galt das Unland bestenfalls als Zuflucht vor plündernden Horden. Als sicheres Versteck zog es allerdings auch manchen zwielichtigen Besucher an, der die Nähe seiner Mitmenschen scheute. Daß ein Schritt auf solch unsicherem Boden aber auch der letzte sein konnte, zeigen zahlreiche Beispiele aus der Vergangenheit. Das Moor hat die Körper solcher Opfer aufbewahrt und über Jahrhunderte erhalten.

Der älteste niedersächsische Bericht über das Versinken eines Menschen im Moor stammt aus der Lüneburger Heide. Eine Eintragung in das Kirchenbuch der Gemeinde Hermannsburg besagt, daß einige Bauern am Johannistag des Jahres 1450 einen Mann bis zum Hals im „Botterbarg" (Butterberg-Moor) stecken sahen. Am nächsten Tag war er bereits völlig versunken. Man weiß nicht, warum ihm die Augenzeugen nicht zu Hilfe kamen – vielleicht lag es an dem mittelalterlichen Aberglauben. So schrieb der Pfarrer von Hermannsburg nach dem Tode des Mannes in das Kirchenbuch: „Und die Bauernmeister fragten nun an, ob sie den Toten auf dem Kirchhof begraben sollten oder was sonst. Ich habe ihnen anbefohlen, sie sollten ihn stecken lassen. Die Elfen, die ihn hineingebracht hätten, könnten ihn auch behalten. Auf dem Friedhof können nur Christen begraben werden. Der aber im Butterberg gestorben ist, wo die Elfen butterten, den hat sicherlich der Teufel gefaßt."

Bis heute sind insgesamt 711 Moorleichen gefunden worden, davon 309 allein in Deutschland, 166 in Dänemark, 35 in England und 48 in den Niederlanden.

Innerhalb Deutschlands wurden die weitaus meisten Moorleichen in Niedersachsen entdeckt. Mit 134 Funden wurden hier doppelt so viele Moortote geborgen wie in Schleswig-Holstein, Brandenburg (27), Ostpreußen (16), Westfalen (10 Funde).

Die Ursache für die einwandfreie Erhaltung solcher Körper ist die konservierende Wirkung der Moorsäure. Abgeschlossen von der Luft können Fleisch, Haut und Haar unter ihrem Einfluß viele Jahrhunderte erhalten bleiben.

Über das Schicksal der meisten Moortoten gibt es nur Vermutungen, die auf Grund der Fundumstände aufgestellt wurden.

Bei Hesel im Kreis Wittmund stieß man auf einen Toten, der in einem Sack aus Kuhhaut eingenäht worden war. Etwa fünfzehn Jahre später wurde in der gleichen Gegend die Leiche eines jungen Mannes gefunden: er lag auf dem Rücken und hatte zwei Eichenstäbe über sich liegen, die kreuzweise in den Boden gerammt worden waren. Seine Kleidung bestand aus einem Wams, einer kurzen Hose und Schuhen, die mit Ornamenten verziert waren.

Während es über die Todesursachen dieser Toten keine Anhaltspunkte gibt, trifft man im Grenzmoor bei Bentheim auf das Opfer einer Strangulierung. Den Strick um den Hals, mit Lederkappe und Lederhose bekleidet, kam hier die Leiche eines Mannes unbekannter Herkunft zum Vorschein. 1831 und 1836 wurden im gleichen Moor zwei weitere Erhängte gefunden. Auch sie trugen noch den Strick um den Hals. Einem hatte man die Hände auf dem Rücken gefesselt.

Betroffen erlebt man, daß das Moor auch Kinderleichen über Jahrhunderte festgehalten hat. In ein Tuch gewickelt barg man den Körper eines kleinen Mädchens im Ammerland. Das Haar, acht Zentimeter lang, war in zwei Zöpfe gefaßt. In Bloherfeld, im Kreis Oldenburg, wurde die Leiche eines Kindes gefunden, das wohl auf natürliche Weise gestorben und hier bestattet worden war: man hatte es auf einen ausgebreiteten Fellmantel gelegt, in ein Tuch eingeschlagen und über ihm Heidesoden zu einem Hügel aufgeschichtet. Als Beigabe fand man vier lange Zöpfe aus Frauenhaar.

Den Tod einer ganzen Gruppe von Kindern vermutete eine Wissenschaftlerin 1956 in einer Zeitschrift der Humboldt-Universität in Berlin hinter der Sage vom Rattenfänger zu Hameln: den 130 Kindern, die dem Rattenfänger am 26. Juni 1284 aus der Stadt gefolgt waren, sei ein sumpfiger Felskessel im Ith zum Verhängnis geworden.

Verhältnismäßig eindeutig unter den Moorleichenfunden sind die Kampftötungen. Im Land Hadeln wurde 1858 ein Mann gefunden, der mit Mantel und Hose bekleidet war und mit je einem Pfeil im Rücken und im Bauch „zusammengekrümmt" im Moor lag. Im Bezirk Nienburg ruhte ein nackter, nur mit einem Fellstreifen um die Hüfte versehener fünfzehn- bis zwanzigjähriger Reiter aus der Eisenzeit im Morast. Er war halb unter seinem Pferd begraben, das durch eine eiserne Pfeilspitze verwundet und nach vorn zusammengeknickt war. Das Spreckenser Moor bei Bremervörde hatte über tausend Jahre lang die Leichen zweier Kämpfer bewahrt, deren Körper von Pfeilen durchbohrt waren. Einer der Männer trug ein langes Schwert. Vielleicht handelt es sich hier um Krieger aus der Schlacht am Chlindesmoor, die im Jahre 944 stattgefunden hatte.

Schließlich gab das Moor auch jene preis, die sich hier verirrten und denen ein falscher Schritt den Tod brachte. Im Vehnemoor bei Oldenburg wurden 1841 die Leichen einer Frau und eines Kindes gefunden, „die noch gut erkenntlich waren". Der Fund bezeugt, daß die Frau das Kind beim Versinken im Moor weit über sich hielt, um es vor dem Tode zu bewahren.

Das Opfer eines Unglücks wurde vermutlich auch jener Reiter, den das Moor samt Pferd verschlungen hat: man fand ihn, mit einem braunen Gewand bekleidet, auf seinem Pferd sitzend bei Barkhausen, nahe Bremervörde. Auch für jenen zehn- bis vierzehnjährigen Jungen, dessen Leiche das Moor bei Ovelgönne freigab, war der Gang ins Moor der letzte Weg: man fand ihn, mit einer geflickten Hose bekleidet und einem Sack voller Haselnüsse, in der Tiefe.

Auf ein Unglück mit qualvollem Ende deuten auch die Umstände eines Fundes aus dem Vehnemoor bei Cloppenburg: hier kam die Leiche eines Versunkenen zutage, der auf dem Bauche lag und die Arme ausgestreckt hatte, um sich irgendwo auf dem trügerischen Grund festzuhalten und so seinem Schicksal zu entgehen. Man fand Heidekrautbüschel in seinen Händen. Auch einen anderen Toten entdeckte man in ähnlicher Körperhaltung im Ammerland. Er lag auf dem Bauch, die Hände hilfesuchend nach Kraut und Binsen ausgestreckt – nur wenige Meter von einem Bohlenweg entfernt.

770089

770090



Das Altwarmbüchener Moor. Aufn.: Dierssen

770091

Ballade vom Irrlicht

Von Elise Richter

Zur Herbstzeit fuhr ein Bauersmann
Am späten Abend durch das Moor.
Ein feiner Regen niederrann —
Links öffnete der Wald sein Tor.

Kein Mondlicht und kein Sternenschein,
Kein Laut auf weiter, weiter Welt!
Das Räderknarren nur allein
Und Regensingen überm Feld.

Und immer dunkler wird die Flur,
Kaum, daß man noch den Feldweg sieht.
Da klirrt es in der Wagenspur.
Ein Irrlicht tanzt im feuchten Ried.

Erneutes Klirren! Dann ein Stoß:
Der Braune steht ermattet still.
O weh, ein Wagenrad ist los!
Die Schraube fort! Sie war's, die fiel!

Er sucht den Weg hinab, hinan.
Da lischt auch die Laterne aus!
Verzweifelt steht der Bauersmann:
„Wie sorgen sie sich wohl zu Haus!"

Da hüpft ein Irrlicht übern Steg
Und flimmert in der Wagenspur,
Tanzt eifrig auf dem Heideweg
Als rief es: „Komm, vertraue nur!"

Der Bauer folgt erregt und blaß.
Da steht das Irrlicht plötzlich still.
Die Schraube blinkt im feuchten Gras!
Er greift sie voller Dankgefühl:

„Betohl' di dat de leiwe Gott!"
Ruft er aus angstbefreiter Brust.
Da flammt das Irrlicht rosenrot,
Ein Stimmchen weint und lacht vor Lust:

„Erlöst! Erlöst! Du fand'st das Wort!
Hab' Dank! Nun helf' ich dir nach Haus!"
So kam's. Als laut im Heimatort
Die Hunde bellten, losch es aus.

770092



IMPRESSIONEN IM TEUFELSMOOR

Ein Bericht von Hans Bahrs

Wer in unserer schnellebigen Zeit erfahren möchte, wie frühere Geschlechter in unserem Lande gelebt haben und sich nicht allein auf die häufig doch recht subjektiv gefärbten Erzählungen der Alten verlassen möchte, die um die Jahrhundertwende geboren wurden oder sogar noch einige Jahre davor, ist auf Bücher angewiesen oder auf Museen. Glücklich, wer die lebendige Erzählung eines geistig rüstig gebliebenen Seniors, sachlich richtiges Buchwissen und die Anschaulichkeit der Darstellung in einem übersichtlichen Museum in sich verarbeiten und zu seinem Bild von einer lange zurückliegenden Zeit zusammenfügen kann, in der unsere Großeltern junge Leute waren.

So erging es mir beim Besuch des abgelegenen Museums Torfschiffwerft Schlußdorf im Teufelsmoor, unweit des Künstlerdorfes Worpswede in der Nähe von Bremen, zu dem Schlußdorf im Zuge der Bildung von Großgemein-

770093

den heute zählt. Man muß schon gut achtgeben, wenn man die unscheinbare Einfahrt auf den alten Hofplatz der Torfschiffwerft nicht verfehlen will. Hat er ihn aber erst erreicht, wird der Besucher gleich beim Anblick eines Torfschiffs unter einem Strohdach mit dem Torfschiffbau konfrontiert und läßt seine Gedanken ein wenig zurückschweifen in vergangene Zeiten, als das Land ringsum ein riesiges, düsteres Moorgebiet war, eben das Teufelsmoor. Der Name lebt heute noch in einer Dorfgemeinde an der Hamme fort.

Wir lassen uns von Frau Grotheer, der Schwiegertochter des letzten Torfschiffbauers von Schlußdorf dessen Werkstatt zeigen, die nach schwierigen Restaurations- und Sicherungsarbeiten für die Museumsbesucher freigegeben wurde. Sie erzählt, immer wieder in ihr heimisches Plattdeutsch verfallend, was sie aus eigenem Erleben und Erzählungen weiß, und wir finden das bestätigt, was uns der Senior der heute noch lebenden großen Worpsweder Malergeneration, der fast 93jährige Heinz Dodenhoff, darüber früher schon berichtet hat.

Die Ortschaft Schlußdorf gehört zum großen Teufelsmoor im Landkreis Osterholz-Scharmbeck. Die Entfernung zur Kreisstadt beträgt 17 km. Bis nach Bremen sind es 28 km. Das eigentliche Worpswede geht fast unmerklich in Schlußdorf über. Will man das Teufelsmoor mathematisch vermessen, kann man von einem rechtwinkligen Dreieck mit den Endpunkten Bremervörde, Osterholz-Scharmbeck und Fischerhude ausgehen, das seinerseits wie Worpswede auf eine berühmte Vergangenheit als Mittelpunkt eines Künstlerkreises verweisen kann. Im Osten und Nordosten wird das Teufelsmoor durch die Osterholzer Geest, im Südosten durch die Zevener Geest begrenzt. Heute gibt es hier ein gutausgebautes Straßennetz. Aber man spürt beim Fahren immer noch den moorigen Untergrund. Zahlreiche Grenz- und Schiffgräben entwässern hier das Land. Die Hamme, die bei Ohlenstedt entspringt, nimmt diese Wasser als Vorfluter auf. Bei Ritterhude vereinigen sich Hamme und Wümme und münden als Lesum bei Vegesack in die Weser.

Von Romantik, von der in alten Geschichten von Schriftstellern unseres Jahrhunderts die Rede war, wenn sie vom Teufelsmoor erzählten, ist heute nicht mehr viel nachgeblieben. Aber auch von der Mühsal nicht, die die Moorbauern einst auf sich nehmen mußten, als der Siedler Johann Grotheer im Jahre 1850 für seinen 1844 geborenen Sohn Cord-Hinrich in einer alten Scheune auf dem Grundstück Schlußdorf Nr. 6 eine Torfschiffwerft, das heutige Museum, gründete. Später übernahm sie dessen Sohn Hinrich Grotheer, der von 1871 bis 1957 lebte. Über das, was hier geleistet worden ist, weiß die Museumsführerin viel zu berichten. So erfahren wir, daß auf der Grotheerschen Torfschiffwerft 600 sogenannte Halbhuntschiffe gebaut worden sind, die ein Fassungsvermögen von 6 cbm (50 Körbe Backtorf) gehabt haben. Besonders abgelagertes Eichenholz war für die Herstellung der Torfschiffe erforderlich. In den ersten Jahren wurde es mit Schubkarren von der Geest geholt. Die Torfschiffe waren 10 m lang. Sie wurden mit primitivem Handwerkszeug in mühsamer Handarbeit hergestellt. Der Erlös lag bei 300 Reichsmark.

Da die Torfschiffe lange Strecken durch flache Gewässer mit ihrer schweren Fracht fuhren – die heute vielfach überwachsenen Grenz- und Schiffgräben waren damals die wichtigsten Verkehrswege –, brauchte man einen Staken von 4,50 m Länge. Die Torfschiffe führten, wie jedermann wenigstens von Bildern her weiß, ein dunkles Segel von etwa 10 qm Größe, das sogenannte Luggensegel mit losem Unterliek. Wehte nun aber kein Wind, mußte gestakt werden. Reichte die Wassertiefe auch dafür nicht aus, wriggte man. Das Boot verfügte über ein Steuer mit Helmholz und zwei Seitenschwerter als Kielersatz, um es beim Segeln zu stabilisieren. So war das Torfschiff, das auf der Grotheerschen Werft in Schlußdorf gebaut wurde, auf die besonderen Verhältnisse im Teufelsmoor eingerichtet und konnte auf allen Entwässerungs- und Schiffgräben verkehren. Es war verhältnismäßig einfach zu bedienen. Auch das Passieren der Stauschleusen bereitete keine Schwierigkeiten.

Für alle Schlußdorfer Torfschiffe lieferte die Scharmbecker Segeltuchfabrik die Segel. So war einer auf den anderen angewiesen und wetteiferte mit ihm in der Sorgfalt seiner Handwerksarbeit. Der „Jan vom Moor“, wie man auf der Geest den hart schaffenden, aber dennoch arm bleibenden Moorbauern nannte, hatte seinen Vorteil davon. Die Grotheers bauten Schiffe, die nicht nur in ihrem unmittelbaren Umkreis verkehrten, sondern über den Bereich der Hamme und Wümme hinaus, ja, auch noch weserabwärts von Bremen bis nach Brake/Elsfleth und Kleinensiel bei Dedesdorf. Solche Fahrten dauerten drei Tage. Da mußte der Schiffer über Nacht an Bord bleiben. Er schlief in seiner kleinen Kajüte auf einem Strohsack und wärmte sich mit einer Wolldecke, wenn die Nächte kühl wurden. Das Essen an Bord wurde auf einem Blechherd gewärmt. Mutter gab dem Schiffer kräftige Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe mit. Dazu trank der Schiffer Kornkaffee.

Die Herrlichkeit der Torfschifffahrt dauerte im wesentlichen bis kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Die zunehmende Technisierung schuf auch hier einen Wandel. Die Torfschiffe mit den dunklen Segeln konnten mit den Bedürfnissen der neuen Zeit nicht mehr konkurrieren. Nach und nach verlagerte sich der Wirtschaftsverkehr auf die befestigten Moorwege und später auf die auch im Teufelsmoor immer besser werdenden Straßen. Die Torfschiffe gehörten der Vergangenheit an. Immerhin aber erteilte der Bremer Senat noch 1950 einen Bauauftrag. Die Grotheersche Werft lieferte das Boot 1954 ab. Der letzte Torfschiffbauer starb 1957. Das Kreisheimatmuseum in Osterholz-Scharmbeck zeigt ein Originalboot aus seiner Werft.

Der Heimatverein Schlußdorf e. V. hat mit bewundernswerter Zähigkeit dafür gekämpft, der Nachwelt die fast 150 Jahre alte Torfschiffwerft auf dem Grotheerschen Grundstück zu erhalten. Auch kommende Geschlechter sollen erfahren, mit welchen primitiven Handwerksgeräten hier 600 Torfschiffe gebaut worden sind und welche wirklich existentielle Bedeutung die Boote für die Torfbauern gehabt haben. Der damals gezahlte Arbeitslohn auf der Werft würde von Menschen unserer Zeit sicher in das Reich der Märchen verwiesen werden, gäbe es in Schlußdorf darüber nicht gesicherte Unterlagen.

Übrigens, die Erhaltung und Restaurierung der Bootswerft für die Torfschiffe war nicht so einfach, wie man wohl denken könnte. Genaue Untersuchungen ergaben bei der Übernahme durch den Verein, der einen Erbpachtvertrag über 99 Jahre mit der Familie Grotheer abschloß, daß die baufällige Scheune, die als Werft diente, kaum die nächsten Herbst- und Winterstürme hätte überstehen können. Gemeinde und Landkreis mußten überzeugt werden, daß sich die Mittel von 10000 bzw. 20000 DM, die sie jeweils zur Verfügung stellten, auch lohnten. Die Werft stand auf moorigem Untergrund von ca. 2 m Tiefe. Verschiedene Holz- und Fachwerkteile waren weitgehend verfault. Die Fundamentgräben mußten ausgehoben und 2 m tief mit Beton ausgefüllt werden. Dank sorgfältiger Lagerung konnten die Holz- und Fachwerkteile nach der Restaurierung fachgerecht wieder eingebaut werden. Auch die Gerätschaften wurden gesichert. Der historische Wert der Werft wurde nicht gemindert. Das war aber nur möglich, weil im Verein der Gedanke der freiwilligen Gemeinschaftsarbeit in die Praxis umgesetzt wurde. Diese Eigenleistung wurde ebenfalls mit 30000 DM veranschlagt, also die gleiche Summe, die Landkreis und Gemeinde zusammen aufgebracht hatten. Wahrhaftig eine Leistung von Idealisten.

Draußen vor dem Museum können nun die Besucher ein Torfschiff bewundern, das gelegentlich, besonders für Filmaufnahmen, ausgeliehen wird. In den Räumen der Werft selbst finden sich alle Handwerksgeräte, die zum Bau eines Torfschiffes notwendig waren. Auch über das Torfstechen erfährt man Näheres. Auf den Helgen liegt ein Boot, an dem gearbeitet wird. Unsere freundliche Museumsleiterin demonstriert uns daran die Einzelteile und Funktionen des Torfschiffes.

Noch immer wirkt diese schwermütige Landschaft des Teufelsmoors durch ihre düsteren Farben, schwarz wie das Moor, unter dem wechselnden Gewand der Heide, auf das Gemüt der Menschen ein. Nur im Spätsommer leuchtet auch hier die Erika in ihrer rotweißen Blütenpracht, entfaltet sich der Zauber des Porsts, erfreut das Auge der Wanderer das Wollgras. Da mag er freilich nicht daran denken, wie es dem armen Moorbauern in seiner Kate im weglosen Moor während der Herbststürme, der langen Nebeltage und düsteren Nächte und während des Winters ergangen ist, wenn das Land weithin überschwemmt war und er nur bei starkem Frost auf gefährlicher Eisfläche mit seinen Holländern (Holzschuhe) einen Besuch beim Nachbarn oder gar einen Kirchgang nach Worpswede in die Zionskirche auf dem Weyerberg wagen konnte. Dort hängt heute ein sehr schönes Modell eines Torfschiffes, Symbol des Teufelsmoores, dessen Name mit dem Satan nichts zu tun hat. Das Wort leitet sich nämlich her vom duven, düven, tauben, also unfruchtbaren Moor. ●

770094

Das Moorgespenst

Von Fritz Wachendorf

Bei Ostenholz im „Großen Moor",
Da sieh dich vor, da sieh dich vor!
Im Kiefernwalde, an den Seen,
In Sumpf, Wacholderbusch und Heide
Ward oft schon ein Gespenst gesehen,
Ein Weib in schneeig weißem Kleide,
Bei Mondenschein und dunkler Nacht —
Drum rat' ich dir: nimm dich in acht,
Nimm dich in acht!

Bei Ostenholz im „Großen Moor",
Da sieh dich vor, da sieh dich vor!
Gar mancher sah mit Angst und Beben,
Ging er den Weg zum nächsten Dorfe,
Dort schon ein großes Irrlicht schweben
Auf Gräben, Wiesen und beim Torfe.
Doch nahebei war's jene Frau!
Drum, bist du dort, so späh' und schau',
So späh' und schau'!

Bei Ostenholz im „Großen Moor",
Da sieh dich vor, da sieh dich vor!
Vermeide Stege und Gehege,
Will die Entleibte zu dir eilen!
Bleib mitten immer auf dem Wege;
Faß Mut, doch kenne kein Verweilen,
Und bitte Gott, dir beizusteh'n!
Dann wird dir sicher nichts gescheh'n —
Oh, nichts gescheh'n!

So sagte die Mutter oft
Ihrem kleinen Söhnlein Johannes.
Heut' ist er Tischlergesell
Mit dem Wagemut eines Mannes.
Heut' schreitet auf holprigem Wege
Durch mitternächtliche Ruh'
Unser rüstiger Bursche
Auf Hohenbrelingen zu.

Auf einmal — was ist das?
Dort naht aus finsterem Haine
Eine weiße Frauengestalt,
Umschimmert vom Phosphorscheine.
Doch mitten im Straßenkreuze
Setzt sich die Schwebende hin,
Als hätte sie mit dem Wanderer
Etwas Besond'res im Sinn.

Es hilft nichts, er muß vorbei!
Wohl will es nicht leicht ihm fallen.
Je näher, je höher beginnt
Das Blut seines Herzens zu wallen!
Schon ist ihm, als wollt' es zerspringen,
Da denkt er ans Mütterlein
Und bittet die Allmacht des Himmels,
Sie möchte doch bei ihm sein.

Nun wird es ganz ruhig und still.
Furchtlos geht er vorüber
Und wagt sogar die Frage:
„Was willst du hier?" — — „Mein Lieber,"
Entgegnet die Frau, sich erhebend,
„So hör' mir ein Weilchen zu!
Ich bin gestoßen und finde
Im Grabe keine Ruh'.

Ich stellte fürs Bauernvolk
Zu meinen Ehezeiten
Einst Zwirngarn her und ließ
Mich einmal dazu verleiten,
Zwei Knäuel für mich zu behalten.
Drum muß ich nach meinem Tod
Allnächtlich die Leut hier ängstigen,
Selber in Angst und Not.

Doch höre, Wandersmann,
Aus deinen Augen, den treuen,
Die voller Mitleid glüh'n,
Les' ich, du willst mich befreien.
Hier siehst du die beiden Knäuel.
Bringst du sie Bäuerin Söhst,
Der einst ich, blutarm, sie entwendet,
So bin ich für immer erlöst!"

„Meinst du die Wittib vielleicht.
Die Frau mit den schlohweißen Haaren,
Die Alte in Ostenholz,
Von weit über neunzig Jahren?"
„Sie ist die Ahnungslose,
Betrogene Bäuerin,
Ganz richtig!" — „So bring' ich morgen
Der Greisin das Zwirngarn noch hin!"

Da streckte die Rechte sie aus
Und wurde sichtbarlich heiter:
„Versprich es mir auch in die Hand,
Dann ziehe gesegnet weiter!"
Doch dem Geiste die Seine zu reichen,
Sträubte sich Herz und Sinn;
So hielt er schnell dem Gespenste,
Stillschweigend den Wanderstock hin.

Der fing sogleich an zu glüh'n
Wie im Schmiedefeuer das Eisen,
Und plötzlich lachte vom Kleid
Ein Glanz wie von Frühlingsreisen.
Die weiße Frau aber schwebte
Empor zu flimmernden Höh'n;
Dazu erklang aus der Ferne
Eine Weise, bezaubernd schön.

Der Jüngling stand indes
Mit staunenden Augen und Ohren,
Bis seine Sinne zuletzt
Den berauschenden Traum verloren . . .
Vom Himmel strahlten von neuem
Millionen Sterne herab,
Und unser Bursch ging weiter
Mit Ranzen und Wanderstab. — —

Johannes hat das Garn
Getreulich abgegeben
Und so die Frau erlöst
Von ihrem Elendsleben.
In seinem Handstock aber
Der junge Tischler fand
Gleich nach dem Abenteuer
Fünf Finger eingebrannt.

* *
*

Diese Verse sind dem Buch „Am Sagenquell" entnommen. Es ist von Lehrer i. R. Fritz Wachendorf aus Hamburg-Harburg herausgegeben worden und enthält nahezu fünfzig Balladen und Humoresken des niedersächsischen Sagenschatzes. Die Überlieferungen sind in poetische Form gekleidet, sie stützen sich auf die Erzählungen, die namentlich zur Winterszeit in den Spinnstuben der Lüneburger Heide berichtet werden. Die Balladen und Humoresken eignen sich gut zum Vorlesen. (Der Halbleinenband 4.— DM)

1950

RUHM DES REITENS

Von HEINZ STEGUWEIT

VON allen Übungen der körperlichen Ertüchtigung scheint uns das Reiten seine besondere Poesie zu haben. So sehr, daß es uns wider den Gemütssinn geht, mit dem Reiten überhaupt die kühle Vokabel des Sports zu verbinden. Das Reiten als Leidenschaft hat noch keine Seele verdorben, wohl aber schon manchen Charakter gestärkt; denn alles Ritterliche unseres Lebens leitet sein Wort vom Reiterlichen her, und das volkstümliche Standbild, das den deutschen Menschen am sittlichsten spiegelt, ist sowohl für die Kunstgeschichte als auch für den Einfachsten unter uns der Bamberger Reiter geblieben.

„Ich bin ein heiliger Reiter," so hebt ein schönes Gedicht des seligen Rudolf G. Binding an, der selber ein vorzüglicher Turnierkünstler war, und die Philosophie Karl Julius Webers weist nach, daß die anständigsten Feldherrn der Geschichte von Alexander bis zum alten Fritzen, vom Pferde herab die Befehle gaben, dem überwundenen Gegner nicht nur Gnade, sondern sogar Freundschaft widerfahren zu lassen. Und forschen wir in der Fülle unserer Volkslieder, wie oft wird dort das Reiten gepriesen, ersehnt, verklärt: „Ich möcht als Reiter fliegen", singt Eichendorff in seinem Lied vom Mühlrad, „Mein Schatz is a Reiter, a Reiter muß sein", jauchzt eine Volksweise aus Schwaben, und in der anmutigen Ballade „Es ritt ein Reiter sehr wohlgemut" (aus dem Oranienburger Land) wird von einer Liebestreue über den Grabhügel hinaus in seligen Reimen berichtet.

Unmöglich, die Fülle aller Reiterlieder aufzählen zu wollen. Bodenstedts Mirza Schaffy vermachte uns das klassische Zitat vom Paradies der Erde auf dem Rücken der Pferde, Walter Flex ordnete das Reiten neben dem Fechten und Tanzen in die Reihe der letzten ritterlichen Tugenden ein, und Sankt Georg kann als Heiliger nur im Sattel stehend als besonders edel die Gloriole seines drachentötenden Mythos wie auch den des erhabenen Nothelfers der Menschheit bewahren. Gerade er, der „herrliche Märtyrer", ist zum Schutzpatron der Pilger, Bauern, Artisten und ritterlichen Genossenschaften geworden; in England gilt er als Nationalheld, und ewigkeitsgültige Künstler wie Donatello, Dürer und die besten Altarschnitzer des Mittelalters (z. B. in Calcar) verklärten ihn ungezählte Male.

Nein, das Reiten ist kein Feudalsport, kein Alleinrecht von Hochmütigen; den Beweis liefern am klarsten noch die ländlichen Vereine, in denen sich die Pferdefreunde aller Schichten im brüderlichen Verständnis seit jeher verbanden. Mißgelaunte Kritiker gab's immer schon, wie souverän weist sie aber ein Goethe gleichsam vom Sattel herunter ab:

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.

So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten!

Das Reiten vermählt so glücklich die Anmut mit der Stärke, den äußeren Stolz mit der inneren Güte und die Strenge der Zucht mit der Biegsamkeit des Körpers, des corporis sani, in dem eine gesunde Seele daheim sein soll.

Aber die Freundschaft des Pferdes ist nicht denkbar ohne die Liebe des Reiters zu ihm, und nur der Gottlose verleugne das Erbarmen mit der Kreatur, mahnt schon die heilige Schrift. Die Herrschaft des Reiters über sein Pferd hat nimmer etwas zu tun mit der Sucht zum Herrschen, wohl ist sie eine geistige Beherrschung dessen, was man gemeinhin Materie nennt.

Die Araber, denen wir, daran sei kein Zweifel, die edelsten Pferde verdanken, wuchsen derart mit ihren Pferden zusammen, daß diese, wenn der Reiter fiel, stehen blieben und um Hilfe wieherten für ihren Herrn. Die Antike erzählt, die Rosse des Achilles wären unsterblich gewesen, und als Alexander den Bukephalus gebändigt hatte, rief ihm Philipp von Mazedonien zu: „Sohn, suche dir ein anderes Reich, Mazedonien ist zu gering für dich!" — Demokritos berichtet, Cäsars Leibpferd habe keinen andern Sattel geduldet, Caligula ließ seinem Equus caballus einen Stall aus Marmor und eine Krippe aus Elfenbein bauen, und selbst der drollige Don Quichotte hat Rosinanten heißer geliebt als Sancho seinen Esel.

Großer Himmel, vergessen wir den Pegasus nicht, das Flügelroß der lyrischen Künste, und nicht das Leiblied eines „alten Pferdes", jedem echten Reiter bekannt wie eine Wetterregel dem kundigen Bauern:

Bergan treib' mich nit,
Bergab reit' mich nit,
Auf Ebenen schon' mich nit,
Im Stall vergiß mich nit!

Genug, viel wäre noch zu sagen; denn der Ruhm des Reitens ist groß, seine Würde unkündbar, sein Adel für jedermann offen.



Danken wir den ewigen Mächten, daß uns die Hölle des jüngsten Krieges genügend Pferde übrig ließ, um das „Paradies der Erde" noch hegen zu können, sei es auf festlichen Turnieren, denen nur der hoffnungslose Banause seine Huld versagt. Noch einmal helfe

Reh schl

AUF der dänischen Insel Seeland fand dieser Tage eine Treibjagd statt, zu der auch ein Arzt von der Nachbarinsel Fünen geladen war. Bei einem Wald triebe hatte er gut gedeckt hinter einem Busch Posten gefaßt, als er merkte, daß sich ihm ein Lebewesen von hinten näherte. Er drehte sich um und sah unmittelbar vor sich ein Reh.

Das Tier riß vor Schreck weit seine Lichter auf, als es zwei Meter vor sich den verhaßten Jäger sah, machte aber nicht kehrt, sondern sprang mit großer Kraft wie von einem Magneten angezogen, auf den Jäger zu. Dabei tra sein Kopf derartig wuchtig die Herzgegend des Schützen, daß dieser k. o. geschlagen hinfiel. Das Reh aber, das ebenfalls gestolper war, verfing sich im Regenmante und in einem Riemen des Jägers so daß es sich nicht mehr s schnell befreien konnte, um di Flucht zu ergreifen. Inzwischen war aber der Jäger wieder zu sic gekommen. Er packte das Reh und hielt es fest. Nun entspann sich zwischen Mensch und Reh

Unergründliche Schicksale steigen auf

770095

Schwankende Bohldämme führen durch Moore



Bild links: Oft kilometerlang durchziehen die norddeutschen Moore vorgeschichtliche Bohlenwege, auf denen sich Heere und Händler durch unwirtliches Gelände bewegten. Bei Lohne in Oldenburg wurde vor kurzem ein Teil einer solchen „Moorbrücke" freigelegt. (Foto: K. Fiebich)

Dreitausend Jahre alte Wege aus germanischer Zeit

Sind sie von den Römern oder von den Germanen erbaut worden? / Von Kurt Fiebich

Als kürzlich einige wesentliche Funde in norddeutschen Mooren gemacht werden konnten, traten wieder jene irrigen Ansichten zutage, die sich von den Lebensgewohnheiten und der Umwelt unserer germanischen Vorfahren gebildet hatten. Obwohl die wissenschaftliche Spatenforschung den Gegenbeweis angetreten hat, geistern diese falschen Vorstellungen immer noch durch die Gegenwart. Der Beitrag beleuchtet die verschiedenen Streitfragen

Vor einiger Zeit vernahm man aus der Wesermarsch, der Fundgrube vorgeschichtlicher Zeit, die Nachricht, daß beim Torfstechen im Moor von Nordmenzhausen die Reste eines alten Bohlweges gefunden worden seien. Die Stämme — Teilstücke erhielten einen Platz im Naturkundemuseum Oldenburg — lagen nicht quer wie bei den bisher freigelegten Bohlwegen sondern in Längsrichtung. Wie immer bei solchen Freilegungen tauchten auch hier die alten Streitfragen der Vorgeschichtsforschung auf, ob die Bohlwege römischer oder germanischer Herkunft seien.

Das Alter der Stämme hat man mit Hilfe der Pollenanalyse auf mindestens 3500 Jahre festgelegt, das Holz wäre also der mittleren bis jüngeren Bronzezeit zugehörig. Über das Alter der Moorbrücke, zu der die Stämme zusammengefügt wurden, ist damit noch nichts ausgesagt. Hinter der sauberen Ausführung vermuten einige Forscher römische Arbeit, die dann etwa 1700 bis 1900 Jahre alt wäre. Der römische Schriftsteller Tacitus hebt in seinen Annalen (IV. 23) bei der Erwähnung der Belagerung von Vetara castra (das heutige Wesel) die Ungeschicklichkeit der Germanen hervor und schreibt, daß erst Überläufer und Gefangene sie lehrten, Bauholz nach Art einer Brücke zusammenzufügen. Tacitus dachte freilich bei seiner Schilderung an Belagerungsmaschinen und Sturmbrücken; aber auch der Bau der Bohlwege, die Menschen und Lasten über schwankenden Grund sicher hinführen sollten, verlangte viel Geschick und Erfahrung. Man wird dies, wenn man an die Kunst germanischer Zimmerleute bei Holzbauten für Wohnzwecke denkt, allerdings auch den Germanen zubilligen müssen.

Die Verfechter der römischen Herkunft geben als Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung die zahlreichen Funde in der Nähe der Moorbrücken und der ihnen benachbarten Landwehren und Lagerplätze an, die aus römischen Münzen, Waffen, Skulpturen, gebrannten und gegossenen Figuren und allerlei Zierat bestehen. Diese, in keiner direkten Beziehung zu den Bohlwegen stehenden Gegenstände können auch Jahre nach dem Bau dorthin gekommen sein. Am ehesten wirkt als Argument für die römische Theorie noch die West-Ost-Bauweise der Wege, da ja die Römer von Westen her über Rhein und Ems in Nordwestdeutschland eindrangen.

Die Bohlwege bestehen meist aus Eichen, seltener aus Birken oder Nadelhölzern. Die Fahrbahnbreite beträgt zwischen 2,80 und 3,20 Meter. Die Länge richtet sich nach der Ausdehnung des Moores und erreicht zuweilen fünfzehn Kilometer. Die einzelnen Bohlen zeigen überwiegend Keilform, manchmal sind sie halbrund. Findet man solche aus ungespaltenen, querliegenden Stämmen, so darf man sie ziemlich sicher einer neueren Zeit zurechnen. Dann handelt es sich wohl um Kirch- und Prozessionswege mittelalterlicher Zeit, in der die Kirchspiele eine große Ausdehnung hatten. Wieder etwas anderes sind die Knüppeldämme, die in den letzten Jahrhunderten die Bauern mehr oder weniger primitiv ins Moor vortrieben, um es zu erschließen.



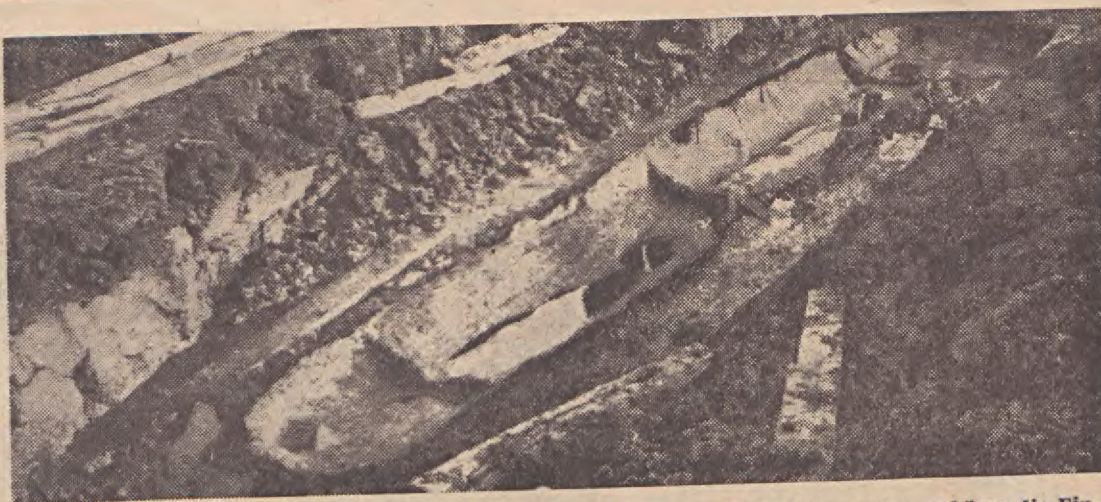
Zur Abbildung rechts: **Jene theaterhafte Vorstellung von den Germanen, die zur Jahrhundertwende verbreitet war, kommt auch in der Historienmalerei zum Ausdruck: „Versenken einer Ehebrecherin im Sumpf"**

Die von Tacitus erwähnten „ponti longi“ gehen immer durch das ganze Moor hindurch. Man findet sie fast immer in einer Tiefe von einem bis drei Metern unter der Moordecke. Da jedes Moor seine Zeit braucht, um sich aufzustocken, diese aber je nach den Vegetationsverhältnissen verschieden lang ist, kann man aus der Mächtigkeit der über den Bohlen liegenden Torfmassen die Jahrtausende nicht exakt berechnen. Auch der heutige Entwässerungsgrad der Moore wäre dabei zu bedenken, denn angestochenes Moor sackt bis zu mehreren Metern in sich zusammen.

Das klassische Gebiet der Bohlenwegforschung ist die mit großen Mooren ausgefüllte Talsenke der Hunte bei Damme, Diepholz und Lohne in Oldenburg. Dort wurden bisher etwa zwanzig Bohlwege in verschiedener Tiefenlage und Bauart festgestellt. Die Verarbeitung des Holzes ist ohne Zuhilfenahme von Sägen erfolgt, die Stämme, auch die Hölzer, mit denen sie im Moorboden sozusagen „festgenagelt“ wurden, sind sehr sorgfältig gespalten und geglättet. Die Einzelteile kann man gar im heutigen Sinne als „genormt“ bezeichnen. Die Pollenanalyse gibt für den Bau verschiedener Moorstraßen dieses Gebietes die Jahre von 200 vor bis 400 Jahre nach Chr. an.

Die ersten Bohlwege wurden nicht etwa von Forschern entdeckt. Bauern stießen beim Torfstechen darauf, und sie mögen zunächst sehr ärgerlich gewesen sein, als die eingeschlossenen Holzteile ihre Arbeit behinderten. Doch sie machten aus der Not eine „Tugend“: die Bohlen wurden als Brennmaterial, für die Umzäunung der Weiden oder zur Anfertigung irgendwelcher Geräte verwandt. Im Gegensatz zur heutigen Zeit, in der interessierte Bauern geradezu zu Hütern alter Funde werden, kümmerte man sich damals nicht um Vorgeschichtsforschung. Gegenstände von unschätzbarem Wert mögen durch Unkenntnis der Finder verlorengegangen sein.

In jüngster Zeit wurde durch einen Fund in einem Moor bei Schleswig das Interesse der Öffentlichkeit auch wieder auf das alte Thema der sog. „Moorleichen“ gelenkt. Torfstecher stießen auf den recht guterhaltenen Körper eines vierzehnjährigen Mädchens, an den sich dann weitergehende Spekulationen knüpften, ob die Tote, deren Alter nach den Beigaben auf etwa zweitausend Jahre geschätzt werden darf, als „Gerichtete“, als Ehebrecherin etwa, oder als Opfer zu



Zu den eindruckvollsten Funden, die in deutschen Mooren zutage gefördert wurden, gehören die Einbäume aus dem Federseemoor im Württembergischen. Diese als Wasserfahrzeuge benutzten ausgehöhlten Baumstämme wurden in Pfahlbausiedlungen benutzt

770096

Ehren einer Gottheit in das Moor versenkt worden sei. Um solcher Spekulationen willen wurde dieser Fund zu einer Sensation gemacht. Dabei stellt dieser Fund beileibe nichts Außergewöhnliches dar. Nach einer wissenschaftlichen Statistik der dänischen Universität Aarhus wurden in den letzten 200 Jahren in den Torfmooren Jütlands, Nordwestdeutschlands und Hollands etwa hundert derartige Tote gefunden, und alles spricht dafür, daß noch viel mehr unter den Mooren begraben liegen.

Die Frage nach dem Schicksal dieser Menschen, das der Zufall aus der Unergründlichkeit des Raumes und der Zeit aufsteigen läßt, ist bewegend. Indes, auch nur entfernt läßt sich nichts mit Sicherheit darüber aussagen. Die Annahme, daß man es mit „Gerichteten“ oder „Geopferten“ zu tun habe, leitet sich vor allem aus der Berichterstattung des Tacitus über Germanien ab. „Feiglinge, Kriegsscheue und fleischlich sich Versündigende versenkt man in Schlamm und Sumpf“, schrieb der Römer. Nun darf auch Tacitus nicht unbesehen als Kronzeuge für germanische Zustände genommen werden. Von Vorurteilen und Zweckhaftigkeiten ist seine Schrift „Germania“ wohl nicht frei gewesen in einer Zeit, in der das Römische Reich in heftige Kriege mit germanischen Stämmen verwickelt war.



Bis zur Silhouette zusammengepreßte Moorleiche

Der Wissensdurstige, der Sicheres über das Leben vor zweitausend Jahren in unserem Vaterlande erfahren will, ist auf die sogenannten „Beigaben“ angewiesen; so nennt man die Gegenstände, die dem Toten mitgegeben wurden. Immer hat man bei den Moorleichen auch Reste von Kleidungsstücken, zuweilen auch Gewandspangen gefunden. Nur diese Beigaben machen es auch möglich, annähernd die Zeit zu bestimmen, aus der die Leichen stammen. Wie die germanische Kleidung von den Römern beschrieben und auf den Reliefs ihrer Triumphbögen dargestellt wurde, bieten sie sich dar: viereckige Wolltücher, die als Mantel dienten, Langhosen, Lederschuhe und dergleichen. So haben allein auch diese Funde dazu beigetragen, jene abenteuerlichen Bilder von den alten Germanen zu berichtigen, das sie in theatralisch-romantischer Übertreibung als Urwesen mit langwallenden Bärten, gehörnten Kopfbedeckungen und in Felle gehüllt darstellte.



Die im Moor aufgefundenen Stoffreste verraten hohe Webkunst. Hier ein schönes Rautendrellmuster mit Webekanten (Archiv)

Eine erstaunliche Tüchtigkeit und Mannigfaltigkeit der altgermanischen Spinnerinnen und Weberinnen tritt in den Gewebemustern hervor. Sie verstanden es, gar feine Rautendrellmotive mit zierlichen Kanten herzustellen. Aber auch die Näherin tritt bei der Betrachtung der Tücher in den Vorstellungskreis, wie sie die neuen Gewänder zusammennähte, säumte und die Schnittflächen mit Feston- und Überwendstichen beschlängelte, die schon abgetragenen Stücke stopfte und flickte, bald mit mehr, bald mit weniger Sorgfalt und Geschick. Die Frauen von heute unterscheiden sich darin nicht von ihren Genossinnen grauer Zeiten.

Schuhe, die man fand, waren meist aus einem Stück Leder geschnitten, an der Ferse mit Sehnen oder Darmfäden zusammengenäht und an dem gitterartig durchbrochenen Oberleder auf den Fuß mit ledernen Riemen gebunden. Überreste von Haaren an der Innenseite zeigten, daß sie aus einer behaarten Rindshaut geschnitten waren.

Die konservierende Kraft des tiefen Moores hat sich an den menschlichen Körpern in verschiedener Weise ausgewirkt. Manche Leichen, beispielsweise das vor kurzem bei Schleswig aufgefundene vierzehnjährige Mädchen, zeigte noch die vollplastische Gestalt, andere, durch den Druck des Moores zusammengepreßt, glichen nur noch einer Silhouette.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bot die vor einigen Jahrzehnten im Damendorfer Moor bei Eckernförde ausgegrabene männliche Leiche. Von ihr waren bis auf einen unbedeutenden Rest alle Knochen vergangen, während die Haut erhalten geblieben war. Ohne daß Fäulnis eingetreten wäre, hat dieser Körper offenbar längere Zeit unverändert gelegen. Dann aber ging eine chemische Veränderung und Auslaugung vor sich. Die Pflanzen, aus denen das Moor sich bildete, senkten ihre Wurzeln von oben durch die Haut der Leiche ins Innere und verwandten die für sie brauchbaren Stoffe zu ihrem Aufbau, zerstörten hierdurch zunächst die feiner gebauten Eingeweide und dann auch die festere Muskelsubstanz. Das eindringende Moorwasser wirkte weiter zerstörend, indem es den Knochen die Kalksalze entzog, so daß nur die bindegewebigen Bestandteile übrigblieben. Die Knochen hatten nach diesem Vorgang zwar noch ihre ursprüngliche Form bewahrt, besaßen aber keine Härte mehr, sie wurden elastisch und glänzend schwarz wie Ebenholz. In der gleichen Weise wurden die anderen bindegewebigen Bestand-

770097

teile des Körpers in der Haut, den Sehnen, den Zähnen in einen Zustand versetzt, der dem ähnlich ist, wenn tierische Häute gegerbt werden.

•

Viele Geheimnisse birgt die Erde, denn sie hat die Schicksale all derer in sich aufgenommen, deren Schritte einst darüber hingingen. Was sie in einem Augenblick ihrer Zeitlosigkeit wieder ans Licht gibt, duldet wohl den prüfenden Blick des ernsten Wissenschaftlers, dem es aufgegeben ist, das Dunkel namenloser Vorzeit aufzuhellen, nicht aber das entblößende Auge profaner Neugier, die wissen will, was zu wissen nicht nottut. Dem empfindsamen Betrachter teilt sich die Würde des Fundes mit, die dieser empfing, weil er einmal Leben bedeutete oder Leben um ihn war. Zweitausend Jahre und mehr sind die Funde alt, und doch umschließen sie mehr als ein Lebensalter: nämlich die Jugendzeit unseres Volkes.

Was an Urkunden auf Pergament darüber aufbewahrt wird, reicht kaum mehr als tausend Jahre zurück, tausend ereignisvolle Jahre, in denen wuchs und wurde, was wir heute sind, und doch nur eine Stufe nach jener tausendfachen Zeit, die nur noch in Rudimenten, irgendwo im Boden verloren, zu uns spricht. Niemand weiß zu sagen, was in jener Jugendzeit zur Reife kam, daß es heute noch bestimmend in uns und auf uns wirkt. Aber daß nichts auf dieser Erde, was einmal Leben war, verloren geht, das ist gewiß.

Toter aus dem Moor macht Geschichte lebendig

Ostfriesischer Versuch nutzt Museen für den Unterricht / Torfstecher vergruben ihren Fund

770098

Eigener Bericht

me. **Hannover**

An einem Sonnabend, genau am 25. Mai 1907, arbeiten die Brüder de Jonge aus Tannenhausen zusammen mit zwei anderen Torfgräbern den ganzen Tag im Hochmoor Hogehan bei Bernuthsfeld nördlich von Aurich. Sie stechen den nassen Torf aus und legen die Stücke zum Trocknen in die Reihe – eine schwere Arbeit. Schwarzer Torf ist ein begehrter Brennstoff. Einer der Brüder stößt mit seinem Spaten auf etwas Hartes. Gemeinsam graben die Männer weiter und fördern schließlich ein Skelett zutage.

Den Männern ist ein wenig gruselig zumute, denn sie kennen die alten, unheimlichen Geschichten, die von Toten im Moor erzählt werden. Darum rollen die Torfstecher den „ganzen Plünnenkram", wie sie später erzählen, in Tüchern zusammen und vergraben alles an einer anderen Stelle wieder im Moor. Wie die Moorleiche wenig später doch wieder ausgegraben und wissenschaftlich untersucht wird, erzählen Marianne Claudi und Eilert Ommen in einer 63seitigen Druckschrift unter dem Titel „2000 Jahre im Moor".

Das Heft liest sich spannend und vermittelt eine ganze Reihe von Kenntnissen über Moore, Lebensweise und Gebräuche von Menschen in ferner Vergangenheit. Die Hauptperson des Heftes kann übrigens jeden Tag besucht werden – im Ostfriesischen Landesmuseum Emden, im Rathaus am Delft. Claudi und Ommen benutzen das Skelett aus dem Moor als interessant-unheimlichen Mittelpunkt für einige Unterrichtsstunden an ostfriesischen Schulen, denn ihr Heft ist für Lehrer gedacht.

Die Ostfriesische Landschaft, das Kulturparlament im nordwestlichen Niedersachsen, betreibt mit Unterstützung der Landesregierung nämlich einen Versuch. Der Grundgedanke: In den Museen sind so viele Ausstellungsstücke, die ganze Romane erzählen könnten – warum sollte man nicht mit ihrer Hilfe den Schulunterricht anschaulicher machen? Die Idee wurde in die Wirklichkeit umgesetzt und bekam den Titel „Modellversuch Museen Ostfrieslands als Bildungsstätten und Lernorte".

Unter der Abkürzung MOBiLe läuft dieser Versuch durchaus erfolgreich schon einige Zeit. Das Heft über den Moorfund ist das zwölfte der bisherigen Schriftenreihe für Lehrer und nutzt den Bereich Moorleichenfunde geschickt für den Sachunterricht, für Stunden in Welt- und Umweltkunde sowie für den Geschichtsunterricht aus. Plattdeutsche Gedichte und Geschichten ergänzen die Erklärungen.



So könnte der Mann aus dem Moor bei Aurich ausgesehen haben.

Die Kinder werden sich sicher eher für Erklärungen über die Entstehung der norddeutschen Landschaft mit ihren Mooren interessieren, wenn sie gleichzeitig in anschaulicher Form etwas über das Leben und Sterben der Menschen jener Zeit erzählt bekommen. Das war der Hintergedanke. Recht spannend stellen Claudi und Ommen dar, wie die Wissenschaftler nach und nach dem Rätsel des Toten von Bernuthsfeld auf die Spur kamen. Beinahe nebenbei erfahren die Schulkinder (wenn ihr Lehrer das MOBiLe-Heft richtig ausnutzt) Einzelheiten über die Arbeitsweise von Wissenschaftlern: Altersbestimmung durch die C-14-Methode (Radiocarbon) und durch Pollenanalyse. MOBiLe nimmt in diesem Fall einen Besuch im Emder Museum als Ausgangspunkt für den lebendigen Unterricht, am Schluß des Heftes werden mit Hilfe von Skizzen Wanderungen durch das Bernuthsfelder Moor bei Aurich erleichtert.

Schließlich erklärt das Heft noch, zu welchem Ergebnis die Untersuchungen der Moorleiche seinerzeit geführt haben. Allem Anschein nach war um 250 vor Christus ein junger Mann, ungefähr 20 bis 30 Jahre alt, wegen irgendeiner Straftat aus der Gemeinschaft ausgestoßen und ins Moor verbannt worden. Als vogelfrei erklärt, durfte ihm jedermann straflos nach dem Leben trachten. Dem Zustand seiner Kleidung nach hatte er sich wohl längere Zeit im Moor verborgen halten können, aber schließlich wurde er doch aufgespürt und erschlagen. Kopfwunden weisen darauf hin. In zusammengesunkener Haltung wurde er, vielleicht von einem Angehörigen, in einer mit Moos ausgepolsterten tiefen Grube im Moor begraben. Die Säuren im Torfmoos verhinderten, daß Körper, Kleidungsreste und Beigaben im Lauf der Zeit vergingen.

k, das ursprünglich
er Trilogie gedacht
ie zu einem rechten
chsene Bertha im
rangel mit ihrem
ist im Sinne des
deshalb eine Komö-
l der ohnehin viel
Gatte auch Sieger

machte die Verbin-
den beiden Werken
er in die laufende
Kameraden" Rück-
m „Vater" schnitt
aus Kortners Insze-
neu verfilmt). Die-
zweierlei Funktion:
es der fast wie eine
chneten Figur der
ografischen Hinter-
deren hilft es der
Geschichte auf die
5 in Wien uraufge-

Axel ist Maler, Bertha will es ihm in jeder Hinsicht gleichtun, gleichberechtigt sein. Zwar betonen beide, gegenseitige Anerkennung und Achtung sei ihnen das wichtigste, ihre Beziehung gründe sich auf Freundschaft, die höher stehe und länger währe als Leidenschaft, doch gerät der Status quo ins Wanken, als ein Bild von Bertha für eine wichtige Ausstellung angenommen, eines von Axel dagegen abgelehnt wird. Während sie ihren Erfolg auskostet, verschweigt er zunächst die Wahrheit . . .

Die Hauptrollen spielen Hilde Lermann und Uwe Friedrichsen (in Strindberg-Maske). Als Eltern sind in den Rückblenden Doris Gallart und Dieter Kirchlechner zu sehen. Weitere Darsteller: Christa Rossenbach, Peter Matic, Friedrich W. Bauschulte, Katharina Tüschen und Hans Nitschke. w/k

gige Metier.

Die Idee des Ganzen, das Kabarett auf die Anklagebank zu setzen, um ihm permanente Beleidigung und Zersetzung des guten deutschen Volksempfindens vorzuwerfen, trüge allein allerdings nicht über die gesamte Spieldistanz. Helmut Ruge, als kabarettistischer Zeuge „befangen", und Reinhard Hippen, Leiter des Deutschen Kabarett-Archivs zu Mainz, haben eine Rahmenhandlung geschrieben, daran erinnert, wie ein Verteidigungsminister (der jetzige!) den Begriff „Pazifist" zum Schimpfwort ummünzt. Sie sind wohl doch noch da, die ewigen Zielscheiben des Kabaretts – Obrigkeitshörige, Denkfaule und dumpfe Bürokraten. Und auch die, die sich Kabarettisten gern als Hofnarren wünschten. Gegen all jene – das beweist der 80. Geburtstag – muß das Kabarett leben. Es ist weniger überflüssig denn je, geschweige denn tot. ml

f unter dem Paradies

s gesehen: „Jaguar" von Lino Brocka

Miranda kennt nur
zukommen aus den
ila, der Hauptstadt
Dabei ist er noch
viele seiner Freunde,
sind und ihre Zeit
gen: Er hat einen Job
es Apartmenthauses
ne Familie. Als ihm
ayboy seine Gunst
ft er die Gelegenheit,
ar", zu dessen Leib-
ncieren. „Der Chef
wie einen Bruder",
olz. „Er behandelt
Sklaven", argwöhnt
d behält recht: Als er
gerei jemanden er-
en Boß zu schützen,
len. Poldo endet im

führung des 1980

ARD ihre dreiteilige Reihe mit südostasiatischen Produktionen. Stärker als in dem vor zwei Wochen gezeigten Film „Das Mädchen Insiang" greift Brocka hier auf amerikanische Vorbilder zurück: Es gibt eine ganze Reihe von Action-Szenen und eine gute Portion Sex-Appeal: Neben dem Aufstieg und Fall des „Jaguar" wird die Karriere des ebenfalls aus den Slums stammenden Mädchens Christy erzählt, die sich zum Filmstar hochschläft, sich aber auch eine Affäre mit Poldo leistet.

Die Anprangerung der sozialen Mißstände, der Arroganz der Reichen und der Naivität der Armen, wird ein wenig verwässert durch diese spekulativen Elemente. Dennoch bleibt Brockas „Jaguar" besonders im Vergleich zu den zahlreichen anderen

Chaos mit Musik

I, 21.45. Man nennt sie Schrott-Trio, Gartenschlauch-Pusters, Teekannen-Sinfoniker oder auch Geräusch-Entertainer: Die Schweizer „Pfuri, Gorps & Kniri" haben einen originellen Unterhaltungsstil kreiert. „Sack 'n' Roll" ist ihr Markenzeichen. Heute demonstrieren sie ihn im Rahmen eines „komischen Dramas mit Musik".

Die turbulente Story, die zielsicher im totalen Chaos mündet, beginnt folgendermaßen: Drei etwas heruntergekommene Virtuosen erben ein ebensolches Luxushotel – ein eindrucksvolles zwar, aber schon ziemlich wackelig in den Fugen. Immerhin ist es eine wahre Fundgrube außergewöhnlicher „Instrumente". So feiern die neuen Besitzer ihr Glück erstmal mit reichlich Champagner – bis eine äußerst atemberaubende, doch gleichermaßen unerbittliche Finanzbeamtin dem fröhlichen Gelage ein brutales Ende macht: Sie will Erbschaftssteuer kassieren – zahlbar sofort.

Also beschließt das Trio, die Ex-Luxusabsteige zur Beschaffung der nötigen Moneten wieder ihrem ursprünglichen Verwendungszweck zuzuführen: Die Musikusse betätigen sich mehr oder minder tolpatschig als Empfangschef, Barkeeper und Küchenmeister, wobei sich ihnen vielfältige Gelegenheit für amüsanten



„Geräusch-Entertainer" in Aktion

Hang zum Gesang), Eddie Constantine (als aggressivem Gast im Lemmy-Caution-Stil) und dem Pasadena Roof Orchestra. Selbst Drehbuchautor Fritz Müller-Scherz, der Pfuri

770099

Vergangenheit aus dem Moor

Die Archäologie entdeckt unsere frühe Geschichte

VON MATTHIAS SCHREIBER

Die Deutschen fuhren lieber mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit, ergötzten sich an Göttern und Gräbern der Ägypter, gruben in der Vergangenheit der Griechen, Phönizier, Etrusker und Azteken. Die neueren Sachbücher über diese Völker wurden allesamt Bestseller. Erst jetzt, so scheint es, entdecken wir wieder, daß das Leben der eigenen Vorfahren auch nicht gerade arm an farbigen Gestalten, Ereignissen und Kulturleistungen gewesen ist. Mit anderen Worten: Nach 30 Jahren der Befangenheit und der – berechtigten – Angst vor Germanentümelei wird endlich der Blick wieder frei auf eines der spannendsten Kapitel nichtklassischer Archäologie.

Zwei soeben erschienene Bücher, beide bestsellerverdächtig, beweisen es: S. Fischer-Fabians lebendiger Report über „Die ersten Deutschen" (Droemer Knaur Verlag, München, 29,80 DM) und das sehr sorgfältig gemachte und informative Lexikon „Die Germanen" von Hannsferdinand Döbler (Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 36 DM).

Wer und wie waren die Germanen also wirklich? Sie hinterließen keine Tempel und Marmorstatuen, dafür aber sich selbst: In den letzten 100 Jahren bargen die Forscher aus norddeutschen und dänischen Mooren etwa 700 Moorleichen, bis zu 2000 Jahre alt und teilweise so gut erhalten, als wären die Toten erst gestern bestattet worden.

Das bedeutet: Dank der Moore, deren günstige chemische Bestandteile die Leichen mit Haut und Haar konservierten, können wir uns von unseren Vorfahren ein konkreteres Bild machen als selbst von den alten Ägyptern (deren Mumifizierungstechnik bewahrte die Züge des Menschen nur maskenhaft). Das ist wohl mehr als eine Entschädigung für die fehlenden ehrwürdigen Tempelruinen. Gerade durch die zunehmende Erschließung der Moore nach 1945 hat die Germanen-Archäologie enorm an Attraktivität gewonnen.

Da wäre zum Beispiel jener Mann, der 1950 von dänischen Torfstechern bei Tollund, in der Nähe von Silkeborg, gefunden wurde. Ein ernstes, ausgeprägtes, durchaus nicht rohes Gesicht mit dem beinahe lebendigen Ausdruck eines Schlafenden: ein Kimber, Teutone oder Ambrone aus dem ersten Jahrhundert vor Christus, Angehöriger jener freiheitsliebenden germanischen Ackerbauern, die in großer Zahl um 100 vor Christus auf Wanderschaft gen Süden gingen, weil der heimische Boden ausgelaugt war und nicht mehr alle Bewohner ernähren konnte.

Die Vergangenheit ist zum Greifen nahe: Der Tollund-Mann hat einen Strick um den Hals, eine Sektion seines Magens gibt Aufschluß über die Henkersmahlzeit (der Mann wurde wahrscheinlich den Göttern geopfert). Zwölf Stunden vor seinem Tod hat dieser Germane einen Brei aus Gerste, Leinsamen, Knöterich, vermischt mit den Samen anderer Unkrautpflanzen, zu sich genommen (die übliche Germanengrütze also). Die nach dem Tod gewachsenen kurzen Bartstoppeln zeigen, daß er vor seinem letzten Gang sorgfältig rasiert wurde. Dies und die sorgsam unter dem Kinn mit einer Schnur festgebundene Lederkappe deuten auf rituelle Erdrosselung, schließen einen gewöhnlichen Mord aus.

Menschenopfer – diese Tatsache paßt wenig in das alte Idealgemälde von unseren Vorfahren – waren in Germanien durchaus üblich. Und was das Moorgrab anbetrifft: Am Moor fühlten die Germanen sich ihren Göttern nahe, etwa dem sturmgeborenen Totenführer Wodan oder der mütterlich-fruchtbaren Frija. Schon der Römer Tacitus, mit seiner „Germania" der berühmteste Chronist Alt-Deutschlands, spricht von einem „grausigen Götterfest", das die Germanen „im Namen der Gesamtheit mit einem Menschenopfer einleiteten".

Der vornehme Charakterkopf des Tollund-Mannes läßt auf eine besondere Art von Götteropfer schließen: Um in Hungerzeiten die Fruchtbarkeitsgöttin umzustimmen, ging auch schon einmal ein per Losentscheid ausgesuchter Angehöriger der bäuerlichen Oberschicht ins Moor zu den Göttern; mit all seiner Macht wollte und sollte er sie im Jenseits zur Rechenschaft ziehen.

So etwa war der wirkliche Germane: Weit eher ein biederer Bauer, der mit Weib, Kind und Vieh unter einem Strohdach wohnte, als ein hehrer Held mit Rauschebart; die durchschnittliche Körpergröße der germanischen „Riesen" war keineswegs riesenhaft: 1,72 Meter. Freilich mußte dies den Römern, die selbst im Schnitt gerade 1,50 Meter erreichten, gewaltig vorkommen.

Bärenkräfte besaßen einige von ihnen in der Tat: In einem Moor bei Eckernförde fand man um 1900 eine männliche Leiche mit hervorragend erhaltenen Muskeln und Sehnen. Die Mediziner urteilten damals: „An Körperkräften und Ausdauer ist der Mann den kräftigsten unter unsern heutigen Marineheizern und Matrosen-Artilleristen, welche ausgesucht starke Leute sind, weit überlegen gewesen."

770100

Blond, lichtblond sogar, waren viele Germanen tatsächlich. Notfalls bleichte man künstlich das braune Haar mit einer Mixtur aus Hammeltalg, Holzaschenlauge und Ätzkalk. Blondes Germanenhaar war bei den Römern sehr gefragt: Perücken wurden einer von Germaniens Exportschlagern.

Für die Germanin ist die stolze, berühmte Arminius-Gattin Thusnelda weit weniger repräsentativ als jene bäuerische Mutter, die von morgens bis abends Vieh und Kinder versorgte, webte, kochte, erntete, Kräuter sammelte oder aus Leder Schuhe bastelte. Das Gesetz hütete ihre Ehe streng: Schon wer einer Frau oder Jungfrau „in unehrbarer Weise" die Hand streichelte, mußte mit der Zahlung von 15 Kühen dafür büßen.



2000 Jahre alt: der Tollund-Mann

770101



Moor- und Heidelandschaft bei Lichtenhorst.



Sonne und Wolken

– wie sie im April ja nun einmal zur Witterungsvielfalt gehören – ergeben auf diesem im „Krähenmoor" entstandenen Foto ein reizvolles Miteinander. Die sonst so düster wirkende Wasserfläche verwandelt sich zum silberglänzenden Spiegel; nur unterbrochen von den Inseln harten Binsengrases. Es sind diese Bilder stillen Kontrastes, die Freunde derartiger Eindrücke immer wieder dazu verlocken, „ihr" Moor zu besuchen, dort Ruhe zu finden und sich des ewigen Kreislaufs der Natur zu besinnen, in dem der Mensch nur ein winziges, nicht immer beispielhaft laufendes Rädchen ist.

-eck/Foto: Kucharzik

770102

770103



Verlandende Torfkuhlen im Rehburger Moor

770104

Das tiefe Moor hat viele Balken

Archäologische Funde in Niedersachsen: Schon vor 5000 Jahren gab es Fuhrwerke

VON HELGA WINGERT-UHDE



In Niedersachsens Mooren (hier bei Diepholz): Viele Geheimnisse der Vergangenheit warten noch auf ihre Entdeckung.

Aufn.: Ernst Andreas

Niedersachsen ist noch heute eines der moorreichsten Länder der Erde – für Archäologen eine wissenschaftliche Fundgrube. So fand man in den letzten Jahren in den Feuchtgebieten zwischen Osnabrück und Oldenburg immer wieder Beweise dafür, daß hier schon dreitausend Jahre vor Christi Geburt hölzerne Fahrwege existierten. Text und Bilder zu diesem Thema entnahmen wir dem reich illustrierten, auch für Laien aktuellen Band „Schätze und Scherben" von Helga Wingert-Uhde, der soeben im Stalling-Verlag (Oldenburg) erschienen ist.

Im vergangenen Jahrhundert war man mit der Deutung von Moorfunden schnell bei der Hand. 1817 berichtete der Bürgermeister von Lohne in den „Oldenburgischen Blättern" von einem „neuentdeckten hölzernen Heerweg im Großen Moor". Torfstecher hatten ihn fünf Jahre zuvor bei der Aufteilung des Moores in Einzelparzellen gefunden. Ein Lateinprofessor aus Osnabrück verfaßte sogleich ein gelehrtes Werk über den Fund, denn für ihn war der Fall klar. Hier lag nun endlich der Beweis vor für die „pontes longi", die Langen Brücken, die „Heerstraßen" der Römer, die zahlreiche Feldzüge und Strafexpeditionen ins Land der Küstenstämme der Bataver, Chauken und Canninefaten unternommen hatten.

Mag sein, daß auch die Römer auf einigen dieser Bohlenwege marschierten, erfunden und gebaut wurden sie von ihnen jedenfalls nicht. Der „klassische Römerweg" des Osnabrücker Lateinprofessors wurde nämlich schon um 500 v. Chr. gebaut – 550 Jahre zuvor.

„Die Forschungsgeschichte beginnt mit diesem Weg", eröffnet der Oldenburger Moorarchäologe Hajo Hayen das Gespräch draußen im Großen Moor am Dümmer. Die Forschungsgeschichte – damit meint er einen Bereich der Spatenforschung, der unmittelbar mit den geographischen Besonderheiten dieses Landstrichs zusammenhängt – die Moorarchäologie. Hajo Hayen kennt sich im Moor aus wie kaum ein anderer Archäologe. Darüber hinaus – das ergab sich durch die Funde – ist er Fachmann für prähistorische Fahrzeuge, *Naßhölzer und vorgeschichtliche Hölzer*.

Der Bohlenweg, 3700 Meter lang, verband zwei Halbinseln miteinander, die ins Moor hineinragen. Zu beiden Seiten verliefen Fernstraßen. Die eine diente als Höhenweg über die Geest. Sie kam aus dem Raum Osnabrück und führte an die westliche Nordseeküste, in Richtung Wilhelmshaven, nach Holland. Der Parallelweg im Osten kam aus Mitteldeutschland und verlief weiter nach Cuxhaven, Hamburg und Jütland. Diese Fernstraßen wurden vom Neolithikum bis ins Mittelalter befahren. Wege bedeuten Verbindung und Handel, sie bedeuten aber auch, daß man Rad und Wagen kannte.

Hajo Hayen ist es gelungen, durch Funde, Rekonstruktionen und Experimente die Entstehungsgeschichte des Wagens bis um 3000 v. Chr. zurückzuverfolgen. Er kam zu dem Schluß, daß der Wagen dort erfunden wurde, „wo zuerst das Verkehrsbedürfnis so stark wurde, daß man den Schlitten und die Schleppe oder Schleife auf Räder setzte, um den täglichen Transport zu erleichtern. Das setzt voraus, daß dieser tägliche Transport zwingend notwendig wurde. Er wurde überhaupt erst aktuell, als man mit dem Ackerbau und der seßhaften Lebensweise begann. Jetzt mußte man sogar die Hölzer des Hauses heranfahren, mußte den Mist vom Haus wegfahren, Getreide heranholen, Futter und Lebensmittel hin- und herfahren.

Die ältesten befahrbaren Moorwege in Nordwesteuropa entstanden zwischen 3000 und 2700 v. Chr. „So ist es auch kein Wunder, daß das älteste in Europa gefundene Scheibenrad um 2900 bis 2700 v. Chr. festzusetzen ist." Ein unerwartetes Datum für viele Archäologen, die es nicht für möglich hielten, daß der Wagen in unserem Lande so früh vorhanden war.

In Uruk, einer Stadt in Sumer in Südmesopotamien, tauchte der Wagen zwischen 3200 und 3000 v. Chr. auf, und zwar als Schriftzeichen. Aus dieser Zeit aber kennen wir für das norddeutsche Gebiet bereits befahrbare Straßen. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Sumerer, die eine der ersten Hochkulturen der Menscheit schufen, und die Bewohner Nordwesteuropas den Wagen gleichzeitig besaßen.

3000 v. Chr., das ist die Zeit, als in Schleswig-Holstein die Trichterbecherleute lebten, als die ersten Großsteingräber gebaut wurden und die Michelsberger Gruppen ihre Seeufersiedlungen errichteten, bevor dann die indogermanischen Schnurkeramiker aus den Steppengebieten im Südosten kamen.

Der Bohlenweg im Großen Moor ist fast drei Meter breit. Die gespaltenen Stämme liegen noch ebenso wie vor zweitausend Jahren fast lückenlos nebeneinander über einer Lage von Längshölzern, die den Untergrund bildet. Durch die gelochten Enden sind Pflöcke geschlagen, die die Bohlen am Platz halten.

Zwischen den Bohlen liegen hier und dort achtlos fortgeworfene Reste der Wegzehrung – Häufchen von Haselnußschalen. Auch sie stammen aus der Zeit um 200 v. Chr. „Haselnüsse waren wohl das Kaugummi der alten Germanen", meint einer der Grabungsarbeiter.

Daß die großen Bohlenwege von geübten Handwerkern gebaut wurden, die oft von beiden Richtungen gleichzeitig arbeiteten, nachdem die Trasse abgesteckt war, verrät ein anderer Bohlenweg (aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.), der 3200 Meter lang durch das Wittemoor bei Hude führt. Die Südstrecke besteht aus bis zu drei Meter langen gespaltenen Eichenbohlen, die von Pflöcken gehalten werden. Die Nordstrecke weist dieselbe Technik auf, doch die dort arbeitende Kolonne verwendete runde Erlenstämme aus dem benachbarten Bruchwald.

Die Straße war zweifellos sehr wichtig, denn sie schuf eine Verbindung von der hohen Geest bei Hude (wo man schmiedbares Roheisen förderte) mitten durchs Wittemoor zu einem Nebenflüßchen der Hunte. Der Wasserlauf ist heute längst versandet, doch damals erschloß er über Hunte und Weser den Weg zur Nordsee.

Die Verbindung war von so großer Bedeutung, daß man einen Wegwart einsetzte, der für die Straße verantwortlich war.

So perfekt der Bohlenweg durchs Wittemoor auch gebaut gewesen sein mag – es gab doch einige problematische Stellen, die ständig kontrolliert werden mußten. Da war nämlich ein Bach, fast völlig mit Schilf zugewachsen, und an dieser Stelle, wo Bach und Bohlenweg sich kreuzten, war der Untergrund nicht sehr tragfähig. Hinzu kam der veränderte Wasserdruck im Boden, die Hölzer lösten sich schon nach kurzer Zeit unter den schwerbeladenen Wagen, zerbrachen und zerfielen. Eine sumpfige Furt entstand.

Die Stelle war lebensgefährlich. Wenn man nicht aufpaßte, stürzten die Zugtiere, der Wagen kippte um, ein Rad zerbrach, man saß fest. Der Wegwart hatte mit dieser Stelle seine liebe Not. Ständiges Ausbessern nützte nichts, und auch die zwei Feuer, die die Furt nachts beleuchteten, halfen nicht viel. Also nahm man Zuflucht bei den Göttern.

Links und rechts des Weges bewachte ein Götterpaar die Gefahrenstelle – als Wegweiser. Die Figuren waren aus Eichenbohlen geschnitten, deutlich erkennbar im Umriß die menschliche Gestalt. Der Körper des männlichen Gottes (1,05 m) ist lang und eckig. An den Seiten sind fünf und sieben Kerben eingeschnitten – Zahlen, die kultische Bedeutung hatten.

Die weibliche Gestalt (90 cm hoch) wirkt runder, in ihren Umrissen sind Brust, Bauch und Hüften angedeutet. Zwischen den Göttern stand ein Tor aus zwei Vierkantbalken, verbunden durch ein Querbrett, dessen Enden hornförmig ausliefen, und die diesen Ort als „heilig" kennzeichneten.

Die Göttin hatte ein wenig abseits des Weges, nach Westen hin, auf einer erhöhten Stelle ihren Platz. Vor der Figur standen Pfähle zum Aufspießen von Opfergaben, doch Felle oder Knochen fand Hayen nicht. Die Göttin war „umgeben von zahlreichen daumendicken Stäben, deren Enden man säuberlich zurechtgeschnitten hatte. Alle waren zerbrochen und wahllos auf den Boden geworfen". Je nachdem, wie diese Orakelstäbe fielen, gaben sie dem Gläubigen Auskunft über den Ausgang seiner Reise.

Hayen fand noch vier weitere Götter, die schadhafte Wegstrecken markierten. Sie waren in der Form noch abstrakter als das Götterpaar an der Furt.

Alle sechs Figuren befanden sich, als Hayen sie fand, nicht mehr am Wegesrand. Der Wegwart, neben seiner Verantwortung für die Straße auch für das Kultische zuständig, hatte sie, als die Straße aufgegeben wurde, aus ihrer Halterung gebrochen, neben dem Bohlenweg ins Moor gebettet und mit Torf zugedeckt, damit sie keinem gewöhnlichen Sterblichen in die Hände fallen und entweiht werden konnten.

Doch die Archäologen fanden noch manches andere mehr. Zwischen den Bohlen lagen der hölzerne Trommelschlegel eines Hütejungen, der geschnitzte Stab eines Wanderers und immer wieder Scherben. Reste eines zerrissenen Zaumzeuges verraten, daß hier ein Pferd durchging, und einem der Leute, die die schlechte Wegstrecke vor zweieinhalbtausend Jahren mit Strauchbündeln ausbesserten, fehlte abends ein Verschluß an der Jacke. Hayen fand den aus Eichenholz geschnitzten „Knebelknopf" unter dem Reisigbündel, an dem er hängengeblieben war.

Die Archäologen allerdings haben Probleme mit der Konservierung der nassen Gegenstände, denn sobald sie auszutrocknen beginnen, reißt und schrumpft das Material.

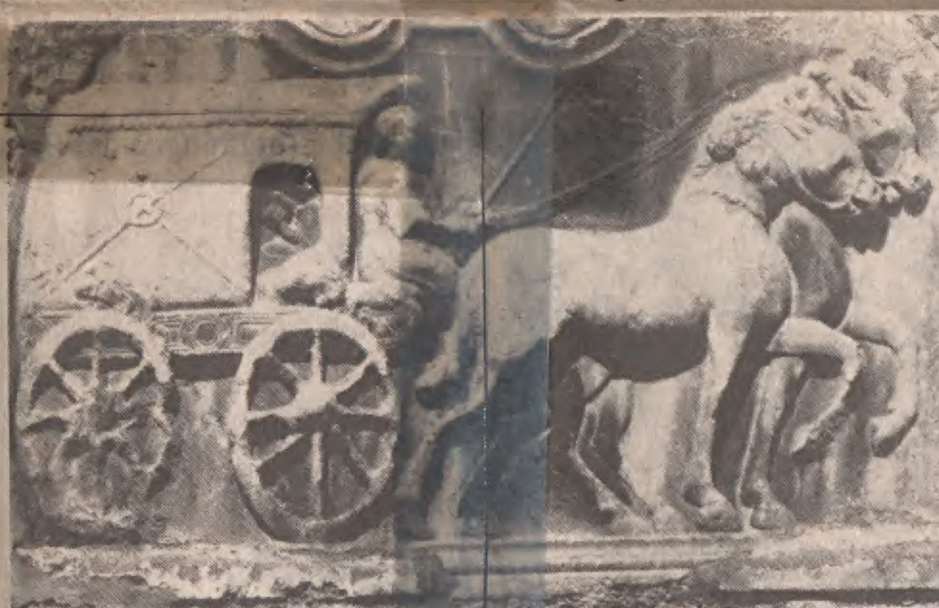
Hayen hat hauptsächlich mit Naßhölzern zu tun, und zwar in großen Mengen. Beim heutigen Stand der Dinge ist es unmöglich, einen ganzen Bohlenweg, und sei er noch so alt, zu konservieren. Die Aufbereitung von einem Kilogramm Naßholz kostet 400 Mark, und eine einzige Eichenbohle wiegt rund hundert Kilogramm. Man sucht zur Zeit nach einer billigeren Methode. Denn auch in der Moorarchäologie mangelt es an Geld.



Im Moor gefunden: Scheibenräder aus der Bronzezeit.



Über 2000 Jahre alt: Der Bohlenweg im Großen Moor.



Auf Achsen durchs Land: Hochrelief eines römischen Pferdewagens.

Der Grieche, der am Fuße des Felsens, auf dem das Meteora-Kloster Varlaan lag, Hüte aus Leder, Andenken, Postkarten und selbstgefertigte Ketten aus Holz, Metall und Felsgestein verkaufte — Dinge, die er im Winter anfertigt, wenn keine Touristen kommen, ist Realist und steht mit beiden Beinen auf der Erde. Seit 30 Jahren macht er das, und er hat in dieser Zeit sogar deutsch gelernt; denn die meisten Touristen — und nicht die schlechtesten Käufer — sind Deutsche.

Aus der Mythologie macht er sich wenig — sie ist nur nützlich fürs Geschäft. Was Delphi betrifft, so erzählt eine alte Überlieferung, die noch im Bewußtsein der Griechen des klassischen Zeitalters fortlebte, daß Zeus zwei Adler von beiden Enden des Kosmos auffliegen ließ, um den Mittelpunkt der Welt zu bestimmen. Die Vögel begegneten einander in Delphi, weshalb der Ort „omphalŏs“ — Nabel der Welt — genannt wurde. Das diente den Alten zum Beweis, daß diese Stelle mit dem Himmel verwachsen war. Weihgaben in Gestalt des Omphalŏs, die dem delphischen Orakel geschickt wurden, festigten die Überlieferung. Ein Omphalŏs aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. mit zwei Adlern wurde bei Ausgrabungen gefunden. Der abgebildete Omphalŏs, der im Museum von Delphi zu sehen ist, ist späteren Datums.

Die geographische Wirklichkeit entspricht der Legende insofern, als sich die Straßen vom östlichen Griechenland zum Korinthischen Golf und vom Südwesten nach Norden in Delphi kreuzen. Durch den Ruf und Einfluß des Orakels wurde Delphi zum geistigen Mittelpunkt der griechischen Welt, zu dem Ratsuchende und Gesandtschaften nicht nur aus Griechenland, sondern aus aller

‚Das Land der Griechen mit der Seele suchend‘

Über vier Gebirgspässe nach Delphi, dem Ort der Mythen und Sagen



Der Tempel der Göttin Athene, Tochter des Zeus.



Der Tempel des Apollon zu Delphi.

Den westlichen, „zahmeren“ wählte Apollon, um hier sein Heiligtum zu gründen.

Die Stadt Delphi blieb durch die Jahrhunderte bescheiden. Ihre etwa 1000 Einwohner, im 4. Jahrhundert n. Chr. erwähnt, hätten niemals Habsucht und Neid anderer hervorgerufen — wohl aber der unermeßliche Reichtum des Orakels.

Im Laufe von 250 Jahren wurden vier Kriege, um die Unabhängigkeit Delphis und um den freien Zugang zum Orakel und zum heiligen Bezirk zu schützen, geführt. Alle Städte Griechenlands von Bedeutung haben sich in die Angelegenheiten von Delphi einzumischen gesucht, um ihren Einfluß zu stärken. Als im Jahre 548 v. Chr. der Apollon-Tempel abbrannte, steuerten nicht nur die griechischen Städte Gelder zum Wiederaufbau bei, sondern auch der König der Lyder, Kroisos und der Pharao Amasis.

Im kritischen Augenblick der persischen Invasion im 5. Jahrhundert v. Chr. versagte das Orakel. Die Griechen fanden für ihren Entschluß, den Persern bis zum äußersten zu widerstehen, die göttliche Bestätigung nicht. Apollons Priesterin, Pythia, offensichtlich durch die feindliche Übermacht eingeschüchtert, wagte keinen ermutigenden Orakelspruch. Es blieb den Athenern in der Schlacht bei Salamis vorbehalten, mit den Persern fertig zu werden. Nach der erfolgreichen Abwehr verziehen sie und die anderen Griechen der Pythia die Fehlentscheidung und schickten wieder Weihgeschenke nach Delphi.

Im Laufe der Jahrhunderte sammelten sich hier sagenhafte Reichtümer an. Nach dem Tode Alexanders des Großen gewann der Tempelschatz zu Delphi für barbarische Eindringlinge magische Anziehungskraft. Aber immer wieder wurde der Ort — wie durch ein Wunder des Gottes? — gerettet. Gewitter, Schneestürme und abstürzende Felsen vertrieben die Feinde, so die Galater, 279 v. Chr.

Seit der hellenistischen Zeit verlor die Orakelstätte von ihrem Ansehen. Zwar befragten sowohl Herrscher wie einfache Menschen das Orakel noch, doch Gott Apollon hatte offensichtlich nicht mehr seine einstige Macht und Größe — er bestätigte nur noch durch den Mund der Pythia die Wünsche der jeweils Stärkeren, die mit prunkvollen Weihgeschenken kamen.

Nach der Besetzung Griechenlands durch die Römer begann die große Plünderung von Delphi, die sich über Jahrhunderte erstreckte. Im Jahre 67 n. Chr. raubte der römische Kaiser Nero allein 500 Statuen aus dem Heiligtum. Aber auch der Siegeszug des Christentums war nicht mehr aufzuhalten. Der Untergang der einst mächtigen Stätte des Orakels war unabwendbar.

Der delphische Spruch „Erkenne dich selbst“, im Apollon-Tempel eingemeißelt, war ursprünglich auf die Ohnmacht des Menschen gegenüber den Göttern gemünzt. Später wurde er zum Ansporn: durch Selbsterkenntnis möge der Mensch seine Möglichkeiten gebrauchen und ausschöpfen. Delphi beeinflußte die Griechen bei ihrer zweiten großen Wanderung zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v. Chr. Das Orakel lenkte die griechische Kolonisation vom Schwarzen Meer bis nach Afrika, von Asien bis zu den Säulen des Herakles bei Gibraltar.

Delphi spielte eine bedeutende Rolle bei politischen Entscheidungen, Staatsgründungen, Stadtverfassungen und bei der Führung von Kriegen. Die Gesetzgebung des Lykurgos in Sparta wurde in Delphi gutgeheißen. Die Pythia wählte aus einer Liste von hundert Namen die der zehn Heroen der Athener Tradition aus, die Kleisthenes in seiner Staatsreform als Stammväter der zehn Athener Phylen einsetzte.

Das große Fest von Delphi, die „Pythien“, galten der Erinnerung an den Sieg Apollons über die Python-Schlange. In ältester Zeit gab es alle acht Jahre hier musikalische Wettkämpfe. Pausanias erzählt, Hesiod sei vom Wettkampf ausgeschlossen worden, weil er nicht gelernt hatte, den Gesang auf der Kithara zu begleiten. Homer sei ausgeschlossen worden wegen seiner Blindheit. Das „Phytische Gesetz“, eine Komposition für Flöte mit festgelegten Teilen und bestimmter Form, bildete den Höhepunkt dieser musikalischen Wettkämpfe.

Legenden berichten von drei Apollon-Tempeln. Der Besucher sieht heute im heiligen Bezirk die Ruinen eines Steintempels, der im Jahre 330 v. Chr. fertig wurde. Auf der gleichen Stelle soll der erste Tempel, 650 v. Chr. erbaut, und ein Jahrhundert später niedergebrannt, gestanden haben. Der Bau des zweiten Tempels war um 510 v. Chr. beendet. Teile seiner Friesskulpturen, attische Werke, sieht man im Museum von Delphi.

Bei der Ausgrabung des Tempels fand man eine Steinplatte, auf der die Einsatzspuren des Dreifußes der Pythia und des Omphalŏs erkennbar sind. Der „prophetische Erdspalt“, aus dem der berauschende Dampf stieg, der die Pythia zu ihren Weissagungen befähigte, konnte bei den Ausgrabungen nicht lokalisiert werden. Plutarch, der jahrelang das Priesteramt in Delphi innehatte, läßt in seinen Schriften jedoch keinen Zweifel, daß dieser Erdspalt sich im Tempel befand.

Von den zahlreichen, dem Gott geweihten Gebäuden und Statuen erkennt man heute nur noch die zerstörten Basen und Sockel. Der zweite Abschnitt der heiligen Straße beginnt mit dem restaurierten Schatzhaus. Die ionische Halle, ein feingliederiger Bau mit sieben Marmorsäulen, zieht die größte Aufmerksamkeit auf sich. Höher als der Apollon-Tempel lag die Gemeindehalle und westlich davon das Theater, ein gutes Stück höher am Berg das Stadion.

Die 20 Millionen Olivenbäume, die in diesem Areal stehen, zeigten ihre kleinen, unscheinbaren Blüten bei unserer Anwesenheit in Delphi noch nicht. Zur Erntezeit, im November und Dezember, kommen Saisonarbeiter von weither. Die besten Früchte werden mit der Hand gepflückt, erst dann wird geschüttelt. Oliven sind für Griechenland ein ebenso großer Exportartikel wie griechischer Wein. Jedes Fleckchen Erde zwischen Gebirgen wird dafür genutzt. Delphi hatte schon im Altertum große Bedeutung für den Handel.

Nicht nur hier stiegen Erinnerungen an Israel auf, die sich vertieften, als ich eine Gefährtin jener Reise im Mai 1976 im Hotel zu Delphi und dann noch einmal in Athen im Hotel traf.

Hildegard Burwick
(Fortsetzung folgt)



Der Omphalŏs — „Nabel der Welt“.



Kopf einer Statue im Museum zu Delphi.

RKE

Brief-
marken
aktuell

Volkmar Rubeau

Ein ungewöhnlicher Kalender nicht nur für Marken-Sammler

Ab in die Sammlung! Deckel zu! Fort sind sie... Millionenfaches Schicksal kleiner Kunstwerke: der Briefmarke.

Die Neuerscheinungen der Bundespost im Monat Mai 1977



Sammler als Melkkühe?

Liebe Briefmarkenfreunde,

ganz gleich, in welchem Ortsverein die Sammler zur Zeit auch beheimatet sein mögen, überall — in Nord, Süd oder West — wird zur Zeit wieder einmal über die Ausgabenpolitik der Bundespost geschimpft. Hauptgrund: Die Sportzuschlagsmarken. Zu diesem Thema erreichte die „Briefmarkenecke aktuell“ folgende Erklärung des Bundes Deutscher Philatelisten e. V.:

Die Geduld der Philatelisten ist zu Ende!
Protest und Maßnahmen gegen neue Spitzensport-Zuschlagsmarken

Auf dem Festakt aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Landesverbandes Südwestdeutscher Briefmarkensammler-Vereine in der Kongreßhalle von Böblingen eröffnete der Präsident des Bundes Deutscher Philatelisten e. V., Dr. Heinz Jaeger, Lörrach, in Anwesenheit von Staatsministerin Annemarie Griesinger mit einer proklamatorischen Ansprache den bundesweiten Protest der Philatelisten gegen die Fortsetzung der Herausgabe von Zuschlagsmarken zugunsten von 2500 Spitzensportlern. Einen Protest, der in diesen Monaten in allen Landesverbänden und über die rund 800 Mitgliedsvereine in die Öffentlichkeit getragen wird.

Die 3 Millionen Briefmarkensammler in der Bundesrepublik wenden
führungspolitiker aller Parteien, mit
iftung Deutsche Sporthilfe eine In-
Spitzensport mit freiwilligen Spenden
am Leben zu erhalten. Und dies auf
Briefmarken sammelnden Teils der

lzählig die Postwertzeichen der Bun-
erlins sammeln, müssen diese Spitzen-
dere Marke kaufen, weil eine Brief-
Vollständigkeit strebt. Der Brief-
erausgegebene Postwertzeichen, nicht
st in dieser Beziehung ein Sonderfall

lespostminister zu bestätigen, daß nur
nler Zuschlagsmarken kaufen. So wur-
lichen Jugend-Zuschlagsmarken, 1976
für Olympia“ noch parallel zu den
84 Prozent der bundesdeutschen und
be allein bei den Versandstellen für
Berlin gekauft. Darüber hinaus decken,
nt der Sammler ihren Markenbedarf
ter. Das heißt, daß die Öffentlichkeit
nicht zur Kenntnis nimmt, sondern daß
ondersteuer für Philatelisten“ entwik-

lage, in der die Briefmarkensammler
plett zu halten, ficht die Spitzensport-
mit ihren 14 Millionen Verbands-Mit-
rt-Groschen zu organisieren, gar nicht
ert, und dann ist in diesem Staat eine
markensammlern eben verloren. Die
n ein solches Demokratieverständnis
erkeit im Umgang mit bestimmten Be-
daß die Sammler seit dem Kriege rund
agserlösen aufgebracht haben, so auch
deutschen Olympia-Sportler. Da gibt
n oder auch nur Bedenken. Die Spit-
n Knopf, die Politiker „spuren“, und
-Zeche, ein neues „Notopfer Spitzen-

utschen Spitzensport aus Gründen des
en, dann sollen sie die Gelder dafür
nd auf alle Bürger verteilen. Was sind
ent nicht ausreichen, um 10 Millionen
der Philatelisten aber widerspruchs-
ratie beweist sich nicht zuletzt darin,
eht!

mler ist zu Ende. Sie appellieren an
d von dieser Art der Geldbeschaffung
wie undemokratisch ist. Der Bund
ndigt, eine Dokumentation der Tat-
breiten, den Bundesrechnungshof und
zuschalten und alle verfassungsrecht-
it zu nutzen.

770105

Friedrich II. gab Grundlage für die einsame Moor-Kolonie

Ausflugsziel in Ostfriesland: Freilichtmuseum Moordorf

Mitten in Ostfriesland, gut fünf Kilometer westlich von Aurich, liegt als Teil der Gemeinde Südbrookmerland der Ort Moordorf. Alle wichtigen Versorgungseinrichtungen befinden sich in der ehemaligen Moor-Kolonie; heute Heimat von rund 4500 Menschen. An das mühsame, entbehrungsreiche Leben ihrer Vorfahren erinnert seit einigen Jahren ein eindrucksvolles Freilichtmuseum. Ein vom Trägerverein herausgegebener Leitfaden vermittelt aufschlußreiche Informationen für Besucher. Nicht zuletzt für Gäste aus dem einst an Mooren reichen Nienburger Gebiet stellt das Moor-Museum in Ostfriesland ein lohnendes Ausflugsziel dar.

Die Geschichte Moordorfs begann vor etwas mehr als 200 Jahren. Damals, im Jahre 1765, stand Ostfriesland unter der Herrschaft Preußens, und König Friedrich II. erließ das Urbarmachungs-Edikt: Alle wüsten, unbebauten Heidefelder und Moore fielen an die Krone, wurden von dieser aufgeteilt und zur Kultivierung an Siedlungswillige vergeben.

Auch zwischen den alten Dörfern Walle und Victorburg lag damals ein weites Heidegebiet. Lediglich ein einsamer Postweg führte hindurch; Jäger streiften gelegentlich über das Hochmoor, die Bauern aus der Nachbarschaft gruben wahllos Torf und hinterließen große Wasserkuhlen. Aus den Nachbargebieten kamen dann auch die ersten Siedler. Später waren es Menschen aus dem gesamten ostfriesischen Raum und darüber hinaus. Nach 100 Jahren waren mehr als 130 Familien in Moordorf ansässig.

Sie führten ein hartes Leben und hatten unsagbare Schwierigkeiten zu überwinden. Ursache dafür waren einerseits fehlende Entwässerungsanlagen (erst hundert Jahre nach Siedlungsbeginn wurde ein Kanal gebaut) und zum andern bei vielen Neuankömmlingen völlig unzureichende Kenntnisse der Moorkultivierung. Bitterste Armut machte sich breit. In einer altbekannten Redensart wird das Schicksal der ersten Siedler-Generationen drastisch, aber treffend ausgedrückt: „Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot". Armut und Not haben noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts das Leben in Moordorf bestimmt. Erst in den fünfziger Jahren verschwanden die letzten Lehmhütten.

Die strohgedeckte Lehmhütte war für viele Kolonisten-Generationen die einzige erschwingliche Behausung. Aus Stroh wurde ein etwa meterlanger Strang gezogen und in einen Lehmbrei gelegt. Mit den Händen mußte dies miteinander verarbeitet werden. Unter ständigem Drehen wurde der Strang schließlich vorsichtig aus dem Lembrei herausgezogen und um ein vorbereitetes Stangengerüst der zu errichtenden Hütte geschlungen. Durch das Aufeinanderschichten vieler solcher Lagen entstand allmählich die Wand. Sonne und Wind sorgten nach einiger Zeit für Härte und Stabilität. – 1982 entstand im Moordorfer Freilichtmuseum unter Anleitung von älteren und kundigen Mitbürgern die erste neue Lehmhütte alten Zuschnitts.

Vorläufer waren Plaggen- und Sodenhütten gewesen, die sich einst die Siedler als ersten Unterschlupft aufschichteten. Plaggen waren rechteckige Stücke aus der obersten Schicht des Heidefeldes, Soden besonders sorgfältig gestochene Torfstücke.

Gleichsam ein Hauch von Luxus umwehte hingegen das spätere Landarbeiterhaus, zu dessen Baumaterialien Backsteine und Rundhölzer ebenso gehörten wie handgeformte Tonpfannen und Reet. Diese Merkmale sind Anzeichen für einen gewissen Wohlstand der Erbauer. Ein entsprechendes Gebäude auf dem Moordorfer Museumsgelände stand ursprünglich in einem sieben Kilometer entfernten Nachbardorf. Die Grundmauern des bis 1979 bewohnten Hauses sind rund 140 Jahre alt.

Der rührige Verein „Moormuseum Moordorf" hat mittlerweile 250 Mitglieder. Sie wollen die Entwicklung der Wohnkultur, die einstige Technik des Torfabbaus und beispielsweise die alte Moorbrandkultur vor Augen führen. Dabei soll sowohl pädagogisch als auch wissenschaftlich gearbeitet werden.

Bisher wurde ein zwei Hektar großes Moorgrundstück erworben, ein Rundweg angelegt, das alte Landarbeiterhaus hierher versetzt, und es entstanden auch zwei Lehmhütten sowie ein Kolonistenhaus. An der Hochmoorkante ist eine Plaggenhütte zu sehen; es entstand ein Kochhaus, und in einem großen Schuppen können allerlei landwirtschaftliche Geräte und Fuhrwerke besichtigt werden. Hinter dem Landarbeiterhaus wurde ein Buchweizenfeld angelegt, nahe der Plaggenhütte ein Torfstich mit Trockenfeld, und mit Unterstützung des Technischen Hilfswerks wurde eine Fußgängerbrücke über den Abelitz-Moordorf-Kanal geschlagen. Die Aufsichtsperson für das Museum wohnt in einem Gebäude, das neben Ausstellungsräumen auch noch eine Teestube beherbergt. So etwas darf in Ostfriesland selbstverständlich nicht fehlen.

Wer das Moormuseum – samt Teestube – einmal besuchen möchte, kann das bis zum 30. September (außer montags) täglich tun. Telefonische Auskunft: (04942) 2734. -eck/r



Tiefe Einblicke ins Moor ermöglicht das Freilichtmuseum im ostfriesischen Ort Moordorf. Das linke Bild zeigt einen Torfstich, das rechte eine Plaggenhütte. Fotos: Kusserow

770106

770107



Eine Moorlandschaft, wie sie sich den Spaziergängern in der hiesigen Umgebung zeigt.



Moore – Lebensräume für seltene Pflanzen und Tiere – werden in unserem Land immer seltener.

Aufn.: Rainer Dröse

770108

770109



770110



770111



770112



Oben: Keineswegs wohlschmeckend sind die Früchte der Schwarzen Krähenbeere, die ein Zwergstrauch ist.
(Foto: Reupert)



770114



770115



770116



770117



770118



Einen Schritt in die Vergangenheit vermittelt dieses Foto, für das die Oma an ihrer offenen Kochstelle vermutlich lange stillstehen mußte. Die rauchgeschwärzten Balken sind mit „Dannenböömen" verziert, Kalkbildern, die zur Weihnachtszeit regelmäßig erneuert wurden. So auch im „Nienburger" Dolldorfer Rauchhaus. *Fotos: Archiv*

770119

rglasung,
Servo-
ebedach,

0 Diesel
,–
0/8
–, guter

00,– bis

pé
, 5950,–
Caravan
tand,

avan
800,–
C
0,–
C Coupé

5 Monate
ng –
glich,
d und
0 bis

ur
TT

21 03

Bj. 76
spoiler,
VS, zu er-
ker,
n Firma
eld
0 21) 60 31

kspoiler,
ll Armatu-

22

8 Mon.

---

altert nicht.

BMW 520 Automatik
weiß, Bj. 74, 75 000 km

BMW 520
grün, Bj. 75, SSD, Servolenkung, Radio

BMW 1802
grünmet., Bj. 74, H 4, Sportfelgen

BMW 318 Automatik
weiß, Bj. 3/76, SSD

BMW 520
grün, Bj. 7/75, 40 000 km

BMW 1602
golfgelb, Bj. 74, Radio, Kopfstützen

Ford Capri II L
grünmet., Bj. 75, günstig

Simca 1301
Bj. 1/75, 21 000 km, preisgünstig

VW Cabrio 1302 L Automatik
rot, Bj. 9/71, Radio, HH-Gurte, TÜV 2 Jahre, 5500,–

Ihr BMW-Vertragshändler





Hannoversche Straße 25 · Nienburg
Telefon (0 50 21) 40 24

Gepflegte Wagen aus der Halle:

Günstig: Renault 14 77, 23 000 km, mit div. Zub.		Fiat 131 Spezial, 78	10 900,–
Audi 80 L, 76	8750,–	Ford Capri II GL 77	11 900,–
BMW 1602, 73	4700,–		
Citroën GSX, 76	6250,–	Simca 1100, 74	2650,–
Datsun 160 SSS Coupé 76	6250,–	VW Derby, 77	8950,–

Großauswahl in allen Opel-Modellen – preiswert und gut.



GROTEFELD
Tel. (05 71) 5 40 56 — OPEL-Vertragshändler, Minden, Portastr. 52

Ausstellungshalle Porta Westfalica-Barkhausen (Industriegebiet)
Geöffnet: Sa. 8.00 bis 18.00 Uhr, So. 10.00 bis 18.00 Uhr (kein Verkauf)

Mehr Raum und Technik fürs Geld.

- Leichtmetall-Motor
- 5 Türen serienmäßig
- Einzelradaufhängung auch hinten
- aufprallschluckende Schutzschilde
- stählerner Flankenschutz in den Vordertüren
- mehr Raum für Familie und Gepäck
- rund 500 km mit nur einer Tankfüllung
- umschäumtes Sicherheitslenkrad
- H 4-Halogenlicht
- Frontantrieb

Gründe genug für eine Probe-Raumfahrt? Genug!

Einfach zum neuen Auto: Sofort-Finanzierung durch Renault Credit Bank. Oder Renault Leasing – auch für privat.



RENAULT
Autotechnik für den Menschen.

Nienburg/Weser, Edmund Schlesner, Hannoversche Str. 85, Tel. 0 50 21/34 70
Liebenau, Fritz Buchholz, Langestr. 85, Tel. 0 50 23/570

Renault: Das viertgrößte deutsche Service-Netz

Audi 100 GLS, Autom., Jahreswagen, 13 000,– DM.
Telefon (0 53 63) 29 71 oder

BMW 5,28
reseda-grün metallic, SSD,

Derby GLS, 50 PS
marsrot, Erstzul. 10. 10. 1977, mit Radio, H-4-Licht, Nebel-

Am heimischen Herdfeuer zur Winterszeit

Dem Feuer wurden geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben

770120

In vielen Sprichworten und Redensarten ist auch heute noch vom „heimischen Herd“ und seiner herausgehobenen Rolle die Rede. Doch der Alltag ist darüber hinweggegangen. Der Herd ist nicht mehr im früheren Sinne „Mittelpunkt des Hauses“, sondern ein nüchternes Arbeitshilfsmittel. Niemand denkt mehr an die „geheimnisvolle Kraft des Feuers“, sondern mit einer Handbewegung wird die Elektroplatte oder die Gasflamme in Betrieb gesetzt. Viele alte Überlieferungen, die mit dem Herd im Zusammenhang standen, sind verloren gegangen.

Im alten niedersächsischen Bauernhaus war der offene Herd mit dem flackernden Feuer nicht nur in der räumlichen Zuordnung zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil des Hauses, sondern auch im täglichen Leben der Hausbewohner tatsächlicher Mittelpunkt. Alle wesentlichen Arbeiten hatten eine Beziehung zum Bereich des Flett, und auch zum Feierabend versammelten sich hier die Hausgenossen. Das Hineinwachsen in Traditionen und die Weitergabe von Erfahrungen standen in einer engen Beziehung zu diesem zentralen Punkt.

Diese Entwicklung ist jedoch auf Grundgedanken zurückzuführen, die zwar schon lange nicht mehr ins Bewußtsein traten, sich aber dennoch auswirkten. Dazu gehörte vor allem die Vorstellung vom Weiterleben des Menschen nach dem Tode. Mit dieser Vorstellung war keineswegs ein Gefühl der Furcht verbunden; denn da der lebende Mensch in der Regel keine Furcht einflößte, so konnte es der Gestorbene ebenfalls nicht. Die Toten waren vielmehr als Geister in den Kreis der Lebenden einbezogen, nahmen Anteil am Geschehen. Nach diesen sehr alten Anschauungen lag es auf der Hand, daß die Begräbnisstätte nicht isoliert vom Alltag angelegt wurde, sondern ursprünglich der Herd sogar auf der Begräbnisstätte errichtet wurde, wie C. Rademacher in „Über den Geisterglauben und seinen Einfluß auf die religiösen Vorstellungen der Germanen“ feststellt.

Wertet man den Herd als ursprünglichen Grabplatz und damit Sitz der Geister, werden viele alten Sitten eher begreiflich. Im althochdeutschen hérde und im mitteldeutschen hért ist daher noch die Doppelbedeutung Feuerstätte und Erde erhalten. In „Ödipus auf Kolonos“ (Sophokles) verlangt Antigone, den unterirdischen Herd zu sehen; und als Ismane fragt: „Wessen Herd?“, antwortet die Schwester: „Des Vaters Herd!“ Auch hier wird die Verwandtschaft deutlich.

Bei Ausgrabungen in der Nähe von Aurignac im französischen Departement der oberen Garonne wurden in einer Höhle 17 Skelette aus prähistorischer Zeit gefunden. Bei näheren Untersuchungen entdeckte man auch einen Herd sowie Knochen von zahlreichen Tieren und Handwerkserzeugnisse des täglichen Bedarfes. Auch im Tal der Veziere machte man ähnliche Entdeckungen mit Herdstellen und darunter liegenden Begräbnisplätzen. Nach alten Vorstellungen waren um die Feuerstelle die lebenden und toten Glieder einer Sippe vereinigt; der Herd war nicht nur Mittelpunkt für die Lebenden, sondern hier hielten sich auch die Geister der Verstorbenen auf.

Diese Anschauungen führten dazu, daß im Laufe der Zeit auch dem Feuer selbst geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben wurden. So ist noch aus dem Jahre 1696 überliefert: „Komm, wir wollen hingehen und vor dem Herd knien. Vielleicht erhören die Götter unser Gebet!“ Lange Zeit herrschte die Vorstellung, daß junge Mädchen im Herdfeuer zur Christnacht den ihnen bestimmten Freier erblicken könnten. Ein Aberglaube hielt fest: „Wenn das Feuer im Herd platzt, gibt es Zank im Haus!“ Die im Herde lebenden Geister wurden nach allgemeiner Auffassung allmählich zu „Hausgeistern“, die den Hausbewohnern günstig gesinnt sind und dem Haus Glück bringen. Ihre Anhänglichkeit ist so groß, daß sie auch beim Einziehen anderer Menschen im alten Haus bleiben, von denen sie sich ungern trennen. Werden sie aber einmal beleidigt, verlassen sie ihre Stätte und kehren nie mehr zurück: Das Glück verläßt das Haus! Die Geister erhielten lange Zeit auch ihren Anteil an den Mahlzeiten, der in die Flammen geworfen oder in der Nähe des Herdes abgestellt wurde. Die Beziehungen zu den Herdgeistern klingen auch in Märchen an: Oft klagen Menschen dem Herd (oder dem Ofen) ihr Leid, weil sie einen Schwur nicht brechen dürfen, keinem Lebenden etwas zu sagen.

Die dem Herd innewohnenden geheimnisvollen Kräfte waren auch der Anlaß, daß wichtige Handlungen grundsätzlich vor dem Herdfeuer vorgenommen wurden, z. B. Eigentumsüberschreibungen und der Abschluß von Verträgen. Eine junge Ehefrau oder eine neue Magd wurde beim Betreten des Hauses dreimal um den Herd geführt, um sie in die Gemeinschaft der Sippe — der Lebenden und der Toten — aufzunehmen. Oder der Herd wurde zu einem Schutz gegen Blitzschlag: bei herannahendem Gewitter wurde das Feuer angezündet; denn „wo Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein“.

770121

Am Herdfeuer des Niedersachsenhauses

Stadthagen. Es ist etwas Eigenartiges um das Wesen des Niedersächsischen Bauernhauses, jenes Hauses, in dem Menschenwohnung, Viehstall und Erntevorräte ihren Platz unter einem Dach haben. Schon das großartige, behäbige Äußere mit seiner Grotdör, seinem geschnitzten farbigen Balken mit Sprüchen und symbolischen Zeichen und dem Namen des Erbauers am Giebel, übt einen unbeschreiblichen Eindruck aus; wieviel mehr aber das Innere mit seiner geheimnisvollen dunklen Diele, an deren Ende einstmals das Herdfeuer brannte. Man muß heute schon in ein Museumsdorf gehen und den ursprünglichen Zustand jenes Raumes um den Herd sehen, um zu begreifen, daß hier das Herzstück des Hauses, der Ausgang und die Ausstrahlungsstätte des gesamten bäuerlichen Lebens war. An dieser Stätte haben einst die Vorfahren ihre Spieße geschmiedet, ihre Pflüge gebaut und ihre Haus-, Fischerei- und Ackergeräte angefertigt. Am Herdfeuer stand die Wiege der bäuerlichen Kunst. Im Flet lernten die Kinder laufen, wurden die Mahlzeiten eingenommen, versammelten sich zur Feierabendzeit die Nachbarn und die Hausgenossen, surrten die Spinnräder. Hier wurde gesungen, gescherzt und geplaudert und Wohl und Wehe des Hofes und der Sippe beraten. Hier hielt der Hausherr die abendliche Andacht und hier stand auch die Bahre des Verstorbenen. Das Herdfeuer war so Mittelpunkt und Kern des Hauses und Hüter echt deutschen Familiensinnes, der einst unser Volk so stark machte.

Im Scheine des Herdfeuers wurden vor allem die von den Vorfahren übernommenen Sitten und Gebräuche, die in ältester Zeit sicher rechtliche Bedeutung gehabt haben, feierlich vollzogen, so bei Verlobungen, Hochzeiten, Mieten von Dienstboten, Besitzübernahme usw. Hierbei spielte der Kätelhaken, der vom „Rähmen" herab an einer Kette hing und bis auf die Feuerstelle reichte, eine wichtige Rolle. Er hatte eine symbolische Bedeutung, war er doch auch das Sinnbild des Hausfriedens.

Zu der Hofübergabe, die meist mit der Verheiratung des Erben stattfinden sollte, versammelten sich die Familienangehörigen und das Gesinde an dem Herdfeuer. Dann sprach der Vater zu dem Sohn: „Kumm, Hinnerk, stell die an't Füer un läg den Dumen in den Kätelhaken, vandage will ek die den Hoff öwergäwen!" Der Alte legte nun seinen linken Daumen ebenso in den Kesselhaken, wandte sich mit mahnenden und ernsten Worten an die Knechte, nahm ihnen das Versprechen ab, dem neuen Herrn stets zu Willen zu sein und fuhr dann fort: „Du häst hört, sei willt dinen Willen dauhen un nu versprāk mi, datt du dorför sorgen wutt, datt et vorwärts gaht up'n Hawe, datt du den Dinsten gäwen wutt, watt'n taukummt, un mi, watt mi van Olendeils wegen taustaht!" Hatte sich der Jungbauer mit all dem einverstanden erklärt, so erfolgte die eigentliche Übergabe: „Hinnerk, denn sau öwergäwe ek die mit den hütigen Dage ünner Handslag an'n Herdfüer min'n Hoff mit allen, watt dortau hört."

Die Mutter schlug dann beide Daumen von unten her aus dem Kesselhaken und schickte



sich an, das Feuer an die junge Frau abzugeben. Sie nahm ein Stück brennenden Kienholzes und übergab es der an der linken Herdecke stehenden jungen Bäuerin mit den Worten: „Sau, Fiekschen, Vadder hätt nu den Hoff awgäwen un nu öwernimm du mit brennenden Füer din'n Herd!" Wenn dann beide ihren Daumen in den Topfhaken gelegt hatten, wandte sie sich den Mägden zu: „Ek hewwe nu min'n Herd awwegäwen. Von hüte aw möt ji nu öhren Willen dauhn un öhr gehorchen. Willt ji datt?" Die Mägde bejahten und sie sagte darauf weiter zu ihrer Nachfolgerin: „Du häst et hürt, sei will't dienen Willen dauhn, un nu versprāk mi, dat du up alles düchtig uppassen un ordentlich wat kaken wutt, als sik dat gehört un als wie du dat lehrt hast. Sau dat Minschen un Veih keine Not lied!" Hatte die junge Frau ihr Versprechen abgegeben, so schlug der Bauer die Daumen aus dem Topfhaken. Alle traten still und feierlich von dem Herde zurück. Die Hofübergabe war vollzogen.

Das Herdfeuer wurde gelöscht und wieder entfacht

Die Inbesitznahme eines Hofes im alten Niedersachsen / Von Gerhardt Seiffert, Fallersleben

Die Inbesitznahme eines ländlichen Hofes ging einst in unserer Heimat unter genauer Innehaltung gewisser getreulich überlieferter uralter Gebräuche vor sich. So wurde das offene Feuer auf dem Herd, derzeit des Hauses heilige Stätte, gelöscht und für den neuen Besitzer wieder entfacht. Den Feuerhaken „schürzte man auf und nieder", ein Stück Holz löste man aus dem Türpfosten, von den Obstbäumen schnitt man einen Zweig und hob von Wiese und Acker je eine Scholle aus, womit symbolisch von Hof, Haus und Land Besitz ergriffen worden war.

Es ist heute recht interessant, solch einen „Actus possessionis" in seiner altväterlichen Akkuratesse wie umständlichen Sprache zu lesen, wozu nachstehend zwei Aktenstücke, gleichbedeutend für alle derzeitigen niedersächsischen Formalitäten, angeführt seien. So war im Jahre 1810 die Besitzerin eines Hofes in Ankum im Bezirk Osnabrück gestorben, ohne daß sie einen Leiberben hinterlassen hatte. Von dem Halbbruder der Verstorbenen erhielt der Notar P. T. G. Hartmann zu Ankum den Auftrag, von dem Hofe „Besitz zu ergreifen". Über diese Handlung wurde dann nachstehender Schriftsatz aufgesetzt:

„Tausend achthundert und zehn, den zwanzigsten Monats Aprilis, des Abends etwas vor 9 Uhr requirirte mir öffentlich geschworenen Cantons-Notar der Gerh. Heinrich Boitmann, im Dorfe und Canton Ankum wohnhaft, von Gewerbe ein Ackermann, und gab des Weiteren zu verstehen, wie das seine Schwester Maria Catherina Boitmann soeben das Zeitliche Gesegnet, und ich mich mit den hierzu requirirten Zeugen als Heinr. Friedr. Kohlbrügge sowie Joh. Heinr. Siever, beyde im Dorfe Ankum wohnhaft, zu seiner ihm eigenthümlich zubehörigen dahier belegenen Boitmann'schen Wohnung begaben, in seinem Namen Immission und Possessioni bei dem Ableben seiner vorbesagten Schwester nahmen und ihm Requirenti erforderlichen Falls Docomentum velta darüber zu ertheilen.

Nachdem ich diese Requisition zu defiriren keine Bedenken getragen, so habe ich mich mit Requirenten Gerhard Heinrich Boitmann in Gegenwart der beyden Zeugen zu des Requirenten Erbhause begeben und die Actus Possessionis daselbst verrichtet, als: Das Feuer ausgelöscht, und wieder angelegt, das Feuerhahl auf- und niedergeschürzt, ein Stück Holz aus dem Türständer geschnitten, Reqirenten auf einen Stuhl (Mannsetel) niedersetzen und alle vorbedachten Actus mit verrichten lassen, um ihm dadurch in tragenden in Permission und Possession der Boitmann'schen dahier im Dorfe und Canton Ankum belegenen Boitmann'schen Vollerbes und Güter zu setzen.

Johann Theodor Gottfried Hartmann, Cantons-Notar."

Ein noch älteres Dokument einer Bestizergreifung und deren Brauchtum ist ebenfalls aus dem Kreise Osnabrück erhalten; es ist gleichbedeutend wie jenes in unserem Gebiet seit eh und jeh üblich gewesenen. Im Jahre 1770 übernahm das evangelische Konsistorium zu Osnabrück eine kleine Besitzung zu Astrup in Vehrte; der die Form der Inbesitznahme schildernde Teil jener alten Urkunde lautete wörtlich: „... das in dem Wohnhause zu Klein-Astrup aufm Heerde vorhandene Feuer ausgegossen und wieder anzündeten, auch das Hahl aufschürzten, weniger nicht einen Stuhl umkehrten und sich nach deßen Wiederaufrichtung daruf setzten, sodann einen Spaan aus der Hauß-Thür schnitten, imgleichen im Garten einen Kluten Erden ausgruben und einen Zweig vom Baume schnitten, weiter in denen beyden neben und vor dem Hauße belegenen Kleinen und Großen Wiese einen Kluten ausgruben, auch in dem an letzteren stoßenden Telgen'kampe, olim Jost Davids oder Brenners Garte genannt, einen Zweig von einer Telge schnitten und einen Kluten Erde ausgruben, nicht weniger dem jetzigen Conductori bedeuteten: gestalten er von nun an niemanden anders, als das hochfürstliche Osnabrücksche Consistorium A. C. behuf der Evang-privat-Schule des Kirchspiels Bellm, für den wahren und rechtmäßigen Besitzer auch respective Eigenthums-Herrn des gesamten Klein-Astrups und jenes Telgen-Kamps zu erkennen hätte."

Die Einsetzung landesherrlicher „Eigenbehörden" in den Besitz des Hofes geschah früher durch einen „Redemeyer"; die Bräuche waren fast dieselben, wie die vorstehend aufgezeichneten. Das Setzen auf den „Mannsetel" am Herde geschah unter folgenden Worten, die einem Aktenstücke entnommen sind: „Höret zu, Ihr Freunde und Verwandte, Nachbarn und gute Bekannte, Ihr habet vielleicht wohl gehöret und gesehen, daß mehr als vor 50 Jahren ist eine Auflassung geschehen, also sind gegenwärtigen Eheleuten solches verlangen, daß es ihnen möge widerfahren. So bin ich hierzu bevollmächtigter Redemeyer beordert, diesen gegenwärtigen Eheleuten als nämlich N. N. und B. B. das Erbe nach Eigenthums und Gerechtigkeit einzuthun, also frage ich derowegen zum ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten, siebten, achten, neunten Mal, zum 10., 11. und 12. Mal, ob einer sey, welcher etwas dagegen einzuwenden hat, der spreche nun und schweige hernach stille.

So lasse ich gegenwärtigen Eheleuten, Meines gnädigen Herren und Erbe ein: Nach alter und neuer Gerechtigkeit, als nämlich Haus und Hof, Sand und Land, Esch und Mesch, Wische und Kämpe, zu Heiden und zu Weiden, zu Torfen und zu Plaggen, zu Schalten und zu Walten, zu Planten und zu Potten, zu Holzen und zu Hauen — ausgenommen Blumenholz — mit dem Bedinge, das Erbe zu verbessern und nicht zu mindern. Darauf habt Ihr freie Possession 100 und 5 Jahre und wann Ihr es dann noch länger von Nöthen habt, so könnt Ihr es vor einen ziemlichen Preis bekommen. Hierzu wünsche ich Euch Glück und Segen, und ein langes Leben, Friede und Einigkeit und nach dieser Zeit die himmlischen Freuden und Seligkeit. Amen."

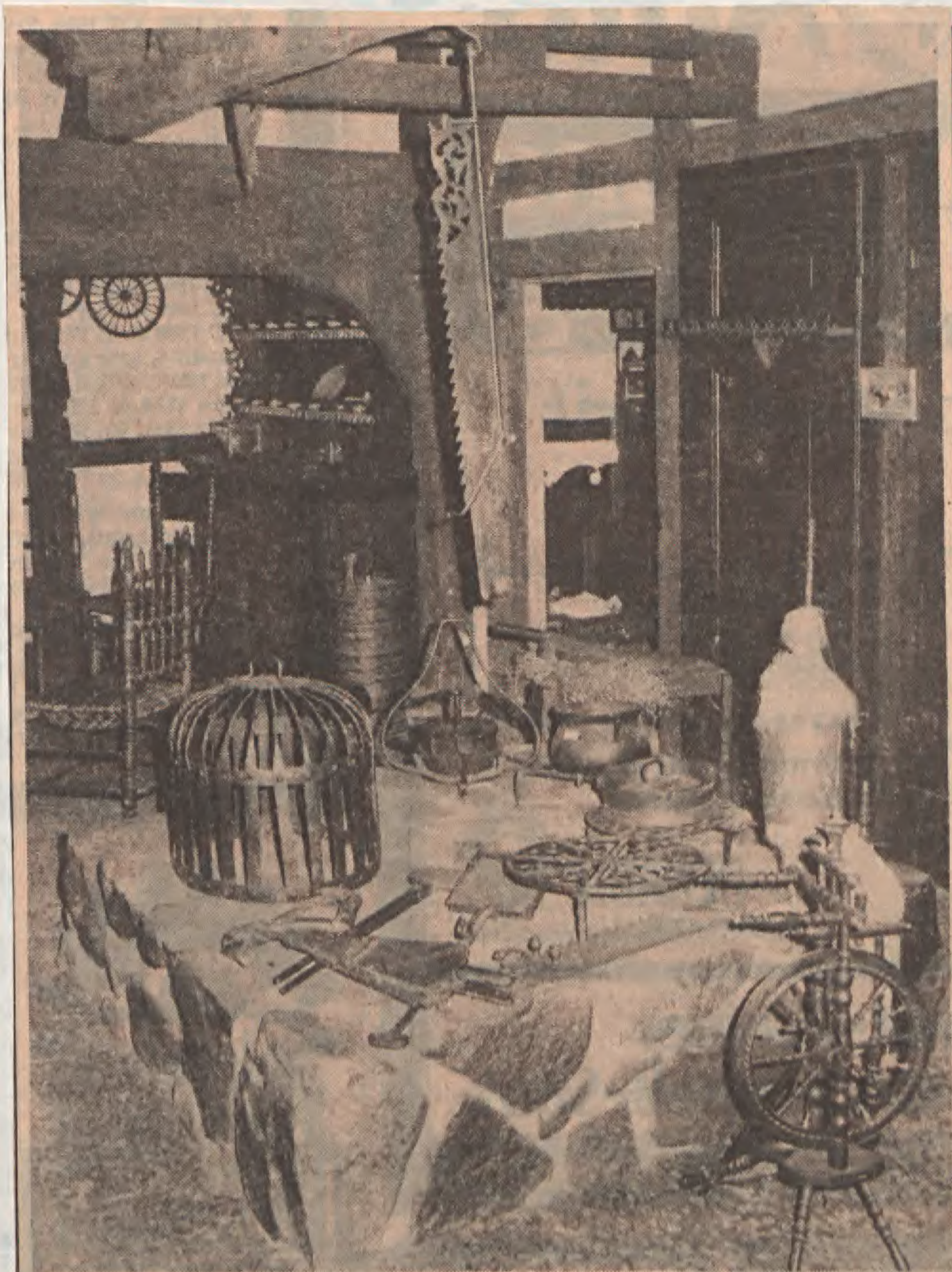
Für eine solche „Einsetzung" erhielt der Redemeyer einen Taler Handgeld. Wohl sind diese alten Bräuche der Besitzübergabe eines ländlichen Hofes im Bereich unserer niedersächsischen Heimat lange nicht mehr üblich; sie zeigen uns in der Erinnerung aber doch, wie eng unsere Vorfahren einst mit Haus und Hof, mit ihrem Grund und Boden, ja selbst mit dem Herdfeuer verbunden waren.

— — — Doch auch eines darf dabei nicht verschwiegen werden; daß es zu alten Zeiten allgemein üblich war, daß eine solche „Besitzergreifung" vorab „geschützt" wurde, auch wenn ein anderer Erbe gleiche Rechte hatte. So berichtet eine alte Chronik, daß, als der Besitzer eines Hofes, der unverheiratet gestorben war, von zwei gleichberechtigten Verwandten Erbansprüche auf das Besitztum erhoben wurden. Der eine Erbe hatte durch Geldversprechungen erreicht, daß ihm vom Tode des Besitzers von der Dienerschaft gleich Nachricht gegeben werden solle. Er hatte fortwährend ein gesatteltes Pferd stehen, um bei der Todesnachricht schleunigst nach dem Gut zu reiten und davon Besitz zu nehmen. Doch der andere Bewerber war noch schlauer vorgegangen; er hatte sich heimlich in ein in der Nähe des Hofes befindliches Haus einlogiert und erschien sogleich, als der Besitzer den letzten Atem ausgehaucht hatte, um unter Zeugen das Herdfeuer auszulöschen, neu anzuzünden und die anderen derzeit üblichen Bräuche vorzunehmen. So hatte er von dem Hof förmlich Besitz ergriffen, bevor der andere Erbberechtigte erschienen war; er blieb auch im Besitz, obwohl der andere gleiche Ansprüche hatte.

Ja, unsere niedersächsischen Vorfahren wußten es: We nichs inheirat't un nichs arft, de blift en armer Düwel, bis he starft.

770122

770123



Niedersächsische Feuerstelle.

770124

Mit Kesselhaken und Grapen besiegelt

Olen-deler nach der Hofübergabe am brennenden Herdfeuer

Wollte einst ein niedersächsischer Bauer seinen Hof dem Sohne übergeben und sich auf das Altenteil zurückziehen, so war dies bis etwa gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts noch zuweilen mit gewissen althergebrachtem und getreu bewahrtem heimischen Brauchtum verbunden. Die Knechte mußten sich an die vordere linke Ecke des Herdes im Flett neben den Besitzer, die Mägde an die rechte hintere Ecke stellen. Die junge Frau trat allein an die hintere linke Ecke.

Die Hofbesitzersfrau entzündete das Herdfeuer und sagte: „So, Vater, das Feuer brennt, nun kannst Du Deinen Hof abgeben." Letzterer ließ seinen Sohn an den Herd herantreten und sprach: „Leg den rechten Daumen in den Kesselhaken und übernimm Deinen Hof." Der Vater legte seinen linken Daumen in den Kesselhaken und sich zu den Knechten wendend, sprach er: „Heute geb ich meinen Hof an meinen Sohn ab, von nun an müßt Ihr ihm gehorchen, wollt Ihr das?" Meistens gaben die Knechte das Versprechen gern, besonders, wenn sie mit dem jungen Bauern, was öfters der Fall war, besser fertig werden konnten als mit dem alten.

Nach ernsten Ermahnungen des Vaters einerseits und Versprechungen des Sohnes andererseits, besonders im Hinblick auf das Altenteil, wurde die Hofübergabe mit Handschlag bei brennendem Feuer ausgeführt, und die Mutter mußte durchschlagen. Darauf folgte die Herdübergabe an die junge Frau. Die Bäuerin nahm einen brennenden Holzspan vom Feuer, gab ihn der Nachfolgerin mit den Worten: „So übernimm jetzt Deinen Herd mit brennendem Feuer." Die junge Frau legte nun den Brand unter den Grapen. Dann folgte eine ähnliche Entsagung und Ermahnung der Bäuerin, und Versprechungen der Mägde wie bei den Knechten, und auch eine feierliche Zusicherung der Altenteilversorgung und der Forderung, gemeinsam am Tisch die Mahlzeiten einzunehmen. Darauf wurde der Herd mit Handschlag der beiden Frauen über der Ecke desselben übergeben, und der Vater tat das Durchschlagen mit kräftigem Schlag. Die beiden alten Leute zogen sich auf ihr Altenteil zurück.

Dieses „Olen-del" der Bräutigamsleute wurde übrigens meist gleich bei der „Löfde", der Verlobung oder dem „Verspruch", festgesetzt. Große Forderungen stellte man nicht, denn „de Hoff mut bestahn", jedoch oblag dem Nachfolger die ernste, und wohl stets getreu gehaltene Verpflichtung: „He mut de beien Olen bet in de Kuhl hegen" — das hieß, sie bis zum Grabe pflegen. Wenn auch Treu und Glaube, Lauterkeit und Redlichkeit, wie feste Einhaltung eines einmal gegebenen Wortes zu den Grundtugenden unserer altniedersächsischen Vorfahren gehörten, so legte man doch umsichtig vorausschauend genau fest, was das junge Paar den Eltern als „Olendel? unentgeltlich zu geben verpflichtet sei: Fleisch, Milch, Butter, Kartoffeln, auf dem Hof gebackenes Brot, zuweilen ein Schwein und Schaf, dazu Licht und Feuerung. Auch wurde — wahrscheinlich durch Erfahrungen gewitzt — klargestellt, welche Unterkunft die Altenteiler zu beziehen hätten, falls diese sich mit den jungen Leuten auf die Dauer an einem Tisch nicht vertragen sollten.

Zum Bestreiten kleinerer Ausgaben ließen sich „de Olen" in der Regel kein bares Geld zusichern, sondern eine bestimmte Aussaat in Hafer oder Buchweizen. „Wurde aber einmal — so schrieb Dr. Eduard Kück — eine besondere Forderung aufgestellt, wie etwa die Ausbedingung einer „isernen Kauh", eisernen Kuh, das heißt einer melkbaren und nötigenfalls durch eine andere zu ersetztende Kuh, so wurde sie unter Umständen mit der bekannten niedersächsischen Zähigkeit aufrecht erhalten und führte zuweilen zu ernsten Zerwürfnissen."

„Der Lebensabend der Altenteiler," so weiter nach Dr. Kück, 1906, „war oft wenig glücklich. ‚We ward nicht estemeert' (geachtet) oder ‚Dat Beste is, wenn de Olen afgewen hebbt, se ward in Swartsur kakt', das waren gelegentliche Klagen. Und doch machten sich die beiden noch nach Kräften nützlich. Freilich an der „Morgenzeit" pflegten sie nicht mehr teilzunehmen, sie standen erst später auf; aber den übrigen ganzen Tag arbeiteten sie mit. Die Großmutter wartete die Enkelkinder, wiegte und sang sie tagaus, tagein in den Schlaf, bis sich ihr selbst die Augen zum letzten Schlafe schlossen, und Großvater werkte draußen in Kniehose und Zipfelmütze, bis ihm der Tod das Beil oder die Sichel aus der Hand nahm."

Bilder wie den Ol-vader im „Sorgenstuhl", die Hauspostille, meist Bibel und Familienchronik zugleich, lesend, und Ol-mudder spinnend oder strickend, oder beide still-friedvoll draußen auf der Hausbank den Abendsonnenschein genießend, sind noch heute vielfach bekannt.

In einigen Teilen Niedersachsens war es üblich, daß die junge Frau nach der Herdübergabe den Grapen vom Kesselhaken nahm, ihn wieder anhakte und mit dem Besen um den Herd fegte, als Zeichen, daß sie ihre Arbeit an der wichtigsten Stelle ihres Hauses angetreten hatte.

Die große Bedeutung, die dem Herd und Kesselhaken in früherer Zeit beigelegt wurde, zeigte sich auch darin, daß bei Feuersbrünsten der Besitzer des brennenden Hofes bedacht war, neben seinem Vieh vor allem den Kesselhaken seines Herdes zu retten, den er als Urkunde seines Besitzes ansah.

Erhielt ein anderer Bauer den Hof, so nahm er Besitz, indem er den Kesselhaken berührte; wurde im Lüneburgischen dem Pächter eines Schillingshofes gekündigt, so wurde der Schilling an den Haken gehängt. In zahlreichen Urkunden ist noch bis zum Jahre 1803 zu lesen, daß der häusliche Kesselhaken als Marke in Grenzbeschreibungen aufgestellt wurde.

Die Annahme eines Knechtes geschah zuweilen ebenfalls am Herd beim brennenden Feuer. Der Bauer legte einen Mietpfennig in den Kesselhaken und verpflichtete den Knecht durch Handschlag über der Herdecke. Letzterer nahm darauf das Geldstück zu sich und war nunmehr „eidlich", wie es nach altem Brauch hieß, gemietet. Die Bäuerin mietete eine Magd in ganz ähnlicher Weise, nur indem sie den Mietpfennig auf die hintere linke Ecke des Herdes legte, dorthin, wo sie einst ihren Herd übernommen hatte.

Unsere neue Zeit mit ihrem umwälzenden Geschehen hat von alten Sitten und Gebräuchen vieles verschwinden lassen; heute findet eine Hofübergabe nicht mehr an Kesselhaken und Grapen, sondern in der Praxis eines Notars statt. Doch sei jenes altniedersächsische Brauchtum nicht vergessen, so wie es in einem alten Gedicht heißt: „Deine Höfe traulich liegen in der Eichen sicherm Schutz, die die starken Wipfel wiegen und dem Sturme bieten Trutz; wie die Eichen aus der Erde unserer Heimat holen Saft, will am heimatlichen Herde ich stets schöpfen neue Kraft."

Gerhardt Seiffert

770124

Mit Kesselhaken und Grapen besiegelt

Olen-deler nach der Hofübergabe am brennenden Herdfeuer

Wollte einst ein niedersächsischer Bauer seinen Hof dem Sohne übergeben und sich auf das Altenteil zurückziehen, so war dies bis etwa gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts noch zuweilen mit gewissen althergebrachtem und getreu bewahrtem heimischen Brauchtum verbunden. Die Knechte mußten sich an die vordere linke Ecke des Herdes im Flett neben den Besitzer, die Mägde an die rechte hintere Ecke stellen. Die junge Frau trat allein an die hintere linke Ecke.

Die Hofbesitzersfrau entzündete das Herdfeuer und sagte: „So, Vater, das Feuer brennt, nun kannst Du Deinen Hof abgeben." Letzterer ließ seinen Sohn an den Herd herantreten und sprach: „Leg den rechten Daumen in den Kesselhaken und übernimm Deinen Hof." Der Vater legte seinen linken Daumen in den Kesselhaken und sich zu den Knechten wendend, sprach er: „Heute geb ich meinen Hof an meinen Sohn ab, von nun an müßt Ihr ihm gehorchen, wollt Ihr das?" Meistens gaben die Knechte das Versprechen gern, besonders, wenn sie mit dem jungen Bauern, was öfters der Fall war, besser fertig werden konnten als mit dem alten.

Nach ernsten Ermahnungen des Vaters einerseits und Versprechungen des Sohnes andererseits, besonders im Hinblick auf das Altenteil, wurde die Hofübergabe mit Handschlag bei brennendem Feuer ausgeführt, und die Mutter mußte durchschlagen. Darauf folgte die Herdübergabe an die junge Frau. Die Bäuerin nahm einen brennenden Holzspan vom Feuer, gab ihn der Nachfolgerin mit den Worten: „So übernimm jetzt Deinen Herd mit brennendem Feuer." Die junge Frau legte nun den Brand unter den Grapen. Dann folgte eine ähnliche Entsagung und Ermahnung der Bäuerin, und Versprechungen der Mägde wie bei den Knechten, und auch eine feierliche Zusicherung der Altenteilversorgung und der Forderung, gemeinsam am Tisch die Mahlzeiten einzunehmen. Darauf wurde der Herd mit Handschlag der beiden Frauen über der Ecke desselben übergeben, und der Vater tat das Durchschlagen mit kräftigem Schlag. Die beiden alten Leute zogen sich auf ihr Altenteil zurück.

Dieses „Olen-del" der Bräutigamsleute wurde übrigens meist gleich bei der „Löfde", der Verlobung oder dem „Verspruch", festgesetzt. Große Forderungen stellte man nicht, denn „de Hoff mut bestahn", jedoch oblag dem Nachfolger die ernste, und wohl stets getreu gehaltene Verpflichtung: „He mut de beien Olen bet in de Kuhl hegen" — das hieß, sie bis zum Grabe pflegen. Wenn auch Treu und Glaube, Lauterkeit und Redlichkeit, wie feste Einhaltung eines einmal gegebenen Wortes zu den Grundtugenden unserer altniedersächsischen Vorfahren gehörten, so legte man doch umsichtig vorausschauend genau fest, was das junge Paar den Eltern als „Olendel? unentgeltlich zu geben verpflichtet sei: Fleisch, Milch, Butter, Kartoffeln, auf dem Hof gebackenes Brot, zuweilen ein Schwein und Schaf, dazu Licht und Feuerung. Auch wurde — wahrscheinlich durch Erfahrungen gewitzt — klargestellt, welche Unterkunft die Altenteiler zu beziehen hätten, falls diese sich mit den jungen Leuten auf die Dauer an einem Tisch nicht vertragen sollten.

Zum Bestreiten kleinerer Ausgaben ließen sich „de Olen" in der Regel kein bares Geld zusichern, sondern eine bestimmte Aussaat in Hafer oder Buchweizen. „Wurde aber einmal — so schrieb Dr. Eduard Kück — eine besondere Forderung aufgestellt, wie etwa die Ausbedingung einer „isernen Kauh", eisernen Kuh, das heißt einer melkbaren und nötigenfalls durch eine andere zu ersetztende Kuh, so wurde sie unter Umständen mit der bekannten niedersächsischen Zähigkeit aufrecht erhalten und führte zuweilen zu ernsten Zerwürfnissen."

„Der Lebensabend der Altenteiler," so weiter nach Dr. Kück, 1906, „war oft wenig glücklich. ‚We ward nicht estemeert' (geachtet) oder ‚Dat Beste is, wenn de Olen afgewen hebbt, se ward in Swartsur kakt', das waren gelegentliche Klagen. Und doch machten sich die beiden noch nach Kräften nützlich. Freilich an der „Morgenzeit" pflegten sie nicht mehr teilzunehmen, sie standen erst später auf; aber den übrigen ganzen Tag arbeiteten sie mit. Die Großmutter wartete die Enkelkinder, wiegte und sang sie tagaus, tagein in den Schlaf, bis sich ihr selbst die Augen zum letzten Schlafe schlossen, und Großvater werkte draußen in Kniehose und Zipfelmütze, bis ihm der Tod das Beil oder die Sichel aus der Hand nahm."

Bilder wie den Ol-vader im „Sorgenstuhl", die Hauspostille, meist Bibel und Familienchronik zugleich, lesend, und Ol-mudder spinnend oder strickend, oder beide still-friedvoll draußen auf der Hausbank den Abendsonnenschein genießend, sind noch heute vielfach bekannt.

In einigen Teilen Niedersachsens war es üblich, daß die junge Frau nach der Herdübergabe den Grapen vom Kesselhaken nahm, ihn wieder anhakte und mit dem Besen um den Herd fegte, als Zeichen, daß sie ihre Arbeit an der wichtigsten Stelle ihres Hauses angetreten hatte.

Die große Bedeutung, die dem Herd und Kesselhaken in früherer Zeit beigelegt wurde, zeigte sich auch darin, daß bei Feuersbrünsten der Besitzer des brennenden Hofes bedacht war, neben seinem Vieh vor allem den Kesselhaken seines Herdes zu retten, den er als Urkunde seines Besitzes ansah.

Erhielt ein anderer Bauer den Hof, so nahm er Besitz, indem er den Kesselhaken berührte; wurde im Lüneburgischen dem Pächter eines Schillingshofes gekündigt, so wurde der Schilling an den Haken gehängt. In zahlreichen Urkunden ist noch bis zum Jahre 1803 zu lesen, daß der häusliche Kesselhaken als Marke in Grenzbeschreibungen aufgestellt wurde.

Die Annahme eines Knechtes geschah zuweilen ebenfalls am Herd beim brennenden Feuer. Der Bauer legte einen Mietpfennig in den Kesselhaken und verpflichtete den Knecht durch Handschlag über der Herdecke. Letzterer nahm darauf das Geldstück zu sich und war nunmehr „eidlich", wie es nach altem Brauch hieß, gemietet. Die Bäuerin mietete eine Magd in ganz ähnlicher Weise, nur indem sie den Mietpfennig auf die hintere linke Ecke des Herdes legte, dorthin, wo sie einst ihren Herd übernommen hatte.

Unsere neue Zeit mit ihrem umwälzenden Geschehen hat von alten Sitten und Gebräuchen vieles verschwinden lassen; heute findet eine Hofübergabe nicht mehr an Kesselhaken und Grapen, sondern in der Praxis eines Notars statt. Doch sei jenes altniedersächsische Brauchtum nicht vergessen, so wie es in einem alten Gedicht heißt: „Deine Höfe traulich liegen in der Eichen sicherm Schutz, die die starken Wipfel wiegen und dem Sturme bieten Trutz; wie die Eichen aus der Erde unserer Heimat holen Saft, will am heimatlichen Herde ich stets schöpfen neue Kraft."

Gerhardt Seiffert

770125

Kunstwerke erzählen

Neben den stillen Winkeln in der Natur unserer vielgestaltigen Heimat, neben der Schönheit der Bauten in unseren Städten gibt es noch etwas Schönes, das nicht anschaubar ist, da es nur von Mund zu Mund geht, das volkstümliche Erzählen. In der Kindheit hatte es die Zauberformel „es war einmal". Wenn man heute dieses stillen Schatzes heimatlicher Ausdruckskraft gedenkt, geschieht es nicht ohne die schmerzliche Feststellung, daß auch seine Stimmen immer seltener werden in der Zeit, die an Zerstreuung so viel, an Einkehr so wenig hat. Denn der Einkehr bedarf das Erzählen, der Einkehr des Menschen, der in heimlicher Bauernstube, wenn draußen die Dämmerung sinkt und der Wind rauh und unfreundlich geht, dem Erzähler gegenübersitzt und sich behaglich auf dem Sofa streckt oder auf einem alten Bauernstuhl räkelt, weil der Sitz gar hart ist.

Da können noch die alten Landessagen und Dorfgeschichten umherwandern, da hört man noch die alten Spökenkiekergeschichten über jene, die den Leichenwagen sahen. Unendlich vielfältig ist dieses erzählte Leben, eine freundliche Mischung von Traum und Wirklichkeit, da immer auch der Erzähler seine eigenen Gedanken, Vorstellungen und Erinnerungen getreulich hinzufügt. Manchmal aber fügt sich die Erzählung um ein anschaubares Motiv, das von einem echten geschichtlichen Geschehenskern ausgeht. Um ein denkwürdiges Stück alten Hausrats, um ein Bild in der Kirche, um einen verwitterten Grabstein.

Denn auch in den Kunstwerken zeigt sich das Erzählen. Als die Reformation die Menschen des Nordens freier machte, da wanderten die alten Geschichten und vertrauten Gleichnisse mit der nun allen zugänglichen plattdeutschen Bibel mit in die Dönze der Bauernhäuser, auf die geschnitzten Wand- und Türflächen der Schränke und Truhen, auf die gußeisernen Wärmeplatten der Öfen bis hinauf auf die ornamentreichen Bettwärmer, mit denen die Mütter vorm Schlafengehen die Lagerstätten der Kinder warm strichen. Und der religiöse Glaube, der sich zu bestätigen suchte in den Schnitzaltären und den Sandsteinepitaphs, mischte sich mit den Schicksalen derer, die diese Denkmäler schufen oder stifteten.

770126

Nienburg, 18. Januar 1985

Die V.A.C.C. Nienburg lädt ein zur

Familienwanderung mit Grünkohlessen

im Hotel Sandkrug in Estorf

am Sonnabend, dem 23. Februar 1985.

Treffpunkt: 15 Uhr s.t. Kreuzung Hannoversche Straße/Ziegelkampstraße (Cafe Lohmeyer) oder

15 Uhr c.t. bei Herrn Kasting, Am Bärenfallgraben 14

Anmeldung wird erbeten beim Stammtisch am 14. Februar 1985 oder fernmündlich bei Herrn Eickhoff (Tel. 5512) mit Angabe der Teilnehmerzahl - auch Kinder - und etwaiger Sonderwünsche hinsichtlich des Essens.

Mit waffenstudentischen Grüßen

Reuter

770127

Der alte Ofen.

770128

MAX-LEO SCHWERING

Herdplatten aus Eisenguß

Sammelstücke in Kölner Museen als Beispiele für Geschichte und Technik

Die Technik des Eisengusses[1] war in zahlreichen deutschen Landschaften über Jahrhunderte verbreitet. Reizvolle Herdplatten mit Ornamenten und Figuren in verschiedenen Formen oder Größen erinnern heute noch daran. An ihrem ursprünglichen wärmespendenden Bestimmungsort, als Kamin-, Ofen- und Takenplatten, findet man sie jedoch so gut wie gar nicht mehr. Als die Heiztechnik sich änderte, wurden viele Platten eingeschmolzen. Andere wurden zum Abdecken von Dunggruben, Senken und Kanälen verwendet, wo sie glattrosteten und gelegentlich durch chemische Prozesse bis zur Unkenntlichkeit verdarben. Freilich erkannte man auch ihren dekorativen Wert und brachte sie als Schmuckelement an den Außenfronten öffentlicher und privater Gebäude an, wo sie jedoch ebenfalls allmählich verwitterten, es sei denn, Kunstkenner hatten sie entsprechend konserviert.

Als Sammelobjekte im Sinn einer interessanten kunst- und auch kulturhistorischen Spezies wie als Ausgangspunkt der Forschung erwarb der „Verein deutscher Eisenhüttenleute" seit 1897 die mehr und mehr dem Verderb oder der Vergessenheit anheimgegebenen Relikte dieser einzigartigen Gattung. Er setzte damit ein Signal, einen Wertmaßstab schließlich. Herdplatten wurden Kunstgegenstände und für Museen attraktiv. Der Kunsthandel begann seine Hand nach ihnen auszustrecken.

Qualitätvolle Stücke sind heute u. a. im Kölner Kunstgewerbemuseum und dem Kölnischen Stadtmuseum inventarisiert. Von ihnen nahm die Forschung wiederholt in Wort und Bild Kenntnis[2]. Sie stammen meist aus der klassischen Provinz des Kunsteisengusses, nämlich der Eifel. Doch sind ebenso andere Landschaften vertreten.

Schließlich bemächtigten sich private Sammler alles dessen, was auf Erkundungsfahrten oder über Auktionen noch zu erreichen war. Herdplatten sind mittlerweile in den Status des Seltenheitswertes aufgerückt. Erkleckliche Summen werden für gut erhaltene, signierte Stücke inzwischen gezahlt. Der Markt ist so gut wie leergefegt, wozu auch der Bauboom während der vergangenen Jahrzehnte beitrug. Immerhin konnte eine Herdplatte — neben der Eingangstür zur Schau gestellt — den Hausbesitzer als kunstsinnig, originell und zudem als wohlhabend ausweisen.

Abb. 1: Ofenplatte mit Darstellung der Tobiasheilung. Eifel, um 1760.



Voraussetzung für den kunstvollen Eisenguß vergangener Zeiten war das Vorhandensein von Erz, Holz und Wasser. Dies alles gab es in der Eifel und wurde schon in prähistorischen Zeiten genutzt. Aus den Flüssen des Erdaltertums gelangten vor Jahrmillionen eisenhaltige Sande ins Devonmeer und bildeten Raseneisenstein. Der Wald lieferte zur Verhüttung das Holz (Buche und Eiche), beziehungsweise die Holzkohle mit hohem Heizwert, gewonnen in Meilern, dem Arbeitsfeld der Köhler. Wasser wurde als Antriebskraft der Gebläse gebraucht. Erst im 19. Jahrhundert stellten die Eifeler Hütten den Betrieb ein. Aus Unrentabilität, denn Eisen verarbeitet man fortan an der Ruhr.

Der Kunst des Eisengusses ging die Fabrika-



Helm, bestehend aus vielen, länglichen Metallteilen, die durch Lederriemen miteinander verbunden sind. H.: 35 cm, 19. Jh.

Kunst und Handwerk mit religiösem Hintergrund

Eine Tibet-Ausstellung im Britischen Museum



Maske für rituelle Tänze. Lehm und Leinwand, bemalt. H.: ca. 25 cm, wahrscheinlich Ladakh, 19. Jh.

Tibet, im Grenzgebiet zwischen der indischen und der chinesischen Kultur gelegen und von beiden beeinflußt, ist das Thema einer Ausstellung im Britischen Museum in London: ,,Heritage of Tibet'' (bis 2. 5. 82).
Die reiche tibetische Sammlung des Britischen Museums wurde im 19. und 20. Jahrhundert angelegt, als Tibet den Ruf erhielt, für Europäer praktisch geschlossen, geheimnisvoll und unergründlich zu sein. Dieses Bild versucht die Ausstellung zu revidieren: Tibet hatte zu allen Zeiten rege Verbindung nach China und Indien und auch abenteuerlustigen Europäern ist die Einreise immer wieder gelungen. Im 17. und 18. Jahrhundert arbeiteten christliche Missionen in Tibet und hinterließen ebenfalls Spuren. Die vielfältigen Einflüsse integrierten die Tibeter jedoch immer in die eigenständige Kultur und Religion. Einerseits wurde der archaische Glaube an magische und feindliche Kräfte aufrechterhalten, andererseits übernahm Tibet den hochentwickelten Buddhismus aus Indien. Bis in die neuere Zeit bewahrte Tibet ein reiches Erbe an Philosophie, Theologie und Meditationstechniken.
Während die philosophischen und religiösen Grundlagen häufig indischen Ursprungs sind, haben die Tibeter viele handwerkliche Techniken aus China übernommen. Die Ausstellung zeigt Beispiele aus dem religiösen und aus dem weltlichen Bereich: farbenprächtige Ritualgewänder aus feinsten Seiden- und Brokatstoffen, Silber- und Bronzegeräte, Mandalas und Thangkas mit religiösen Darstellungen und die vielfältigen Figuren aus Bronzeguß. Musikinstrumente, vielfarbiger Schmuck, Masken, Druckstöcke, aber auch einfaches Küchengerät vermitteln einen Eindruck von den hochentwickelten handwerklichen Fertigkeiten der Tibeter.
Ausstellung und Katalog versuchen, die Exponate jeweils dem religiösen Hintergrund zuzuordnen, der den Europäern oft nur schwer zugänglich ist. Der informative Katalog kostet £ 5.95.
S.

Stiefel aus Seide mit Ledersohlen. Die Oberseite ist mit Drachengesichtern aus appliziertem Satin und Goldbrokat dekoriert. H.: ca. 35 cm, 19. Jh.



Figur der Göttin Tara aus Messing; bemalter Kopf, Kleider aus Goldbrokat. H.: ca. 15 cm, 17./18. Jh.



770129

tion von Kanonen und anderem Kriegsgerät voraus.

Mit ,,Poelit van der Aer" ist die früheste datierte (1497/98) Eifeler Platte bezeichnet, geschmückt mit den Wappen von Manderscheid, Virneburg und Aremberg. Datierung wie Provenienz stehen damit fest. Die Platte scheint verschollen. Wappenlos existiert sie in der Sammlung des Vereins Deutscher Eisenhütten (heute Düsseldorf).

Wappen können beim Fehlen von Herstellungsdaten ein Fingerzeig für die zeitliche Einordnung sein. Eine Kaminplatte aus der mittleren Eifel macht das exemplarisch deutlich. Das Objekt befindet sich heute im Besitz des Kölnischen Stadtmuseums und zählt zu den frühen schönen Stücken der reichen Sammlung. Auf zwei flankierenden Rahmenleisten sind Rebenranken zu erkennen. Über beiden Binnenfeldern verläuft oben in gotischen Minuskeln die Inschrift ,,JHESUS M MARIA JOHNES". Die Binnenfelder sind zum Teil ausgefüllt mit gotischem Stab- und Maßwerk. Unter aufsteigenden Kielbögen stehen senkrechte Wappen, seitlich von Rosetten geschmückt. Das linke Wappen mit den drei stilisierten Blattkronen (wie sie zur Mitte des 15. Jahrhunderts der Kölner Maler Stefan Lochner auf kölnischen Stadtbannern anbrachte) könnte auf Köln verweisen. Der rechte Wappenschild gehört zu Trierer Erzbischöfen in den Jahren 1456–1511. Die Kaminplatte muß demnach vor 1511 entstanden sein (Abb. 2). Interessant übrigens, wie häufig dieses Modell ,,abgezogen" wurde. Mindestens zwanzig Wiederholungen lassen sich, fast immer identisch untereinander, nachweisen. Zuletzt noch auf einer Kölner Auktion 1976[3].

Wir wissen noch von einer anderen frühen Eifeler Platte. Auf An-

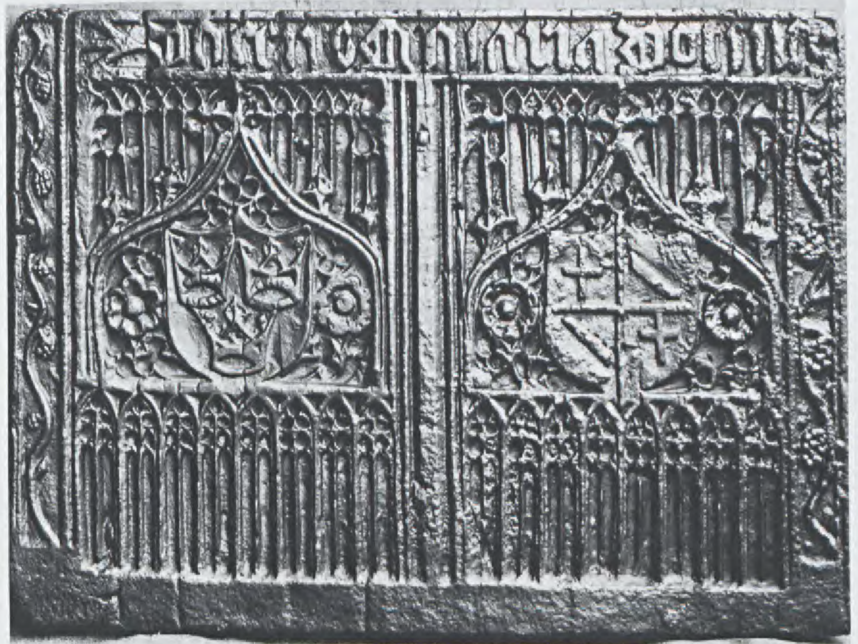






Abb. 2 (oben): Eifeler Herdplatte vor 1511 mit dem Kölner (?) Wappen und dem der Trierer Erzbischöfe (1456–1511). — Abb. 3 (mitte): Frühe Ofenplatte der Eifel (um 1500) mit Darstellung von Mischwesen und den sie kennzeichnenden Attributen. — Abb. 4 (unten): Ofenplatte mit X-Ornamenten aus der mittleren Eifel um 1500.

770130

weisung von Herzog Johann III. von Jülich an den Dürener Amtmann sollte 1538 eine Platte ,,mit unserem Wappen'' gefertigt werden. Das Kloster Steinfeld signierte damals seine Platten mit dem Zeichen des durchbohrten Herzens.

Literarisch gibt es bereits vor 1500 Hinweise auf den Kunsteisenguß in der Eifel. In ,,Lersners Chronik von Frankfurt'' heißt es: ,,Anno 1490 quinta post michaelis. Dem Meister uff der Mosel, der die eisernen Öfen machen kann, soll man schreiben, die Meß herzukommen''. Sebastian Münsters Cosmographie (1541) erwähnt die Eisenindustrie im oberen Kyll- und Salmtal, auch an der Olef. Vom Export nach Schwaben und Franken ist die Rede. Noch deutlicher wird Georgius Agricola (1556) mit Nachrichten vom Plattenguß in der mittleren Eifel: Man gießt ,,Eisen in vielerlei Formen, Gefäße, Platten für Öfen mit Figuren und Ornamenten, Geschützrohre mehrerer Größen und Glocken''. Wieder sind es die Hütten der Grafschaft Manderscheid, die sich solchermaßen auszeichnen. Noch 1590 weiß der sächsische Historiograph Petrus Albinus von ,,besten eisernen Öfen'' zu erzählen ,,gegossen gleich wie zu Siegen im Sawerland und in der Grafschaft Manderscheid in der Eifel''.

Zweifellos hatte der Kunsteisenguß seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert und noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein in der Eifel exzellente Fabrikationsstätten. Das war schon mehr als bloße Volkskunst, der schnell das Etikett von Dilettantischem anhängt. Im nördlichen Teil der Eifel arbeiteten die Manufakturen Dollartzhammer, Schevenhütte und Vicht. Aus der mittleren Eifel werden in der Literatur als Werkstätten Steinfeld, Kronenburg, Ahrhütte, auch Wehr in der Nachbarschaft des Laacher Sees genannt. Im südlichen Eifelland sind die von Quint (als solche ausdrücklich überliefert auf einer Ofenplatte aus der Zeit um 1670) und Eisenschmitt bekannt. Sie reichen übrigens in ihren Anfängen zum Teil in die Zeit der römischen Herrschaft zurück.



Abb. 5: Ofenplatte aus der Hütte Fischbach im Saarland mit Darstellung des Sündenfalles; 1756.

Die Meister der Eifeler Herdplattenkunst blieben bislang so gut wie anonym. Nur vereinzelt gibt es vage Vorstellungen von einer persönlichen Handschrift. Ganz anders stehen die Dinge da im Hessischen oder dem Siegerland, wo entsprechende Signaturen die Künstler fixieren. Sicherlich ist es gerechtfertigt, für Eifeler Hütten Kölner Formenschneider zu vermuten. Ein Kölner Ratsprotokoll von 1599 nennt ,,meister Mertten formensneider, so die Formen zu den oiffen in die Rhaidtskammer und in den Quattermart zu sniden versprochen'' hat. 1615 ist eine Kaminplatte mit dem helmgezierten Kölner Wappen, gehalten von Löwe und Greif datiert. Sechzig Jahre danach ließ sich die Kölner Brauerzunft eine prachtvolle Kaminplatte mit den Zunftattributen und der Jahreszahl im Herzschild unter dem doppelköpfigen Adler anfertigen. Anzunehmen ist, daß wir es auch hier mit einem Formenschneider zu tun haben, der in Köln ansässig war. Immerhin können wir mit einiger Sicherheit Wilhelm Vernukken aus Kalkar — er schuf zu Köln die herrliche Rathauslaube — als solchen für Eifeler Platten neuerdings in Anspruch nehmen[4]. Jacob Wilhelm Flosdorf fand im Eifelstädtchen Münstereifel eine Platte mit einer für den virtuosen Meister charakteristischen Szene: Diana und Aktäon nach Ovids Metamorphosen. Flosdorf machte in einem Brief zum 80. Geburtstag Albrecht Kippenbergers den Fund mitsamt den fast dramatisch anmutenden Begleitumständen publik. Und er durfte sichergehen, eine außerordentliche Entdeckung gemacht zu haben, denn auf der Platte ,,trägt eine kleine Schriftkartusche den Namen W. Vernukken''[5].

770131

Die eigene schöpferische Phantasie wurde bei den Eifeler Platten wie anderwärts durch die Druckgraphik, die Musterbücher des Heinrich Aldegrever, Hans Sebald Behan oder Cornelis Floris, auch Anton Woensam von Worms bereichert, bisweilen recht vergröbert umgesetzt. Als ,,abgeleitete Kunst'' wirkt derlei Formensprache aus unterschiedlichen Kulturkreisen und Himmelsrichtungen lange fort, kapselt sich zuweilen regional ab und existiert immer noch, wenn anderswo Neues ,,erfunden'' und modisch wird. Vielleicht spielen da die geographischen Gegebenheiten der Eifel eine Rolle. Es widerspricht dem nicht, wenn zum Beispiel über Peter Flötner der Bordürenrahmen oberitalienischer Prägung in die Eifeler Eisenkunst kam oder Hans Burgkmair die Hütten beeinflußte. Philip Soldan aus Hessen wird zudem befruchtend gewirkt haben, ganz abgesehen davon, daß es natürlich landschaftlich gebundene Motive der Dekoration, des Ornaments so gut wie solche der Bildinhalte gibt. Und endlich war die zeitgenössische Möbelkunst, vor allem jene des holländischen und flandrischen Raumes, als Dekorationselement Vorbild.

Sigrid Theisen zog in ihren Untersuchungen über den Eifeler Eisenkunstguß im 15. und 16. Jahrhundert das Fazit, daß dieser im 16. Jahrhundert, also im Zeitraum seiner Hochblüte, vier Perioden gehabt hat. Dabei spielte in erster Linie der Bildinhalt eine Rolle. Sie konstatiert: ,,Innerhalb dieser Periodenfolge sind thematische Unterschiede von stilistischen begleitet''.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wanderte die in den Eifeler Hütten praktizierte wie sich bewährende Technik nach Luxemburg und ins Elsaß, das bald mit Platten in großflächig angelegten Figuren brillierte. Aus dem Siegerland sind uns die ersten urkundlichen Zeugnisse der Plattengießerei aus den Jahren 1486/87 überliefert. So fabrizierte ,,gerhart snytzeler'' zum Beispiel einen eisernen Ofen. Mitte des 16. Jahrhunderts tauchte Johann Pender als Formenschneider auf, vielleicht mit Meister ,,P im Schild'' (so die Signatur) identisch, versippt auch mit den Familien Pithan und Pfeiffer zu Siegen, die allesamt das ,,P'' im Schild führen konnten[6]. Das ,,P'' als offensichtliche Künstlermarke zeigt auch eine Eifeler Ofenplatte (Quint, 1600) mit Darstellung der Bergpredigt (Abb. 8).



Abb. 6: Ofenplatte, ,,Moses mit den Gesetzestafeln''. Haina, 1516.

In Hessen stieg das Kloster Haina zum unumstrittenen Zentrum des künstlerischen Eisengusses auf. Zuerst scheint man sich hier an importierten Öfen orientiert zu haben. So 1508, als ein ,,räuchiger, zerbrochener'' eiserner Wärmespender in der Krankenstube des Landgrafen Wilhelm zu Kassel aufgestellt wurde. Der selbständige Guß indes begann erst zwischen 1516 und 1528, wie eine datierte Ofenplatte (Moses mit den Gebotstafeln, Abb. 6) zeigt. Und es war Meister Philip Soldan zum Frankenberg[7], der den Eisenguß in Hessen als überragende Künstlerpersönlichkeit in der Renaissance auf noch jetzt bewunderte Höhen

770132



Abb. 7: „Anbetung der Heiligen drei Könige", Eifel (Quint?) um 1670.



Abb. 8: Darstellung der Bergpredigt. Quint (Eifel), datiert 1600.

führte. In seinem Schüler Jost Luppold von Treysa lebte er fort.

Älteste Gießöfen im Harz werden um 1550 erwähnt. Einen „Meister der Königin von Saba" konnte die Forschung ermitteln sowie den Formenschneider Ronning. Beider Schöpfungen sind von überragender künstlerischer Qualität.

In Württemberg war der Kunsteisenguß nur vereinzelt angesiedelt. So vor allem im Brenztal. Er konzentrierte sich in Baden auf Kandern und Rheinfelden. Nicht zu vergessen dann das Saarland mit den Hütten von Neunkirchen, Dillingen, Geislautern, Fischbach (Abb. 5) und anderen[8]. Für Franken sei Lohr am Main genannt, dessen Manufaktur von den Grafen Schönborn begründet wurde. Prachtvolle Exemplare des Lohrer Kunsteisengusses finden sich noch heute auf Schloß Pommersfelden bei Bamberg.

Der technische Vorgang des Eisengusses als offener Herdguß ist vielfach beschrieben worden. Das Holzmodel (Formbrett) wurde mit der meist reichdekorierten sehr flachen Reliefseite in ein angefeuchtetes, horizontales und mit Lehmzusatz verdichtetes Sandbett gedrückt, das mittels Lineal, Winkel und Setzwaage exakt vermessen war. Die dabei entstehende Negativform ist häufig mit Graphitstaub nachbehandelt, geglättet worden. In das dermaßen vorbereitete „Bett" füllte der Gießer (Reitmeister geheißen) das flüssige Eisen. Das Model ließ demnach eine mehrmalige Verwendung zu und nicht selten haben sich bis zu fünfzig „Wiederholungen" ein und derselben Platte (wenn auch in abweichendem Zustand) erhalten, wogegen Holzmodel eine Rarität blieben, wie jenes im Marburger Universitätsmuseum aus dem 16. Jahrhundert mit dem Bild des Judas Makkabäus.

Die Herdplatten haben meistens seitlich und oberhalb, auch unter der das Bild umrahmenden Leiste einen verschieden breiten, unbearbeiteten, groben Rand. Er ist vonnöten, um vor allem die Takenplatte fest und korrekt der Wand einzupassen. Bei den Ofenplatten sind die Ränder gewöhnlich schmal, den Kaminplatten fehlen sie fast völlig. Der Rand schwingt hier zu Bögen und Voluten aus und behält seinen Schaueffekt. Auf holländischen barocken Kaminplatten drängt er sich protzig vor und degradiert das Bild zur Nebensache.

Objektbeschreibungen sind wichtig, um herauszufinden, wohin eine Platte ursprünglich gehörte, welchem Zweck sie diente und auch, welche Veränderungen im nachhinein vorgenommen wurden, um sie persönlichem Geschmack verfügbar zu machen. So sind zum Beispiel komplette Ka-

770133

stenöfen auseinandergenommen worden, ein Verfahren, wie es bei wertvollen Buchillustrationen im Kunsthandel vielfach üblich wurde und von Antiquariaten heute noch praktiziert wird.

Wir haben schon Kamin-, Taken- und Ofenplatten — als Sammelbezeichnung ,,Herdplatten" genannt — voneinander geschieden. In Eifeler Haus- und Möbelinventaren des 16. Jahrhunderts wird von ,,Eysenoffen, tackn", oder ,,isern brandrichten" gesprochen. In der Tat repräsentieren sie einen sehr unterschiedlichen Verwendungszweck. So ist die Kaminplatte mit ihrer Schauseite der offenen Feuerstelle zugewandt, um die dahinter liegende Wand vor Flamme und Hitze zu schützen. Verständlich, daß das Plattenbild darunter litt und manchmal bis zur Unkenntlichkeit zerstört wurde. Die Takenplatte hingegen kehrt ihre glatte, nicht gestaltete Seite der Feuerstelle — in der Küche z. B. — zu: sie fungiert als Wärmeleiter für den rückwärts angrenzenden, gewöhnlich sehr kleinen Wohnraum und schmückt diesen entsprechend mit ihrer ,,schönen" Seite. Häufig war eine solche Takenplatte noch zusätzlich vom Takenschrank umbaut, nicht zuletzt zum Regulieren der Wärmezufuhr. Die Takennische galt als Sitzplatz des Hausvaters. Hier versammelte sich die Hausgemeinschaft. Die Illustrationen der Takenplatte konnten zu Meditation wie zum Gespräch anregen. Ihre Bilderwelt mit Bibelszenen, Heiligendarstellungen oder Szenenfolgen aus der antiken Mythologie sowie Märchen und Sagen alter Volksbücher spiegeln oft genug den herrschenden Zeitgeist wider, werden zu Aussagen von reformatorischen oder gegenreformatorischen Strömungen, können als ,,Bilderbibel" in das Heilsgeschehen der Kirche einführen[9]. Albrecht Kippenberger hat zurecht auf eine Art Flugblattfunktion von Platten während der stürmischen Umbruchjahrzehnte des 16. Jahrhunderts verwiesen. Als provozierender Eklat mögen sie in der Tat bisweilen verstanden worden sein.

Noch ein Wort zur Etymologie. Der Terminus ,,Takenplatte" soll sich aus dem Lateinischen ,,tegere" auch ,,tangere" herleiten, womit bedecken oder berühren gemeint ist. Der hinter dem offenen Herdfeuer angrenzende Raum wird ,,bedeckt" oder ,,berührt".



Abb. 9: ,,Die Taten des Herkules und des Samson", Eifel, um 1500.

Das offene Kaminfeuer wich im Lauf des 16. Jahrhunderts in bürgerlichen Haushalten den Platten- und Kastenöfen. Der Adel bevorzugte weiterhin die offene Feuerstelle und die sie schmückenden Kaminplatten, wenngleich auch hier vereinzelt prunkvolle Öfen überliefert sind. In der Spätgotik wurden diese als dreiseitig umgehbar bekannt, mitunter auch als mehrgeschossige Doppelöfen. Es folgten die freistehenden Öfen, von denen das Kölnische Stadtmuseum ein Exemplar besitzt (Abb. 13). Es handelt sich um einen kompletten, eingeschossigen Vierplattenofen, dessen Höhe (ohne Füße) 82 cm mißt. Die Breite beträgt 73 cm, die Tiefe 44 cm. Die Füße wurden durch einfache Vierkantstempel ersetzt und dürften auch hier ursprünglich als Baluster, auslaufend in Löwen- oder Bärenklauen, geformt gewesen sein.

Die Herkunft des Ofens ist fraglich — vielleicht stammt er aus Hessen oder aus dem Siegerland. Er

770134





Abb. 10: Variierte Ofenplatten mit im unteren Feld jeweils gleichem Motiv. Links Porträtmedaillons, rechts Wappen. Eifel, Mitte 16. Jahrhundert.

trägt die Jahreszahl 1698 und das Monogramm LW. E, vermutlich die Signatur des Formenschneiders. Biblisches ist dargestellt und Allegorisches, darunter die Tugendpersonifikationen Prudentia, Temperantia und Patientia, ein im ganzen traditioneller Katalog. Dann Geharnischte in fast barocker Fülle. Das Bildprogramm sprengt bisweilen überquellend den vorgegebenen Rahmen, steht in keiner rechten Proportion zueinander. Der Verdacht drängt sich auf, als sei die anfängliche Bildkomposition durch Auswechseln der einzelnen Platten verändert worden und demnach jetzt nicht mehr original.

Vor Jahrzehnten konnte ich an diesem Kastenofen noch geringfügige Spuren einer Bemalung nachweisen. Sie sind inzwischen ganz verschwunden. Wie die meisten Herdplatten, so präsentiert sich auch dieses Exponat geschwärzt und matt schimmernd. Bei anderen Stücken hat man eine Art glänzenden Lacks aufgetragen. Nach Kippenberger besaß das Kölner Kunstgewerbemuseum eine der seltenen bemalten Herdplatten. Er verband mit diesem Hinweis die Bemerkung, daß wir uns diese überhaupt in reichen Farben vorzustellen haben, der heutige Zustand Verfälschung und Täuschung sei. Die von Kippenberger zitierte Herdplatte habe ich vergeblich aufzuspüren versucht.

Die zeitliche wie auch thematisch-stilistische Spanne der Kölner Museumssammlung umfaßt so gut wie jede Möglichkeit von Herdplattenkunst überhaupt. Allgemein gültige Merkmale der hier vorgestellten Platten sind unter anderem breite, in Zonen unterteilte Szenenbilder mit umlaufenden Figurenbändern und reich durchgebildeten Eckleisten. Tiere, Putten, Köpfe, Hermen, Karyatiden, Masken von machmal groteskem Zuschnitt überspinnen das Bildwerk. Vielfach sich verzweigendes Geäst und Blütendolden sind weitere Kennzeichen. Geometrisches, Lineares, Faltwerk wird eingebracht, das Flamboyantmotiv angewendet.

Die Bildwelt ist belebt von zyklischen Darstellungen aus der biblischen Geschichte mit den Erzählungen vom Verlorenen Sohn, dem Barmherzigen Samariter, dem Urteil Salomons oder vom Ölkrug der Witwe zu Sarepta. Wiederholt ist des Tobias Heilung dargestellt, eine in ihrer Ausdruckskraft rührend anmutende Bilderzählung (Abb. 1). Lazarus und der reiche Prasser (durchaus auch als gesellschaftskritisches Thema der Zeit zu verstehen), die Heiligen Dreikönige — überhaupt Heiligenfiguren von regionaler Bedeutung — sind gefragt. Im ,,kölnischen'' Teil

770135



Abb. 11: Darstellung der Europa mit Gefolge auf einer holländischen Kaminplatte, um 1670.

770136



Abb. 12: „Jäger mit Hund". Herdplatte um 1750.

Abb. 13: Eingeschossiger Vierplattenofen mit Darstellung des Jakobbrunnens und anderem. Monogramm LW. E., Hessen oder Siegerland (?), 1698.



der Eifel bleiben das auf lange die Weisen aus dem Morgenland ebenso wie Thebäische Märtyrer, die Vier Marschälle (Antonius, Quirinus, Hubertus und Cornelius) als Lokalheilige, wozu auch Katharina und endlich die Heilige Barbara, beziehungsreiche Patronin der Bergleute, zählt. Und dann — seit den Tagen der Renaissance — findet man antike Heroen und ihren Sagenkreis, die Mythologien der Alten. Interessant, wie sich einiges davon in einer Art typologischem Bilderzyklus zusammenfügt. Das heißt: Altes und Neues, Erwartung und Verheißung der antiken Welt auf den kommenden Erlöser sind mit Szenen des Evangeliums illustriert, bestätigt wie konfrontiert. Da schmilzt das Bildprogramm dann zu einer thematischen Einheit zusammen. Die Vielzahl allegorischer Darstellungen könnte fast als eine Sondergattung angesehen werden.

Frühe Eifeler Beispiele bieten von solcher Vielfältigkeit noch gar nichts. Jene anfängliche Gußperiode ist charakterisiert durch bestimmte gotische Formenelemente: krabbenbesetzte Bögen, Maßwerk, Rebenranken und X-Ornamente (Abb. 4). Erst allmählich und zaghaft nur wird Figürliches der linearen Komposition in archaischer Sehweise zugeordnet: etwa Mischwesen — halb Mensch, halb Tier — nach antikem Zuschnitt mit den sie kennzeichnenden Attributen Kamm und Ring, Pfeil und Kugel (Abb. 3). Ineinander verschlungenes Gezweig (Weinranken wie Reben zumeist) kennzeichnet eine Kaminplatte aus derselben Zeit (um 1500). Kleine, hockende Bestien in den unteren Plattenecken sind nur undeutlich und umrißhaft erfaßt. Das Rankenmotiv und jenes bizarrer Ungeheuer — ein Relikt germanischer Vorzeit sowie aus tiefeingewurzeltem Dämonenglauben herrührend — wurde nochmals aufgegriffen, so um 1550 und später. Doch kamen nun Stilelemente der Renaissance hinzu. Das modisch aufgeputzte Paar in Rundmedaillons macht den Wandel spürbar, ebenso die Möglichkeit, vorgegebene Model zu variieren (Abb. 10).

770137

Bereits um 1500 beherrschte andererseits eine Ofenplattenseite aus der mittleren Eifel den Figurenstil im gekonnten Betonen dramatischer Akzente. Die Taten des Herkules und die des Samson sind gemeint, dargeboten unter Bögen, Blattvoluten, Fruchtkörben und Putten, ein Dekorationsarsenal, das mit den Formen später Gotik nichts mehr zu tun hat (Abb. 9). Herkules und Samson blieben beliebte Motive während der folgenden Jahrzehnte. Hinzu traten Judith und Lukretia. Der Variationen gibt es viele. Reizvoll wie anmutig zugleich dann eine weitere ,,antike" Gruppe, die das Parisurteil darbietet. Die Ofenplattenseite ist 1579 datiert, doch wohl erst 1584 gegossen worden. Im unteren Sockelfeld sind, unter Muschelbögen einander zugekehrt, ein Herr und seine Dame in standesgemäßem spanischem Habit ins Blickfeld gerückt. Darüber, gruppiert unter einen flachen Dreipaßbogen, Paris als Hirte, Hermes in geschlitztem Wams mit Flügelhaube. Rechts die unbekleideten Göttinnen in sorgfältiger Körpermodulation.

Gekonnt wirkt auch die aus Daun stammende linke Ofenplattenseite mit einer überaus gedrängten Szenenfolge von Antikem und Biblischem, Weltlichem wie Geistlichem. Im Hauptfeld unten ein Schiff voller Narren, Spielleuten, Liebespaaren. Darüber Bilder aus der Kindheitsgeschichte Jesu, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel. Eine in summa geradezu verwirrende Fülle von Ereignissen, Menschenknäueln und gegensätzlichen Dekorationsformen. Als Beispiel mag die Gestalt des Melchisedech gelten, von gotischem Kielbogen bekrönt. Sind hier zwei Model aus unterschiedlicher Entstehungszeit zusammengefügt worden? Die Platte vom Ende des 16. Jahrhunderts fällt auch durch ihre Maße auf: 150 x 112 cm — ein sonst kaum übliches Format.

Heiligenfiguren in frontaler Stellung, statuarisch erfaßt, bietet mit Christophorus und Jakobus eine Arbeit aus der Südeifel um 1530. Dieselbe Gestalt des Christophorus wurde zur fast gleichen Zeit in eine Gruppierung um den Gekreuzigten unter nasenbesetzten Kielbögen übernommen.

Länger als vieles andere hat sich ein beliebtes und weit verbreitetes Motiv im Bereich des Erzstiftes Köln erhalten: die Anbetung der Heiligen drei Könige. Noch 1670 überliefert eine Ofenplatte den herkömmlichen Duktus und die schon im 16. Jahrhundert gebräuchliche Bildkomposition, wenn es sich nicht überhaupt um ein wiederaufgelegtes Model handelt und das Ganze nichts weiter als ein später Nachguß ist, abgesehen vielleicht von der den Bibelvers umrahmenden Kartusche unter einer Art Perlstab als Trennlinie zum Bild. Derlei Modelvermischungen waren ja nicht neu und bringen kuriose Stilbrüche mit sich, die nicht ohne Effekt sind, aber eine exakte Datierung schwerfallen lassen (Abb. 7). Die Hütten sind bei derlei Verfahren nicht zimperlich gewesen, orientierten sich allein am Auftraggeber oder dem gerade herrschenden Publikumsgeschmack. Es liegt auf der Hand, daß damit dem künstlerischen Niedergang Tür und Tor geöffnet wurde, die blasse Kopie, das ,,Plagiat" im Schwange war.

Es gibt auch Ausnahmen, Weiterentwicklungen und neue künstlerische Offenbarungen. Von den Niederlanden her breitet sich ein fast pompös zu nennendes Rahmendekor aus. Unser Beispiel stammt aus dem Jahr 1670. (Abb. 11). Fruchtgehänge, Löwenköpfe mit wallenden Mähnen begleiten fast laut und aufdringlich die Illustration der Europa und ihres Gefolges im durchaus modebewußten Aufzug. Der Stulpenstiefel des männlichen Begleiters wagt beinahe den Schritt über den zum sonstigem Prunk merkwürdig kontrastierenden Rahmenperlstab hinaus. Von sehr ähnlicher dekorativer Statur ist die Kaminplatte der Kölner Brauerzunft, 1675 datiert. An die Stelle üppiger Festons sind jetzt textile Arrangements getreten.

Hundert Jahre später überrascht die auf einer Platte eigentlich nur skizzenhaft erfaßte Umwelt eines Jägers in äußerst sparsam wirkendem, sehr frei behandeltem Rahmen (Abb. 12). Die Jägermontur wirkt dagegen minutiös durchgearbeitet, ihr vor allem galt die Aufmerksamkeit des Formenstechers. Die fast malerische Bildatmosphäre vermittelt eine verspielte, anakreontisch empfundene, immer noch höfisch geprägte Epoche in der Neueinschätzung von Natur.

Anmerkungen

[1] Kippenberger, Die deutschen Meister des Eisengußes. Marburg 1931. Ders. Die Kunst der Ofenplatten, dargestellt an der Sammlung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf, 1928, 1973[2]

A. Kippenberger, Stichwort ,,Eisenguß". In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, hrsg. v. E. Gall u. L. H. Heydenreich. Bd. IV, Sp. 1109 ff. Stuttgart 1958

A. Kippenberger, Der künstlerische Eisenguß, Wetzlar 1950[1], Marburg 1952[2]. Die Bibliographie in ,,Stücken" a. a. O. S. 8 ff.

Studien zum künstlerischen Eisenguß, Festschrift für Albrecht Kippenberger zum 19. Dezember 1970, hrsg. v. Gerhard Seib, Text u. Tafelband, Marburg 1970

E. Schmitt, Kamin-, Ofen- und Takenplatten aus saarländischen Eisenwerken, Düsseldorf 1967

S. Theisen, Der Eifeler Eisenkunstguß im 15. und 16. Jahrhundert, Düsseldorf 1962[1], 1973[3]

[2] So Kippenberger und Theisen

[3] Kunsthaus am Museum, Carola van Ham, Köln. Auktionskatalog 69. 10–13. Nov. 1976. W. 455

[4] Jacob Wilhelm Flosdorff, Eine Ofenplatte Wilhelm Vernukkens in der Eifel, in Studien zum künstlerischen Eisenguß a. a. O. S. 103 ff.

[5] ebd. S. 105

[6] B. Roedig, Zur Bestimmung des Siegerländers Meister ,,P im Schild". Eine familienkundliche Untersuchung in: Studien zum künstlerischen Eisenguß a. a. O. S. 82 ff.

[7] A. Kippenberger, Philipp Soldan zum Frankenberg, ein hessischer Bildhauer des 16. Jhdts., Wetzlar 1926

[8] E. Schmitt, a. a. O.

[9] W. Schumacher, Biblische Bilder in alten Eisen. Zum geschichtlichen Werden der Eifeler Herd- und Ofenplatten aus theologisch-pastoraler Sicht. Köln 1976. 2. Aufl.

M.-L. Schwering, Die Bibel auf der Ofenplatte, Kölnische Rundschau, Febr. 1956, ders. Kirchenztg. f. d. Erzbistum Köln v. 15. Jan. 1961

770138

Biblische Geschichte auf Altdeutschen Ofenplatten

Von Dr. M. L. Schwering



Moses mit den Gesetzestafeln

Fotos: Rheinisches Museum

Viel mehr als in unseren Tagen begleitete in früheren Zeiten die Menschen das Heilsgeschehen der Kirche. Unter seinem Einfluß vollzog sich die große Politik gerade so gut wie Alltag und Häuslichkeit. Ein ausdrucksvolles Beispiel dieser alles gestaltenden religiösen Haltung ist die Ofen-, Kamin- oder Takenplatte mit Darstellungen und Szenen des Alten und Neuen Testamentes.

Der künstlerische Eisenguß verlor in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine Bedeutung. Und als die Technik immer weitere Fortschritte in der Beheizung des Wohnraumes machte, büßte die Ofenplatte schließlich auch ihren Gebrauchswert ein. Sie wurde in der Folge ein Zier- und Prunkstück unserer Museen, oft genug auch privater Sammlungen. Hier und da trifft man allerdings auch heute noch in alten Bauernhäusern der Eifel, des Siegerlandes und Hessens oder im Harz auf prachtvolle Stücke.

Für das Aufkommen des Eisengusses kann man keine bestimmte Gegend Deutschlands namhaft machen. Aber wir dürfen wohl annehmen, daß er von Westdeutschland, und zwar von der Eifel her, seinen Ausgang nahm. Zu Ende des 15. Jahrhunderts finden wir hier einen Meister Poelit van der Ar erwähnt, der sich auf den kunstvollen Eisenguß vortrefflich verstand. Für die Grafschaft Manderscheid werden um die Mitte des 16. Jahrhunderts eiserne Öfen in großer Zahl genannt. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß dem Guß von Ofenplatten zunächst einmal der von Kanonenteilen voraufgegangen ist. Wie so oft in der Geschichte der Menschheit, mag auch hier eine verfeinerte Kriegskunst den Weg zu neuem Kunstschaffen ermöglicht haben.

Eine Reihe der frühesten urkundlichen Nachrichten über die Ofenplattengießerei hat uns das Siegerland überliefert. 30 Hütten sind hier um das Jahr 1497 bei der Arbeit gewesen. Siegener Künstler brachten die Technik des Ofengusses wahrscheinlich nach Hessen und in den Harz. Wie in der Eifel die Hütte Quint im Trierischen qualitativ besonders gut gearbeitet hat, so war in Hessen die Schmelzhütte des Klosters Haina für vortreffliche Arbeit bekannt. Philipp Soldan zum Frankenberg ist einer der großen hessischen Plattenkünstler gewesen, im Lande der Sieg Johann Pender, um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Im süddeutschen Raum genossen die württembergischen Hütten des Brenztales hohes Ansehen.

Die „hohe Zeit" der Ofenplatte ist das 16. und 17. Jahrhundert. Damals standen die Formenschneider auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung. Waren die Öfen noch zur Gotik Kostbarkeiten in den Schlössern des Adels oder den Ratssälen der reichen Städte, so werden sie jetzt Besitz des Bürgers und damit echte Volkskunst. Die vornehm zurückhaltende gotische Ornamentik macht reichem Formenspiel Platz. Man entdeckt eine Vorliebe für Säulen, Pilaster und reiche Ausblicke durch offene Bögen. Die Landschaft tritt jetzt, oft nur zaghaft skizziert, aber doch augenfällig, in Erscheinung. Auf die genaue perspektivische Wiedergabe von Nähe und Ferne, Tiefe oder Höhe ist Wert gelegt. In den Mittelpunkt der Darstellung tritt der Mensch. Auf seinem Gesicht spiegelt sich erstaunlich getreu Angst, Schrecken, Freude oder Erstaunen wider. Gebärde und Haltung sind dem Leben nachgebildet, der Faltenwurf des Gewandes ist reich und fließend. Die Ofenplatte wird in der Renaissance, ähnlich wie Baukunst, Malerei und Plastik, zum beredten Zeugnis vom Aufbruch eines neuen, quellenden Lebensgefühls, ein Spiegelbild der religiösen Zeitanliegen, des Bedürfnisses, sich durch das Studium der Bibel mit den Heilswahrheiten der Kirche vertrauter zu machen. Als Träger und Verbreiter der Bibelinhalte spielt so die Ofenplatte eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die hier wiedergegebenen Fotos zeigen, daß man sich in der Darstellung biblischen Stoffes auf eindrucksvolle Szenen beschränkt hat. Eine Platte zeigt dabei oft unterschiedliche Bilder. So unterteilt man z. B. gerne die Geschichte vom verlorenen Sohn, der undankbar und leichtsinnig sein Elternhaus verlassen hat, Jahre später aber, der Sünde und Armut verfallen, zurückkehrt und freudig vom Vater wiederaufgenommen wird. In ähnlicher Unterteilung finden wir auch häufig die Lazarus-Szene wiedergegeben.

Unsere Ofenplatten werden bei solchen Darstellungen schließlich zu vollkommenen Abbildern einzelner Bibelseiten und wirken wie die ersten unförmigen Bibelausgaben der Reformationszeit.

Die Weihnachtsgeschichte, immer und immer wieder in allen nur denkbaren Variationen nachgebildet, hat die Formenschneider offenbar ganz besonders gefesselt. Der Stall von Bethlehem ist, wie unser Foto zeigt, nur angedeutet und bildet den bescheidenen Hintergrund des großen Geschehens. Auf engstem Raum ist die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande wirkungsvoll gruppiert. Auf das Kind und seine Mutter sind alle Gesichter voll Staunen und verhaltener Freude gerichtet. Die sakrale Stimmung des

770139



Tobias heilt den blinden Vater

Augenblicks wird durch die zur Seite stehenden, lanzenbewehrten Wächter eher gehoben als geschmälert. Christi Geburt, Tod und Auferstehung, seine Lehr- und Wundertätigkeit in Galiläa, wie überhaupt die ergreifenden Kapitel des Neuen Testamentes, alles dies ist unsern Ofenplattenbildnern eine unerschöpfliche Quelle und Vorlage fleißigen Kunstschaffens gewesen. Mit Liebe und Sorgfalt entwarfen sie aber ebenso aus der Geschichte des Alten Bundes Bilder voller Lebendigkeit und Wirklichkeitsnähe.

Sehen wir uns daraufhin doch nur einmal den Mannasegen oder das Wasserwunder an! Nach dem Auszuge der Kinder Israels aus Ägypten, nach tagelangem Mühen, Harren und auch Murren wider Gottes Plan erfüllt sich das Verlangen des Volkes in dürrer Wüste nach Brot, Fleisch und Wasser. Und eben diese Stunde hat der Künstler, vielleicht nach dem Ölbild eines anderen großen Meisters der Zeit, festgehalten. Hier ist alles Bewegung, Hast und Aufgeregtsein. Mit frohem Jauchzen und behutsamer Gebärde — das Temperament des einzelnen ist sehr wohl zu erkennen — wird die kostbare Nahrung eingeheimst oder das Rauschen des Wassers mit erhobenen Händen in Dankbarkeit begrüßt. Gierig schlürfen die fast verdursteten Schafe das kostbare Naß. Eilend läuft man hinzu, den Krug bereithaltend. „Moses schlug an den Felsen, und es floß Wasser daraus", so berichtet uns die Heilige Schrift. Nicht lange danach gibt der Herr dem Volke der Juden auf dem Berge Sinai sein Gesetz und dem „Moses zwei Tafeln, die waren steinern und geschrieben mit Gottes Finger". Auch das ist ein Ereignis, bedeutungsvoll genug, um von einem unserer Plattenschneider wiedergegeben zu werden. Wir fühlen der Gestalt des Moses die Wichtigkeit und Verantwortung seines Auftrages nach. —

Ganz Ruhe und Gelassenheit strömt dagegen die Ofenplatte mit der Darstellung der Heilung des Tobias aus. Ein Bild unbedingten Gottvertrauens, voller Teilnahme und Empfindung für das Schicksal des Blinden. Der Sohn, von langer, beschwerlicher Reise eben erst zurückgekehrt, hat uns voll Mitgefühl sein Gesicht zugekehrt. Zu seinen Füßen schmiegt sich der Haushund. Die Szene bietet ein Bild echter Menschlichkeit. Erwartung steht auf allen Gesichtern geschrieben. Was wird geschehen? „Und nun hat Gott mich geschickt, dich zu heilen", sagt der Engel Raphael im Buche Tobias.

Vorzüglich ist auch eine Eifeler Arbeit der Hütte Quint, die drei Jünglinge im Feuerofen darstellend. Die gottesfürchtigen Männer aus dem dritten Kapitel des Buches Daniel sind ja von jeher schon ein Vorbild wahrer Standhaftigkeit im Glauben gewesen. Der Künstler zeigt uns hier den Moment ihrer Errettung aus furchtbarer Gefahr durch Gottes Hilfe. Unvergessen bleibt in den Gebetstexten der Kirche ihr herrlicher Lobgesang, der noch heute vom Priester nach jedem heiligen Meßopfer gebetet wird.

Nicht allein durch Formenschönheit und technische Vollkommenheit entzückt die Ofenplatte den Beschauer. In einer Zeit, wo Religion und Glaube wenig mehr gelten, spricht sie uns vor allem durch ihre echte, religiöse Empfindung an, die von dem Geist und den Männern der Zeit zeugt, der sie ihre Entstehung verdankt.

770140



Anbetung der drei Weisen



Mannaregen in der Wüste



ses schlägt Wasser aus dem Felsen



Die drei Jünglinge im Feuerofen

Streiflichter

Wo verbringen unsere Kinder den Sonntagnachmittag?

Eine umsichtig durchgeführte Befragung von 10- bis 12jährigen Jungen ergab folgende Durchschnittswerte. Von den Jungen waren

1.	daheim im Elternhaus	8%
2.	mit den Eltern außerhalb des Hauses	13%
3.	auswärts mit Vereinen und Jugendgruppen (ohne Sport)	12%
4.	sportausübend am Ort und auswärts	14%
5.	als Zuschauer auf Sportplätzen (allein)	21%
6.	allein im Kino	16%
7.	mit Kameraden in Wald und Feld	11%
8.	sonstiger Zeitvertreib außerhalb der Familie	5%

Heimatvertriebene

gibt es im Bundesgebiet und in der Sowjetzone zusammen mindestens 10 Millionen. Der noch immer wachsende Zustrom aus der Sowjetzone vermehrt die Zahl der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik auf über 10 Millionen (das ist fast die Einwohnerzahl von Irland und Australien zusammengenommen). Trotz der ständigen Abwanderung der heimatlosen ausländischen Flüchtlinge beträgt ihre Zahl immer noch 200000. Im Jahre 1949 fehlten in Westdeutschland etwa 5 Millionen Wohnungen. 1950 hatten noch etwa ¾ der Vertriebenen-Familien keine eigene Wohnung. 68 Prozent lebten in Untermiete, 10 Prozent in Notunterkünften oder Lagern.

Bis Ende 1952 wurden in Westdeutschland 1091000 Wohnungen gebaut. 370000 davon, d.h. 33,9% kamen an Vertriebene und Flüchtlinge. Ende 1953 werden also über 1 Drittel derselben schon eine eigene Wohnung haben.

Einbruch des Materialismus

Genußsucht um 300 Prozent gestiegen

In den letzten 10 Jahren ist in Österreich die Genußsucht um rund 300 Prozent gestiegen. Etwa 110 Millionen Liter Wein, 300 Millionen Liter Bier, 7,5 Millionen Liter Schnaps und rund 2 Millionen Flaschen Sekt werden in Österreich jährlich konsumiert. Außerdem werden im Jahr rund 7 Milliarden Zigaretten verraucht. Jeder konsumfähige Österreicher gibt im Durchschnitt 750 Schilling aus, während die Gesamtspenden für Karitasanliegen, auf die gleiche Personenzahl verteilt, eine Kopfquote von nur 1 Schilling im Jahr ergeben.

400 Hellseher in Wien

400 Hellseher gibt es zur Zeit in Wien, die unter den verschiedensten pseudowissenschaftlichen Bezeichnungen die Gutgläubigkeit und — Dummheit des Publikums ausnützen. Der Wiener Berufsmagier Allan bemühte sich auf einer Pressekonferenz, die Aufmerksamkeit der Behörden auf die bedenklichen Machenschaften dieser Scharlatane zu lenken. Er erklärte, daß nur ein Bundesgesetz, das jede Wahrsagerei unter Strafe stelle, dem immer mehr um sich greifenden Unfug steuern könnte.

Die soziale Not in Italien

Nach dem Bericht des italienischen Vigorelli-Ausschusses leben 232000 Familien (2% der Gesamtbevölkerung) in Kellern, auf Dachböden oder Speichern und 92000 Familien (0,8%) in Hütten oder Höhlen. In 1078000 Familien (9,3%) müssen sich mehr als drei Personen in einen Raum teilen. 1391000 Familien (12%) sind etwas besser dran mit zwei bis drei Personen je Zimmer. Bei 2793000 Familien, insgesamt einem Viertel der Bevölkerung, liegen die Wohnverhältnisse unter dem Normalen. Auch die Ernährungsverhältnisse sind in einem großen Teile der Bevölkerung unzureichend. 869000 Familien (7,5%) können sich weder Fleisch noch Zucker noch Wein leisten und 1032000 Familien (8,9%) nur in geringen Mengen. Von den insgesamt 11592000 Familien haben 1357000 (11,7%) einen „äußerst niedrigen" Lebensstandard, 1345000 Familien einen „niedrigen". 7616000 Familien (65,7%) leben unter „bescheidenen" Verhältnissen und nur 1274000 Familien haben einen guten Lebensstandard. Besonders arm ist der Süden des Landes, wo 57% der Bevölkerung, 8826000 von 15,5 Millionen, unter „äußerst niedrigen" und „niedrigen" Lebensverhältnissen leben. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die äußerste Linke gerade hier den größten Stimmenzuwachs hatte.

Aus Natur und Technik

Multiple Sklerose, eine Stoffwechselkrankheit

Ein Landarzt in Westfalen, Dr. Joseph Evers, war der erste, der an einer großen Zahl von bis dahin hoffnungslos Kranken zum Teil überraschende Heilungserfolge erzielen konnte, und zwar mit einer seitdem berühmt gewordenen Diät von rohem Obst und Gemüse, rohen Eiern, roher Milch, Honig, Butter und gekeimten Getreidekörnern. Auf diese Diät war Evers aus der Überzeugung gekommen, multiple Sklerose sei eine „Zivilisationskrankheit", hervorgerufen durch nicht naturgemäße Ernährung. Nachprüfungen durch erfahrene Fachärzte bestätigten die Erfolgsmeldungen, und seitdem hat sich die Evers-Diät auch in vielen Kliniken und Krankenhäusern durchgesetzt. Aber sie half nicht überall. Und die zweifellos erzielten Heilungen durften die Forschung nicht aufhalten, nach den Ursachen der schrecklichen Krankheit zu suchen und sie von diesen Ursachen aus gleichsam gezielt anzugreifen. Erste hoffnungsvolle Ansätze dazu sind in der Tat vorhanden. Sie sprechen dafür, daß Evers insofern recht hat, als multiple Sklerose wirklich eine Stoffwechsel-Erkrankung ist, und daß sie vom Stoffwechsel her auch erfolgreich angegangen werden kann.

Düsen als Bootsantrieb

In Amerika werden bereits serienmäßig Boote hergestellt, bei denen Wasser als Rückstoßmedium verwendet wird. Das durch eine Sieböffnung im Boden angesaugte Wasser wird unter hohem Druck aus einer Düse herausgepreßt. Der dadurch entstehende Rückstoß treibt das Boot an. Die Düse ist nach allen Seiten drehbar und ersetzt dadurch gleichzeitig das Steuer. Bei Stellung in Fahrtrichtung wirkt sie als Bremse, die das Fahrzeug innerhalb einer Bootslänge aus der Höchstgeschwindigkeit heraus zum Stillstand bringt oder gar rückwärts fahren läßt. Auch schlammiges Wasser (bis zu 60% feste Stoffe) verstopft den Antrieb nicht. An die Düse läßt sich ein Druckschlauch mit Spritzkopf anschließen, wodurch eine Feuerspritze zustande kommt, die 4000 l pro Minute fördert. Der 61-PS-Motor gibt einem Boote von 5 m Länge die Geschwindigkeit von 32 Stundenkilometern.

Die häufigste Todesursache

Nicht an Krebs, sondern an Herzleiden starben 1951 die meisten Menschen. Zum erstenmal steht damit diese Todesursache an erster Stelle.

770141

Die Kunst der Herdplatten

(Kamin-, Ofen- und Takenplatten)
von Dr. Klaus Lange



Sachsenroß (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3556
Über Blumen hinwegspringend. Sie sehen an diesem Beispiel, wie gut ein Name unter einer Platte aussieht. Die Platte wird ohne den Inschriftenteil unter dem Bild geliefert.
H. 63 cm / B. 44 cm / ca. 27 kg
(gemessen ohne den unteren Inschriftenteil)

770142

Die Kunst der Herdplatten

Herdplatten (Kamin-, Kastenofen- und Takenplatten) wurden nachweislich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuerst im Siegerland und in der Eifel gegossen.

Kaminplatten waren vor allem in Frankreich, Belgien, Holland und Luxemburg weit verbreitet. Sie wurden zum Schutz der Wand im Innern der offenen Kamine angebracht, gleichzeitig verstärkten sie durch Rückstrahlung die Wärmewirkung des Kaminfeuers. Sie sind im allgemeinen von querrechteckiger oder quadratischer Form. Die Oberkante ist häufig rund oder geschweift gebogen.

Takenplatten wurden vorwiegend in kleineren Wohnungen angebracht. Man legte den Küchenkamin an der Zwischenwand zur Wohnstube an, sparte im Mauerwerk eine quadratische Öffnung aus und verschloß diese mit einer eingelassenen Eisenplatte. Diese Takenplatte wurde durch die Hitze des Kaminfeuers erwärmt und strahlte ihre Wärme in den meist kleinen Wohnraum aus.

Die offenen Kaminfeuer wurden seit dem 16. Jahrhundert zunehmend durch eiserne Kastenöfen, in Norddeutschland auch „Bileggeröfen" genannt, ersetzt. Zuerst noch vereinzelte kaiserliche und fürstliche Prunköfen, eroberten sie sich schnell die Adelshöfe, Rathäuser der reichen Hansestädte, Bürgerhäuser und auch die Wohnstuben der Bauernhöfe. Sie waren kastenartig aus mehreren Platten zusammengesetzt und standen an drei Seiten frei in den Raum hinein. Sie wurden durch die Wand hindurch vom Flur oder der Küche aus beheizt. Die Kaminglut wurde in den Ofen hineingelegt („billegt") und erwärmte die Platten. Die Außenseiten der Öfen, auf denen die Verzierungen waren, wurden daher nicht so sehr erhitzt.

Dem Lebensgefühl der Zeit entsprechend, wurden die Platten nicht nur rein zweckdienlich entworfen, sondern auch künstlerisch ausgestaltet.

Viele Motivrichtungen entstanden im Laufe der Jahrhunderte neben- oder nacheinander. Wappenmotive waren an den Fürstenhöfen und Adelssitzen zu allen Zeiten weit verbreitet, aber auch in den fürstlichen Amtsstuben, Vogteien und Rathäusern. Besonders beliebt war der Reichsadler, der in vielen Abwandlungen vorkam.

Der Herdguß im 15. und 16. Jahrhundert wurde von der Renaissance, der Reformation und Gegenreformation und dem Humanismus mit geprägt. Von der Geburt Christi bis zur Kreuzigung und Auferstehung, von Adam und Eva bis zum Jüngsten Gericht sind fast alle Inhalte der Bibel in Eisenbilder eingegangen. Besonders beliebt waren die Bilder der Hochzeit von Kana (3404 – Jesus verwandelt Wasser in Wein) und des Ölwunders. Die Hochzeit-zu-Kana-Bilder waren bei der Einrichtung eines neuen Hausstandes besonders begehrt. Es war eine Erinnerung an die eigene Hochzeit der Eheleute. Deshalb finden wir neben der biblischen Szene auch die Anfangsbuchstaben von Mann und Frau oder deren Bildnisse auf der unteren Hälfte der Platte. Wie in Kana, sollte auch hier Christus zu Gaste sein; wie er in Kana den Mangel an Wein behoben hatte, sollte er auch den jungen Hausstand vor Not bewahren. Die Heilige Schrift war erst seit kurzem ins Deutsche übersetzt und bewegte die Menschen mehr als alles andere. Die großen Öfen, bedeckt mit Szenenbildern aus der Bibel, stellen eine monumentale Form der Bilderbibel dar. Man hat daher auch die Bezeichnung „Bibelöfen" für diese Gattung geprägt. Sie wurden nach Ost- und Nordfrankreich, Holland, Belgien, England, Skandinavien, Polen exportiert; Auswanderer nahmen sie mit nach Amerika, wo sie noch über Jahrhunderte hinweg in Pensylvanien gegossen wurden.

770143

Der Humanismus fand seinen Ausdruck in Darstellungen antiker Motive und Allegorien wie z. B. dem „Urteil des Paris", griechischen Götterdarstellungen u. a. m. in der mehr verspielten und höfischen Zeit des Barocks und Rokoko kamen Allegorien (Sommer, Frühling, Winter, Fleiß, u. a. m.), romantisierte Szenen aus dem Landleben (der Schnitter, s. Nr. 3661) und aus dem höfischen Leben (häufig Jagdszenen), als Motive auf. Sehr beliebt waren auch die Sachsen-, Westphalen- und Welfenrösser. Ein springendes Pferd war das Wappentier der ältesten deutschen Fürstendynastie, der Welfen. Sachsen- und Westphalenrösser sind im allgemeinen als springendes Pferd in Barock- oder Rokoko-Ornamenten dargestellt. Die Welfenrösser sind mit lateinischen Wahlsprüchen und Anspielungen auf Erfolge des Welfenhauses oder deren Besitzungen (meist Städtebilder) geschmückt. Als z. B. die Cellische Linie des Welfengeschlechtes den Thron von Großbritannien und Irland bestieg (1714), wurde dieses Ereignis dargestellt durch eine Königskrone über dem Haupt des Welfenrosses, die von einer aus dem Himmel kommenden Hand aufgesetzt wird (siehe Nr. 3551).

Über die Nachbearbeitung der Ofenplatten schreibt Professor Dr. A. Kippenberger[1], der führende Forscher auf dem Gebiet der Ofenplattenkunst, „daß die Eisenöfen des 16. Jahrhunderts vielfach tatsächlich bunt bemalt waren!"–„Wie ganz anders in ihrer prächtigen Buntheit müssen diese rot, gelb, grün, weiß und schwarz bemalten Öfen ausgesehen haben als in dem schwarzen Gewande, in dem wir sie nur kennen."

Dr. S. Theisen schreibt über die Eifeler Ofen- und Takenplatten aus dem 15. und 16. Jahrhundert: „Hin und wieder kann man noch Farbspuren wahrnehmen." „Da viele Wappen ohne farbige Kennzeichnung schwer bestimmbar gewesen wären, ist jedoch anzunehmen, daß Details und Beschriftung auch früher schon farbig hervorgehoben wurden. Das dürfte besonders bei Taken- und Ofenplatten der Fall gewesen sein, die mit ihrer Oberfläche nicht direkt dem Feuer ausgesetzt waren."[2]

Die Meister der Ofenplatten nennen sich Formenschneider, so wie die Künstler des Holzschnitts. Sie waren angesehene Leute. Das geht z. B. daraus hervor, daß Landgraf Philip von Hessen den berühmten Formenschneider Philipp Soldan mit der Herstellung des Grabmahls seiner Gemahlin Christine in der Marienkirche zu Kassel beauftragte; daß einer der besten und bekanntestesn Architekten und Bildhauer des 16. Jahrhunderts, Wilhelm Vernukken, der Schöpfer der Rathausvorhalle zu Köln, auch Modeln für Ofenplatten schnitzte.

Von den großen Meistern sind nur wenige namentlich bekannt, so Philipp Soldan zum Frankenberg aus Oberhessen, der im 16. Jahrhundert wirkte und wohl der berühmteste Formenschneider war. Eine der wenigen, von ihm voll signierten Platten ist die Menschheits(Paradies)-Geschichte (siehe Bestell-Nr. 3410). Er hatte eine Reihe von Schülern, u. a. Schillingk von Imklusen und Conrad Luckeln. Im Siegerland war der Meister Johann Pender tätig. Weitere Meister waren im Harz (Ronnung), Köln (für das nördliche Eifelgebiet), Andernach, Augsburg (aus dem Kreis um Holbein), in Tirol und Elsass ansässig und haben viele schöne Bilder geschaffen.

Die Kunst der Herdplatten ist ein bedeutender Teil der deutschen und europäischen Kulturgeschichte. Es ist daher nur zu begrüßen, daß das Interesse an diesen schönen Platten heute wieder neu auflebt, denn es wäre schade, wenn dieser spezifische Beitrag des deutschen Kulturkreises zur europäischen Volkskunst, in Vergessenheit geraten sollte.

1) In „Die Kunst der Ofenplatten", Düsseldorf, 1973
2) In „Der Eifeler Eisenkunstguß im 15. und 16. Jahrhundert", Düsseldorf, 1962

770144



David der Prophet (1716)
Bestell-Nr. 3254
Inschrift: David der Provet.
Das David-Bild stammt aus dem 16. Jh. und wird dem Formenschneider Philip Soldan zugeschrieben.
H. 70 cm / B. 34 cm / ca. 18 kg

Adam und Eva (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3401
H. 36 cm / B. 39 cm / 10 kg



Christophorus (1553)
Bestell-Nr. 3414
a) mit Rand
H. 48 cm / B. 35 cm / 12 kg
b) ohne Rand
H. 32 cm / B. 24 cm / ca. 3 kg
(mit Aufhänger)
Auch Sonderanfertigungen in anderen Größen möglich.
Das Bild zeigt die Platte 2414 b.



770145



Die Welt in Gottes Hand (17. Jh.)
Bestell-Nr. 3417
Neben christlichen Motiven kommen astrologische und mythologische Begriffe zur Darstellung. In der Weltkugel die griechische Göttin der Erde.
H. 56 cm / B. 46 cm / 19 kg



St. Georg (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3412
Der Drachentöter, umrahmt von schönem Rokoko-Ornament.
H. 64 cm / B. 45 cm / ca. 20 kg

Das Abendmahl von Leonardo da Vinci (ca. 1820)
Bestell-Nr. 3411
Ein besonders gut gelungener Guß dieses europäischen Meisterwerks. Modell von L. Posch, dem berühmten Berliner Formenschneider.
a) H. 35 cm / B. 61,5 cm / 11 kg
b) H. 20 cm / B. 34 cm / 3 kg



770146



Hochzeit zu Kana (16. Jh.)

Bestell-Nr. 3404

Jesus verwandelt auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein. Ein beliebtes Thema des von Hungersnöten geplagten 16. und 17. Jahrhunderts. Die Bilder geben die ursprünglichen Tafelfreuden dieser Zeit wieder.

Beschriftung: Die Historia von der Hochzeit zu Cana in Galilea. John. 2. Die Platte stammt von dem berühmten Harzer Formenschneider Ronnung.

Die Platte ist besonders schön in Farbe.

H. 66 cm / B. 62 cm / 27 kg

Der Segen des Herrn machet reich (Ölwunder) 16. Jh.

Bestell-Nr. 3402

Inschrift:

Der Segen des Herrn machet reich.

II Regum. IV Cap.

Gott ernährt die Witwe und vermehrt Ihr Öl.

H. 65 cm / B. 72 cm / 36 kg





Allegorie Treue (16. Jh.)

Bestell-Nr. 3416

Inschrift: L. o.: „Tis u schade dat trou is lichten dan Plume" (Es ist schade, daß Treue leichter ist als Feder). Die weibliche Figur wiegt die Treue gegen die Feder auf. R. o.: „Ick jag um de Winde oft ick Trou kond finden" (Ich jagte um die Winde ob ich Treue finden konnte). Jagdgöttin mit Falke und Hunden. L. u.: „Trou is dot on trou vardt verhavet" (Treue ist tot und Treue wird verkauft). Der Wolf reißt den Hirsch. Die Frau ist mutlos und verzweifelt. R. u.: „On trou lopt over all" (Und Treue geht über alles). Der Wolf wird von den Hunden gerissen. Die Frau ist wieder aufgerichtet.

H. 52 cm / B. 46 cm / ca. 20 kg

770147



Menschheitsgeschichte (Paradiesgeschichte) 16. Jh. · *Bestell-Nr. 3410*

Diese Platte stammt von dem berühmtesten Formenschneider gußeiserner Platten, Philipp Soldan, der im 16. Jh. wirkte. Sie ist eine der seltenen signierten Platten von ihm (im unteren rechten Bild oben).

Beschriftung:

Got schaft den Menschen. Gen.1 (l. o.)
Adam und Eva brechens Gebot. Gen.3 (r. o.)
Nach der Sünde kumt der Tod. (l. u.)
Im Schwis saltu essen din Brot. Gen.5 (r. u.)
Gegasse von Cort Scharppen.

Eine der schönsten biblischen Darstellungen aus dieser Zeit, die uns mit ihrer ursprünglichen Symbolik auch heute noch tief berührt.
Diese Platte sieht in Farbe besonders schön aus!
H. 65 cm / B. 61,5 cm / 28 kg



Renaissance-Madonna (um 1500)
Bestell-Nr. 3407
Teilstück eines großen Ofens aus der Eifel.
H. 32 cm / B. 18 cm / ca. 5 kg

St. Petrus mit Schlüssel (um 1500)
Bestell-Nr. 3535
H. 28 cm / B. 11 cm / ca. 8 kg





Barock-Madonna
Bestell-Nr. 3408
Als Himmelskönigin dargestellt. Eine besonders schöne Madonnendarstellung aus der Zeit des Spätbarocks.
H. 56 cm / B. 43 cm / ca. 22 kg

770149



Doppelwappen Köln–Baden (Trier) (1504–1511)
Bestell-Nr. 3462 a
Eine der ältesten Wappenplatten. Links das Kölner Stadtwappen, rechts das Wappen Jakobs II. von Baden. Dieser war Erzbischof von Trier von 1503 bis 1511. Links und rechts von den Wappen befinden sich Rosen, unten und oben gotische Bögen als Umrahmung der Wappen.
Inschrift: Jhessus M Maria Johnes.

H. 60 cm / B. 78 cm / ca. 42 kg
2462 b Stadtwappen von Köln (linker Teil allein), H. 60 cm / B. 39 cm / ca. 21 kg
2462 c Altbadisches Wappen (rechter Teil allein), H. 60 cm / B. 39 cm / ca. 21 kg

Christophorus *Bestell-Nr. 3413*
Herrliche, naive Darstellung des kräftigen Fährmannes, der unter der Last des Herrn der Welt (Christuskind) fast zusammenbricht. Oben links und rechts Insignien und Bild des auftraggebenden Bischofs.
Inschrift: Gegossen von Curt Collen – Anno dusent.
H. 63 cm / B. 36 cm / 13 kg



Nymphe (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3309
Ein sehr schönes Barockmotiv voller Schwung und Eleganz des damaligen Lebensgefühls.
H. 43 cm / B. 35 cm / 12 kg



770152





Wappen des Herzogtums Schleswig-Holstein
Bestell-Nr. 3454
L. o.: Der norwegische Löwe mit dem Wickingerbeil. R. o.: Die zwei Schleswiger Löwen. M. l.: Holsteinisches Nesselblatt. M. r.: Der Stormarnsche Schwan mit der Halskrone. U.: Der Dithmarsche Reiter. Herzschild: l. o. und r. u. die Oldenburgischen Balken, r. o. und l. u. die Delmenhorster Steckkreuze.
Inschrift: 16 CH(ristian) A(lbrecht) H(erzog) Z(u) S(chleswig)-H(olstein) 89.
H. 58 cm / B. 41 cm / ca. 20 kg

Hessisches Wappen
Bestell-Nr. 3463
Wappenfelder, von links oben (1) nach rechts unten (7): 1. Hersfeld, 2. Ziegenhain, 3. Katzenellenbogen, 4. Herzschild: Hessischer Löwe, 5. Dietz, 6. Nidda, 7. Schaumburg.
Helmzierden von links nach rechts: Hersfeld, Katzenellenbogen, Hessen, Ziegenhain, Schaumburg. H. 55 cm / B. 38 cm / ca. 14 kg



Grenztafel des Königreichs Bayern
Bestell-Nr. 3471
Durchmesser 61 cm / ca. 18 kg

770153



Reichsadler des 1. Deutschen Reiches (Kaiseradler)
Bestell-Nr. 3451
Ein repräsentatives Motiv. Reichsadler mit Reichsschwert und Reichszepter mit Barock-Ornamenten.
H. 56 cm / B. 61 cm / ca. 15 kg

Württembergisches Wappen
Bestell-Nr. 3465
Einer der schönsten württembergischen Wappengüsse, die erhalten blieben.
Inschrift: E(berhard) L(udwig) H(erzog) Z(u) W(ürttemberg); Herzschild: Schwarze Geweihe auf Gold – Stammwappen Württemberg; l. o.: Herzogtum Teck; r. o.: Die Reichssturmfahne – wurde seit 1336 von den Württembergern geführt und getragen; r. u.: Der Heide von Heidenheim; l. u.: Wappen von Montbéliard (deutsch: Mömpelgard) im Elsaß, von 1397 bis 1793 zu Württemberg gehörend.
H. 54 cm / B. 53 cm / ca. 16 kg



Wappen des Großherzogtums Baden (Das kleine Staatswappen)
Bestell-Nr. 3467
Herzschild: l. o.: Der Badische Schrägbalken (symbolisiert ein Wehrgehänge), u. r.: Zähringer Löwe (zähringsche Abstammung des Fürstenhauses). Die Schrägbalken im Wappen stellen die verschiedenen Landesteile dar. Die Farben gold/rot waren die alten Stammesfarben der Schwaben und Allemannen. Inschrift: C(arl) F(riedrich) G(roß) H(erzog) Z(u) B(aden) H(erzog) Z(u) Z(aehringen).
H. 54 cm / B. 53 cm / ca. 18 kg



770154



Wappen von Ostfriesland

Bestell-Nr. 3457

Die sechs Wappenfelder versinnbildlichen die einzelnen Landesteile. Numeriert von links oben (1) nach rechts unten (6):

1. *Der Jungfrauenadler (Harpyie) des Geschlechts der Cirksena, das Ostfriesland einigte.*
2. *Der tom Brok'sche Adler, Wappenzeichen der früheren Herren des Brokmerlandes.*
3. *Das Wappen der Herrschaft Manslagt.*
4. *Das Wappen Focko Ukenas. Seine Besitzungen gingen durch seine Enkelin Theda durch Heirat mit dem Häuptling und späteren Grafen von Ostfriesland, Ulrich Cirksena, an die Cirksenaer über.*

5. + 6. Bär und Geißeln waren die Wappenzeichen der Attena, die Herren über das Hardingerland waren.

Das Wappen ist mit Fürstenhut und Fürstenmantel geschmückt. Die Cirksena wurden 1654 Titularfürsten des Deutschen Reiches.

H. 50 cm / B. 38 cm / ca. 15 kg



Hannoversches Wappen Georg III., König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover

Bestell-Nr. 3459

Seit 1714 waren die Welfen Könige von England und Kurfürsten von Hannover in Personalunion.

L. o. die englischen Löwen und der schottische Löwe, r. o. die französischen Lilien (historischer Anspruch des englischen Königshauses auf den französischen Thron). L. u.: die irische Harfe. R. u.: die Kurhannoverschen Symbole: l. o.: Cellische Löwen; r. o.: Braunschweiger Löwe; M.: Reichskrone, Zeichen der Erzschatzmeister-Würde des Deutschen Reiches; wurde den Welfen 1710 verliehen. U.: Sachsenroß, Wappentier der alten Sachsen.

Inschrift: Honi soit, qui mal y pense. (Ehrlos sei, wer Arges dabei denkt.) Wahlspruch des Hosenbandordens (höchster englischer Orden, gestiftet im 14. Jh.). Dieu et mon droit (Gott und mein Recht.)

L.: der britische Löwe, r.: das schottische Einhorn.

H. 56 cm / B. 43 cm / ca. 15 kg

770155



Barockwappen C
Bestell-Nr. 3473
Typische Wappenplatte der Barockzeit. Zeitlos in ihrer ornamentalen und dennoch für die Barockzeit schlichten Linienführung.
Der Buchstabe C im Wappen kann durch jeden anderen Buchstaben Ihrer Wahl ersetzt werden (z. B. Anfangsbuchstabe Ihres Vor- oder Nachnamens).
H. 64 cm / B. 36 cm / 20 kg



Wappen der Grafschaft Saarbrücken
Bestell-Nr. 3464
Wappenfelder von links oben (1) nach rechts unten (8): 1. Saarbrücker Löwe, 2. Saarwerdener Doppeladler, 3. Wappen der Grafen von Mörs, 4. Wappen der Grafen von Weilnau, 5. Herzschild: Wappen von Nassau. 6. Wappen von Merenberg, 7. Wappen von Lahr-Geroldseck, 8. Wappen von Mahlberg.
H. 62 cm / B. 40 cm / ca. 20 kg
Auch in den Maßen H. 45 cm / B. 40 cm / ca. 15 kg erhältlich, ohne Unterteil mit Inschrift „Saarbrück".



Hermes – Merkur (17. Jh.)
Bestell-Nr. 3513
Griechischer (römischer) Gott der Kaufleute, der Wege und des Verkehrs, der Redekunst und des Sportes.
H. 52 cm / B. 48 cm / 20 kg

770156



Kanonier aus den Freiheitskriegen
Bestell-Nr. 3512
Eine durch ihre Einfachheit und Schlichtheit fast modern anmutende Darstellung.
H. 43 cm / B. 35 cm / 11 kg

Vor der alten Schmiede
Bestell-Nr.3516
H. 39 cm / B. 30 cm / ca. 9 kg



Fortuna
(nach Aldegreve, 16. Jh.)
Bestell-Nr. 3510
Inschrift: Fortuna (Glücksgöttin) Sie steht auf einer rollenden Kugel. Links: Klippe mit gestrandetem Schiff. Rechts: ein im günstigen Winde segelndes Schiff.
H. 50 cm / B. 27 cm / ca. 12 kg



770157



Kogge

Bestell-Nr. 3507

Inschrift: „Vela Ventis His Levantur" (Segel vom Winde gebläht). Unten: der Name der Gießerei „Rommershausen". Oben die Zeichen der „christlichen Seefahrt": Fernrohr, Bibel und Waage.

H. 60 cm / B. 48 cm / 17 kg



Justitia
(Renaissance, 16. Jh.)

Bestell-Nr. 3505

Die Platte ist ein Teilstück aus einem größeren Ofen. Die Justitia trägt alle Symbole der Gerechtigkeit:

1. *Gerecht wägen (Waage)*
2. *Gerecht teilen (Schwert)*
3. *Gerecht messen (Meßgefäße)*

H. 47 cm / B. 20 cm / ca. 6 kg



Mittelalterlicher Hafen

Bestell-Nr. 3509

H. 30 cm / B. 30 cm / ca. 8 kg

770158



Landsknecht (um 1500)
Bestell-Nr. 3503
H. 49 cm / B. 35 cm / ca. 18 kg
Die Platte wird nicht mit den Buchstaben s w geliefert. In dem Bild sind sie nur beispielhaft gezeigt. Die Platte läßt sich besonders gut als Türschild oder Eingangsplatte mit Ihren Initialen oder der Hausnummer oder beiden verwenden.
H. 49 cm / B. 35 cm / ca. 18 kg



Hansa-Kogge
Bestell-Nr. 3731
H. 46 cm / B. 43 cm / ca. 19 kg



Hansa-Kogge (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3508
Mittelalterliches Hansa-Schiff (auch Hansa-Kogge genannt).
a) H. 22 cm / B. 32 cm / 5 kg
b) mit Rand H. 36 cm / B. 49 cm / ca. 12 kg

770159



Welfenroß (Anfang 18. Jh.)
Bestell-Nr. 3551
Inschrift: Dieu et mon droit. (Gott und mein Recht.) Der Wahlspruch, der dem englischen Wappen entnommen ist, und die Krone, die dem Welfenroß aufgesetzt wird, spielen auf die Erlangung der britischen Königswürde (1714) durch das Welfenhaus (Cellesche Linie) an.
H. 55 cm / B. 66 cm / ca. 24 kg

Götz von Berlichingen
Bestell-Nr. 3511
Mit dem am häufigsten verwendeten Goethe-Zitat.
H. 34 cm / B. 26 cm / ca. 8 kg



In vino veritas /
Im Wein liegt Wahrheit
Bestell-Nr. 3733
H. 23 cm / B. 17 cm / ca. 4 kg



770160



Welfenroß
Bestell-Nr. 3555
Inschrift: Nec aspera terrent
(Auch Schwierigkeiten schrecken uns nicht)
H. 42 cm / B. 49 cm / 14 kg



Sachsenroß (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3553
Mit Rokoko-Ornament.
H. 50 cm / B. 36 cm / 11 kg



Sachsenroß (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3557
H. 53 cm / B. 71 cm / ca. 26 kg
Auch in den Maßen H. 71 cm / B. 53 cm erhältlich. Bitte bei Bestellung angeben, ob Hoch- oder Querformat gewünscht wird.

770161



Gärtnerin (Sommer) (um 1800)
Bestell-Nr. 3611
Gärtnerin mit Blumen und Obstkorb, den Sommer darstellend.
H. 49 cm / B. 36 cm / ca. 12 kg
Auch sehr schön in Farbe.

Der Weise (um 1820) · *Bestell-Nr. 3681*
Modell von L. Posch, dem berühmten Berliner Formenschneider.
H. 20 cm / B. 17 cm / ca. 2 kg



Jäger-Offizier
Bestell-Nr. 3563
Aus der Zeit der friederizianischen Kriege.
(Preußisches Jägerregiment 1757–1767)
H. 46 cm / B. 42 cm / ca. 11 kg



Westfalenroß (um 1700)
Bestell-Nr. 3554
Sehr schöne, schlichte und außerordentlich plastische Darstellung.
H. 60 cm / B. 55 cm / 30 kg



770162



Gefesselter Liebesgott (Eros/Amor) (um 1720)
Bestell-Nr. 3609
Der Liebesgott wird von seinen Verehrerinnen gefangen, und sie schmücken ihn mit Blumen. Kaminplatte aus Frankreich.
H. 64 cm / B. 64 cm / ca. 24 kg



Paar Liebesvögel (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3603
Barock/Rokoko-Darstellung des Liebesvogel-Motivs
H. 28 cm / B. 28 cm / 4 kg
Auch in Sonderanfertigung als Türgriff zu verwenden.



Friede – Unfriede · *Bestell-Nr. 3517*
Dieses Bild drückt die Befreiung der Menschen von den Kriegswirren des 30-jährigen Krieges und ihre Sehnsucht nach Frieden aus. Der Friede wird durch eine Frau (links) symbolisiert, rechts schwingt ein gepanzerter Krieger, als UNFRIEDE bezeichnet, das Schwert. Während unten links ein Ehepaar einträchtig dasitzt, geht rechts ein zweiter Krieger mit gezücktem Degen auf einen Bauern los, der sich mit dem Dreschflegel wehrt. Das Welfenroß und der Wahlspruch „Sincere et Constanter“ (Mit Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit) weisen auf den Herzog Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Celle hin (1647–64). H. ca. 59 cm / B. 88 cm / ca. 40 kg

770163



Bacchus auf dem Faß (um 1800)
Bestell-Nr. 3732
Bacchus – auf dem Faß lädt zum fröhlichen Trinkgelage ein. Bacchus, römischer Gott des Weines und der glückseligen Trunkenheit.
H. 53 cm / B. 53 cm / ca. 17 kg
Die richtige Platte für die stilvolle Bar.



Die Vesper (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3618
Die Freuden der Vesper finden auf dieser Platte eine eindrucksvolle, unmittelbare Wiedergabe.
H. 48 cm / B. 38 cm / 13 kg



Die Brüder Kellermeister (19. Jh.)
Bestell-Nr. 3617
Die heitere Fröhlichkeit des Weintrinkens kommt meisterhaft zum Ausdruck.
Zum Wohle!
H. 37 cm / B. 46 cm / 14 kg

770164



Lust der Welt
Bestell-Nr. 3601
Eine herrliche Barockplatte mit der Inschrift:
So ist die Lust der Welt
mit Blumen überstreuet,
verweilet mit diesem auch
in allzu trüber Zeit.
Glückselig welcher liebt
was immerdar erfreuet
und unvergänglich ist,
auch in der Ewigkeit.
H. 53 cm / B. 74 cm / 33 kg



Paar Liebesvögel (vermutlich 16. Jh.)
Bestell-Nr. 3604
Symbol des sich liebenden Menschenpaares. Noch ganz ursprüngliche Darstellung.
H. 37 cm / B. 52 cm / ca. 16 kg
Auch einzeln erhältlich.
H. 37 cm / B. 26 cm / ca. 8 kg



Drei Schwäne
Bestell-Nr. 3615
H. 20 cm / B. 31 cm / ca. 2,5 kg

770165



Kavalier mit Dame
(Rembrandt mit Saskia - Selbstbildnis)
Bestell-Nr. 3606
Durchmesser 36 cm / ca. 8 kg



Fuchsjagd
Bestell-Nr. 3605
Durchmesser 34,5 cm / 8 kg



Pflügender Bauer
(Biedermeier, 19. Jh.)
Bestell-Nr. 3730
H. 72 cm / B. 71 cm / ca. 32 kg



Mittelalterlicher Hausgeist
Bestell-Nr. 3619
Diese Maske versinnbildlicht den guten Hausgeist und wurde an oder über Türen angebracht.
H. 20 cm / B. 17 cm / 2 kg
Mit Ihrem Namen versehen, macht er sich sehr gut als Türschild – als freundliche Begrüßung!



Erntedank-Wagen
Bestell-Nr. 3656
H. 34 cm / B. 68 cm / ca. 18 kg

Bauerntanz (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3664
Ein schönes Exemplar norwegischer Gießereikunst. Das Motiv ist bestechend durch seine Natürlichkeit und Klarheit.
H. 64 cm / B. 62 cm / 23 kg



Schnitter (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3661
Ein sehr verspieltes, heiteres Rokoko-Motiv. Sehr seltenes Bild.
H. 62 cm / B. 56 cm / 27 kg



Pflügender Bauer (Biedermeier)
Bestell-Nr. 3655
H. 23 cm / B. 82 cm / ca. 6 kg



770167



Die vier Jahreszeiten (Jugendstil)
Bestell-Nr. 3667 · H. 38 cm / B. 55 cm / ca. 15 kg



Blumen-Ornament (um 1700)
Bestell-Nr. 3627 · H. ca. 55 cm / B. 72 cm / ca. 28 kg

770168



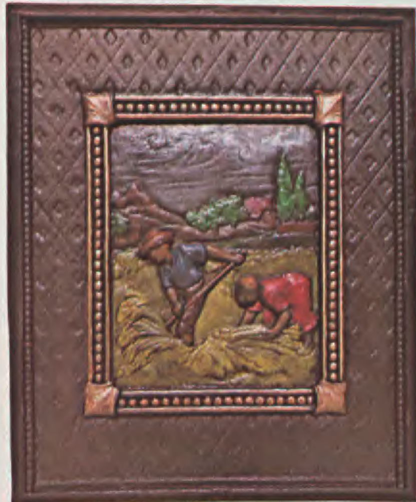
Eisengewinnung und -Verarbeitung im 17. Jahrhundert · *Bestell-Nr. 3514*

Inschrift: Ora et labora (Bete und arbeite). O. r.: Die Arbeiter gehen zur Kapelle, um vor der Arbeit zu beten. Links ist der Holzkohlenmeiler, darunter der Stollenmund der Erzgrube und die Förderung der Erze mittels Haspel. Die geförderten Erze werden zur Halde und von dort von einem Fuhrmann zum Hochofen unten rechts gefahren. Dort werden oben die Erze aufgeschüttet und unten das flüssige Eisen abgestochen. Links wird das Eisen in der Schmiede weiterverarbeitet.

a) H. 77 cm / B. 83 cm / 40 kg

b) verkleinertes Bildmotiv
H. 36 cm / B. 38 cm / 5 kg

Bei der Ernte
Bestell-Nr. 3657
H. 40 cm / B. 33 cm / ca. 7 kg





Reiterspiele (Gänsestechen)
Bestell-Nr. 3287 · (Anfang 18. Jh.)
Inschr.: Rommershausen (Name einer hess. Gießerei) Gänsestechen: ein beliebtes Reiterspiel, ähnlich dem Ringreiten, bei dem der Reiter im Galopp einen Ring mit dem Stock (Lanze) treffen muß.
H. 58 cm / B. 61 cm / 25 kg



Morgen (Jugendstil)
Bestell-Nr. 3658
Ein junges Ehepaar, Hand in Hand in den Morgen (symbolisch für das gemeinsame Leben) hinausschreitend.
H. 33 cm / B. 33 cm / ca. 6 kg

770169





Vor dem Wirtshaus (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3672
Seltene rustikale Szene (Dämmerschoppen?), wahrscheinlich aus dem Elsaß stammend.
H. 58 cm / B. 44 cm / ca. 16 kg

Feierabend am häuslichen Herd
Bestell-Nr. 3659
H. 35 cm / B. 24 cm / ca. 4 kg

Schankstube aus dem 17. Jahrhundert
Bestell-Nr. 3671
Vortreffliche Darstellung der Schankstuben-Atmosphäre, die bis in die kleinste Einzelheit ausgeschmückt ist.
H. 33,5 cm / B. 77 cm / ca. 20 kg



770170



Diana
Bestell-Nr. 3707
Diana, umrahmt von einem typischen Rokoko-Ornament, auf beiden Seiten Amor mit gespanntem Bogen.
H. 47 cm / B. 70 cm / 20 kg



St. Hubertus (18. Jh.)
Bestell-Nr. 3702
H. 66 cm / B. 51 cm / 18 kg



Am Kamin (um 1850)
Bestell-Nr. 3660
H. 55 cm / B. 55 cm / ca. 17 kg



Lebensbaum
Bestell-Nr. 3685 · H. 53 cm / B. 24 cm / ca. 12 kg
Sinnbildliche Darstellung des Lebens in Form eines Baumes. Bei den Germanen war der Lebensbaum mit der Vorstellung der Weltesche Yggdrasil verbunden. Die christliche Kunst übernahm das Motiv. Die im Bild gezeigte Inschrift „Helena" ist nur ein Beispiel für mögliche Inschriften. Normalerweise wird die Platte ohne diese Inschrift geliefert.

770171



Max und Moritz
Bestell-Nr. 3616
H. 17 cm / B. 23 cm / ca. 2,5 kg



Niederwildjagd (Biedermeier)
Bestell-Nr. 3718 · H. 19 cm / B. 52 cm / ca. 6 kg



Sauhatz
Bestell-Nr. 3719
a) mit Rand H. 46 cm / B. 53 cm / ca. 15 kg
b) ohne Rand H. 23 cm / B. 45 cm / 5 kg, wie abgebildet

770172





Sancta Apollonia · *Bestell-Nr. 3533*
Schutzheilige der unter Zahnschmerzen Leidenden. Die mittelalterlichen Zahnzieher zogen die Zähne „mit Hilfe der heiligen Apollonia". Dies Apollonia-Motiv ist nach dem Holzschnitt-Original aus dem 15. Jh. gegossen (Königl. Hochschule für Zahnheilkunde zu Stockholm).
H. 46 cm / B. 31 cm / ca. 10 kg

Äskulap-Stäbe · *Bestell-Nr. 3531*
a) ärztlich H. 46 cm / B. 15 cm / ca. 2,5 kg (l. Bild)
b) zahnärztlich H. 46 cm / B. 19 cm / ca. 2,5 kg (r. Bild)



Äskulap (griech. Asklepios) heilt die kranke Frau (um 1800)
Bestell-Nr. 3800
Asklepios, Sohn des Apollon, war in der Chirurgie und im Gebrauch der Drogen so erfahren, daß er als Vater der Medizin verehrt wird.
Die Schlange hatte in der griechischen Vorstellung heilende Kräfte, ihre jährlichen Häutungen galten als Symbol der Erneuerung. Die kranke Frau berührt daher die Schlange (Symbol der heilenden Fähigkeiten Ask.) und opfert ihr Speisung in der Schale. Der Stab des A. ist aus der Weide geschnitzt, die den Griechen voller machtvoller Magie war. Das Rand-Ornament besteht aus stilisierten Mistelblättern und Früchten. Der Saft der Frucht galt als Allheilmittel (ursprünglich der Göttin Athene).
Auf dem unteren Rand der Platte läßt sich sehr gut ein Name anbringen.
H. 61 cm / B. 52 cm / ca. 20 kg

Dr. Klaus Lange
Nettetaler Straße 27 · 4060 Viersen 11-Boisheim · Telefon 02153/6482

770173

Dr. Klaus Lange

4060 VIERSEN 11-BOISHEIM, Nettetaler Straße 27
Telefon 0 21 53 - 64 82
Autobahnverbindungen:
Ruhrgebiet-Duisburg-Krefeld/Düsseldorf/Köln-Neuß/
in Richtung Mönchengladbach-Venlo
Ausfahrt Viersen-Boisheim
3 km Richtung Boisheim-Dülken
linke Straßenseite.

Sehr verehrte gnädige Frau!
Sehr geehrter Herr!

Sie wollten vielleicht auch schon Ihr Heim mit einer schönen antiken Ofen- oder Takenplatte schmücken, oder eine an gute Freunde verschenken. Doch wirklich schöne und auch noch antike Platten sind kaum noch erreichbar. Sie sind praktisch nur noch in Museen oder in privaten Sammlungen vorhanden.

Ich bin daher von Freunden und Bekannten oft gebeten worden, ihnen Replicate von Platten meiner Sammlung zu gießen. Als Liebhaber und Sammler dieser Platten freue ich mich über jeden, der auch eine Vorliebe für diese schönen und doch wenig bekannten Kunstwerke hat. Aus meiner umfangreichen Sammlung habe ich eine Auswahl schöner Platten für Sie zusammengestellt.

Sie werden vielleicht überrascht sein, daß ich Ihnen die Platten auch handbemalt in Farbe anbiete. Doch neben den schwarzen gab es früher auch bunt bemalte Ofenplatten! Sie waren natürlich seltenere Kostbarkeiten der damaligen Zeit. So schreibt Professor Dr. A. Kippenberger, der führende Forscher und Kenner der Ofenplatten:

> „daß die Eisenöfen des 16. Jahrhundert vielfach tatsächlich bunt bemalt waren!" „Wie ganz anders in ihrer prächtigen Buntheit müssen diese rot, gelb, grün, weiß und schwarz bemalten Öfen ausgesehen haben als in dem schwarzen Gewande, in dem wir sie nur kennen."

Die meisten Platten sehen in Farbe viel schöner aus. Sie werden von Künstlern bemalt, die nach vergleichenden Studien die Farbtöne der Zeit nachvollziehen. Durch unsere Farb- und Maltechnik bleibt jedoch der antike Charakter der Platten erhalten. Einen Teil der Platten haben wir farbig aufgenommen. Urteilen Sie selbst, wie sie durch die Farbe an Lebendigkeit und Schönheit gewinnen – obwohl die Farbbilder nur ungenügend deren wirkliche Schönheit wiedergeben.

Wir gießen Ihnen auch Ihr Familienwappen. Schicken Sie uns eine Vorlage mit Farbangaben und den gewünschten Maßen und wir machen Ihnen ein Angebot.

Wenn Sie in meiner Auswahl kein Motiv finden, das Ihnen zusagt, schreiben Sie mir Ihre Wünsche! Vielleicht kann ich Ihnen helfen.

Es gibt viele Stellen, an denen Ihr Heim mit diesen Platten dekoriert werden kann: Außenwand, Hauseingang, Haustür, Diele, Treppenaufgang, Terrasse, Balkon, Kamin, Kamintür, oberhalb des Kamins, Bar, Durchreiche, Heizungsverkleidung, Safetür oder einfach als Bild an der Wand.

Ich hoffe, daß Ihnen meine Auswahl gefällt und ich mit dem einen oder anderen Stück Ihren ganz persönlichen Geschmack getroffen habe.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Klaus Lange

P.S. Wenn Sie den Katalog nicht mehr benötigen, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn an Freunde oder Bekannte weitergeben würden. Ich meine, er ist zum Wegwerfen zu schade und vielleicht können Sie jemandem damit eine Freude bereiten.

PREISLISTE rückseitig!

770174

NETTO-PREISLISTE

Die Preise sind Nettopreise. Die gesetzlich vorgeschriebene Mehrwertsteuer (MWST) wird zum jeweilig gültigen Satz (z. Zt. 11 %) zusätzlich in Rechnung gestellt.

Schreiben Sie bitte bei Ihrer Bestellung, ob die Platten innen oder außen, im Kamin oder an einer Wand angebracht werden. Platten die außen angebracht werden sollen, machen wir mit einem dreifachen Spezial-Schutzanstrich wetterfest. Bitte haben Sie Verständnis, daß ich hierfür einen Unkostenbeitrag von 9,– DM für die schwarzen und 18,– DM für die farbigen Platten berechnen muß.

Gütegarantie: Sollte Ihnen die bestellte Platte nicht gefallen, erhalten Sie den Kaufpreis zurück, wenn Sie die Platte innerhalb von acht Tagen nach Erhalt zurücksenden.

Die gußeisernen Platten sind teilweise sehr schwer. Die Platten sind daher auch in Aluminium erhältlich. Durch unsere Oberflächenbehandlung sehen sie genau so aus wie unsere Eisenplatten. Es ist garantiert kein Unterschied sichtbar. Die Alu-Platten wiegen nur ca. 1/3 der entsprechenden Eisenplatten. Sie sparen auch Frachtkosten. Der Mehrpreis für die Aluplatten (für F- und S-Platte gleich) beträgt:

Gewicht der Eisenplatte wie im Katalog angeben:	%-Aufschlag auf den Listenpreis der schwarzen Platte
20 kg und mehr	10
10 – 20 kg	15
5 – 10 kg	20

Achtung: Alu-Platten können nicht innerhalb des Kamins dem Feuer ausgesetzt werden.

Achtung: Besichtigung der Platten auch samstags nach Vereinbarung.

Best.-Nr.	Bezeichnung	Preis in DM farbig	Preis in DM matt-schwarz
3254	David der Prophet	398,–	299,–
3287	Reiterspiele	438,–	315,–
3309	Nymphe	244,–	168,–
3401	Adam und Eva	198,–	137,–
3402	Der Segen des Herrn	576,–	448,–
3404	Hochzeit zu Kana	498,–	348,–
3407	Renaissance-Madonna	98,–	68,–
3408	Barock-Madonna	398,–	298,–
3409	Madonna i. Strahlenkranz	269,–	179,–
3410	Menschheitsgeschichte	528,–	369,–
3411	Abendmahl a)	328,–	189,–
	Abendmahl b)	198,–	89,–
3412	St. Georg	387,–	298,–
3413	Christophorus (1663)	249,–	187,–
3414	Christophorus (1553) a)	–	148,–
	Christophorus (1553) b)	–	87,–
3416	Allegorie Treue	–	268,–
3417	Welt in Gottes Hand	347,–	259,–
3451	Reichsadler	368,–	270,–
3452	Preußischer Adler	388,–	278,–
3454	Schleswig-Holsteinisches Wappen	397,–	288,–
3455	Hamburger Wappen	398,–	277,–
3456	Bremer Wappen	319,–	224,–
3457	Ostfriesisches Wappen	296,–	197,–
3459	Wappen Georg III von Hannover	378,–	247,–
3461	Wappen Kurfürst Johann Wilhelm v. der Pfalz (auch Jan Wellem)	397,–	298,–
3462	a) Köln-Trier Doppelwappen	578,–	468,–
	b) Alt-Kölner Stadtwappen	338,–	268,–
	c) Alt-Badisches Wappen	338,–	268,–
3463	Hessisches Wappen	348,–	238,–
3464	Saarbrücker Wappen a)	397,–	298,–
	Saarbrücker Wappen b)	314,–	226,–
3465	Württemberg. Wappen (1721)	377,–	248,–
3467	Badisches Wappen	357,–	247,–
3470	Bayrisches Wappen (1833)	396,–	298,–
3471	Bayrische Grenztafel (Königreich Bayern)	399,–	298,–
3472	Zunftwappen (1818)	398,–	289,–
3473	Barockwappen C	398,–	298,–
3503	Landsknecht (um 1500)	299,–	226,–
3505	Renaissance-Justitia	147,–	98,–
3507	Hansa Kogge (1690)	332,–	248,–
3508	Hansa Kogge a)	136,–	97,–
	Hansa Kogge b)	238,–	199,–
3509	Hafen	197,–	118,–
3510	Fortuna (nach Aldegreve, 16. Jhdt.)	224,–	159,–
3511	Götz von Berlichingen	165,–	114,–
3512	Kanonier (1811)	198,–	149,–
3513	Hermes/Merkur	398,–	287,–
3514	Eisengewinnung a)	598,–	480,–
	Eisengewinnung b)	198,–	116,–

Best.-Nr.	Bezeichnung	Preis in DM farbig	Preis in DM matt-schwarz
3516	Vor der alten Schmiede	198,–	119,–
3517	Friede – Unfriede	595,–	480,–
3531	Askulap-Stab		
	a) ärztlich (l. Stab)	148,–	95,–
	b) zahnärztlich (r. Stab)	148,–	95,–
3533	Sankta Apollonia	238,–	168,–
3535	St. Petrus mit Schlüssel	175,–	118,–
3551	Welfenross mit Krone	398,–	299,–
3553	Sachsenross (Rokoko)	249,–	157,–
3554	Westphalenross	428,–	340,–
3555	Welfenross (Nec aspera . . .)	259,–	179,–
3556	Sachsenross über Blumen	418,–	326,–
3557	Sachsenross	387,–	298,–
3563	Jägeroffizier	239,–	158,–
3601	Lust der Welt	510,–	390,–
3603	Paar Liebesvögel (Rokoko)	147,–	89,–
3604	Paar Liebesvögel a)	249,–	198,–
	Paar Liebesvögel b) einzeln	124,–	99,–
3605	Teller Fuchsjagd	149,–	98,–
3606	Teller Kavalier mit Dame	188,–	98,–
3609	Gefesselter Liebesgott	398,–	296,–
3611	Gärtnerin (Sommer)	229,–	167,–
3615	Drei Schwäne	78,–	58,–
3616	Max und Moritz	128,–	68,–
3617	Gebr. Kellermeister	217,–	169,–
3618	Vesper	218,–	158,–
3619	a) Hausgeist	–	68,–
	b) unten verlängert und mit Ihrem Namenszug	–	98,–
3627	Blumen-Ornament	438,–	324,–
3655	Pflügender Bauer	198,–	147,–
3656	Erntedankwagen	299,–	218,–
3657	Bei der Ernte	158,–	98,–
3658	Morgen	158,–	98,–
3659	Feierabend am häuslichen Herd	99,–	74,–
3660	Am Kamin	364,–	248,–
3661	Der Schnitter	447,–	338,–
3664	Bauerntanz	388,–	297,–
3667	Die vier Jahreszeiten	299,–	220,–
3671	Schankstube	398,–	289,–
3672	Vor dem Wirtshaus	287,–	196,–
3631	Der Weise	–	68,–
3685	Lebensbaum	213,–	159,–
3702	Hubertus	348,–	248,–
3707	Diana	398,–	298,–
3718	Niederwildjagd	169,–	98,–
3719	Sauhatz a)	277,–	198,–
	Sauhatz b)	167,–	98,–
3730	Pflügender Bauer	495,–	380,–
3731	Hansa-Kogge	298,–	210,–
3732	Bacchus auf d. Faß	368,–	260,–
3733	In vino veritas	–	64,–
3800	a) Äskulap heilt die kranke Frau	398,–	298,–
	b) mit Namenszug	428,–	328,–

Preise und MWST gelten unverpackt ab Bahn-Station oder Postamt Viersen. Platten unter 20 kg versenden wir per Post.

Von allen Platten machen wir größere oder kleinere Sonderanfertigungen, wenn es das Bild selbst zuläßt. Nur der Rand läßt sich vergrößern oder verkleinern. Auch können wir Ihren Namen oder den Namen Ihres Hauses auf die Platte setzen und mit abgießen (vgl. Bestell-Nr. 3556, 3503).

Schreiben Sie uns bitte Ihre Wünsche und wir machen Ihnen ein Angebot.

Zur Befestigung der Platte auf einer Wand stellen Sie die Platte auf zwei eingedübelte Schraubenhaken. Einen dritten Schraubenhaken bringen Sie über der Platte an. Durch eine einfache Drehung des oberen Hakens läßt sich die Platte jederzeit wieder abnehmen. Schraubenhaken werden auf Wunsch mitgeliefert. Köpfe der Haken nach Anbringung schwärzen!

Die Lieferung der Platten erfolgt unter der Bedingung, daß diese oder auch nur Motive daraus vom Käufer oder einem Dritten nicht abgegossen oder auf andere Weise vervielfältigt werden.

Die Ware bleibt unser Eigentum bis sie vollständig bezahlt ist. Der Gerichtsstand ist Viersen.

770175









Fotos (von links): Die letzte deutsche Kaiserin, Auguste Viktoria, ziert als Relief eine Ofenplatte, die vermutlich kurz vor dem ersten Weltkrieg ein Franzose in Auftrag gab. – Eine zwei Zentner schwere Platte aus dem 18. Jahrhundert, versehen mit kunstvoll verschnörkelten Ornamenten. – Kaiser Wilhelm der Letzte als Pendant zu Auguste. Daneben ein Prunkstück handwerklicher Kunst: eine Ofentüre, die im Treck aus Ostpreußen mitgeführt wurde. „HARKE"-Fotos: Brehm

770176

Wilhelm II. zeigt gußeisernes Profil

Nienburger sammelt zentnerschwere Ofenplatten als nostalgische Wanddekoration

Was unsere Großeltern an ausgedientem Hausrat achtlos auf den Müll warfen, ist heute zur gesuchten und wertvollen Rarität geworden. Wo früher Nippes stand in den Schränken und auf Börden, findet jetzt ein altes, verrostetes Kohlebügeleisen Platz, eine mit Grünspan überzogene Kupferkanne, der mit Röschen verzierte und bereits arg lädierte Nachttopf oder die Petroleum-Lampe, bei deren trautem Schein sich Oma und Opa annodunnemals über ihre Problemchen unterhielten. Die Antiquitäten-Geschäfte schwimmen im Boom der Nostalgie und sind kaum mehr in der Lage, die alten „Schätzchen" zu beschaffen, die in der supermodernen Wohnung den Kontrast bilden.

Was früher und teilweise auch jetzt noch als Abdeckung von Jauche-Gruben diente, hängt nun an den Wänden eines schmucken Eigenheimes, das sich Heinrich Niemeyer aus Nienburg zum Großteil in Eigenarbeit erbaute. Es sind zentnerschwere Ofenplatten aus Gußeisen, die reich mit Ornamenten, Allegorien und bildhaften Darstellungen versehen, Kachelöfen zierten, die noch bis vor 20 Jahren in der guten Stube eines jeden Bauernhauses standen.

Die wertvollste und älteste Platte trägt die Jahreszahl 1767. Ihre Herkunft und Geschichte läßt sich nicht zurückverfolgen. Genau so wenig wie die der anderen 15 Platten, die Niemeyer in den letzten fünf Jahren sammelte. Nur in etwa weiß Niemeyer von der Geschichte einer Ofentür zu berichten, hinter der sich jetzt eine kleine Hausbar verbirgt.

Diese Platte war vermutlich eine wehmütige Erinnerung an die verlorene Heimat. Ein ehemaliger Gutsbesitzer brachte sie auf der Flucht im großen Treck aus Ostpreußen mit in seine neue Heimat. Erst nach gründlicher Reinigung und Spezialverkupferung in einer Sulinger Werkstatt zeigte sich der von Ruß und Rost befreite Ornamentschmuck, der durch seine künstlerische und gleichermaßen solide handwerkliche Arbeit aus der Zeit vor der Jahrhundertwende noch heute Bewunderung findet – nicht nur unter Liebhabern und Sachkennern.

Eine besondere Rarität scheinen die Platten von Kaiser Wilhelm II. und seiner Frau Gemahlin Auguste Viktoria zu sein, die irgendwann an einem Kachelofen heimelige Wärme ausstrahlten. Es ist zu vermuten, daß diese Platten ausgerechnet im Auftrag eines damaligen französischen „Erzfeindes" angefertigt wurden.

Das here Bildnis des letzten deutschen Kaisers, dessen trutzig-deutsches Profil bis zu seiner Flucht in die holländische Emigration alle Schulen und Amtsstuben zierte, ist hier jedoch nicht wie üblich umkränzt mit Eichenlaub. Der gallische Freund deutscher Ofenplatten ließ Wilhelm in Lorbeerblättern einrahmen und verschonte auch Auguste nicht mit dem französischen Siegessymbol.

Für Sammler Niemeyer hat der gußeiserne Wilhelm, der einen Ehrenplatz im Wohnraum einnimmt, eine besondere Bedeutung. Der ehemalige Kaiser ist wie er am 27. Januar geboren. Schweren Herzens ließ Vater Niemeyer seinen Sprößling auf den Namen Heinrich taufen – aus alter Familientradition – obwohl die an diesem Tag geborenen in jeder kaisertreuen deutschen Familie Wilhelm genannt wurden.

Daß der 1941 im holländischen Exil verstorbene Wilhelm II. im Bewußtsein der alten Veteranen von seiner Größe und seinem Glorienschein noch nichts verloren hat, kann Niemeyer bezeugen.

Manch älterer Herr steht auch heute noch innerlich stramm und nimmt die Hände aus den Hosentaschen, wenn er vor der gußeisernen Ofenplatte steht, von der der ehemalige Kriegsherr streng, souverän und unnahbar in die Weite schaut.

Mittlerweile hat jeder Bauer erkannt, welche „Schätze" als Abdeckung auf seiner Jauchegrube liegen, oder irgendwo in einer Ecke des Speichers stehen. „Kaum jemand verkauft noch Ofenplatten", weiß Niemeyer zu berichten. „Der Preis zwischen drei- bis vierhundert Mark, je nach Größe und Alter, scheint nicht mehr interessant zu sein. Lieber läßt man die Platten irgendwo verrotten und verrosten, anstatt sie einem Liebhaber und Sammler zu überlassen".

Und der hat neben dem Kaufpreis noch weitere erhebliche Kosten, bevor er seine Wände damit schmücken kann. Die meist unansehnlichen Stücke, an denen kräftig der Zahn der Zeit nagte und deren ehemalige Schönheit sich unter Oxydation, Schmutz und Ruß verbirgt, müssen kostspielig gereinigt werden.

ANZEIGE

. . . und den Führerschein auch auf VW-Automatic, bei der Fahrschule KAUNE

Nienburg - Steimbke - Sebbenhausen
Anmeldung jederzeit. Tel. Nienbg. 60 86

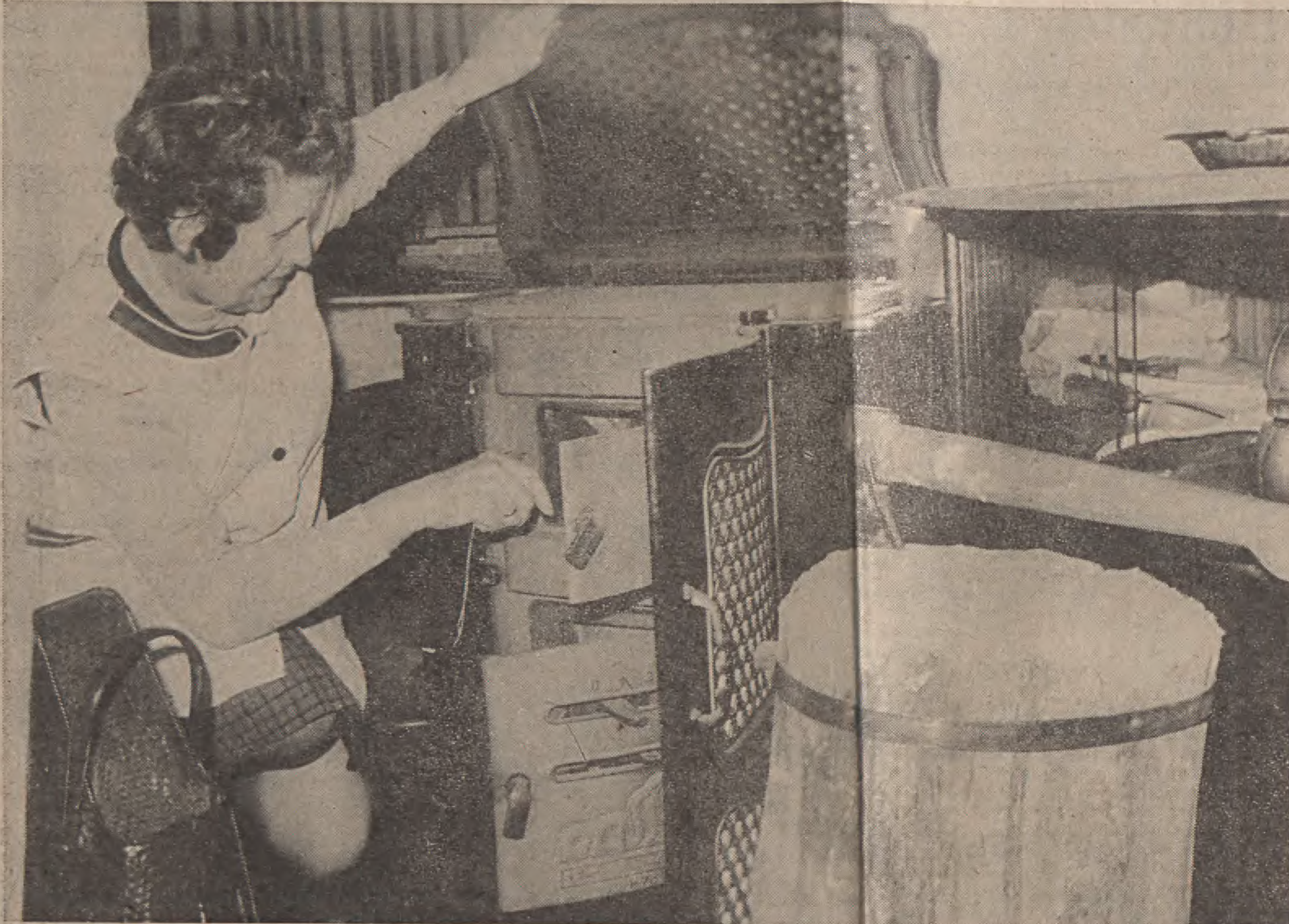
Oftmals frißt der reinigende Sandstrahl Löcher in die Platten, und auch die Behandlung mit Säure verkleinert das Risiko nicht. Erst eine Verkupferung im galvanischen Bad läßt die feinen Ziselierungen und kunstvolle Ornamente wieder zum Vorschein kommen.

Dennoch, es ist kein außerordentlich kostspieliges Hobby, dem Niemeyer frönt. Er erfreut sich an gußeisernen Antiquitäten, die in vergangenen Zeiten gestaltet wurden von Handwerkern, deren Beruf längst ausgestorben ist. br

770177

Der Ahnherr unserer modernen Öfen stand auf Burgen

Nicht die Nostalgiewelle aber vielleicht die Energiekrise bringt ihn wieder zu Ehren



Mit manchem ausgedienten Ofen im Keller oder auf dem Boden wird jetzt wieder geliebäugelt.

Es bedurfte weniger der Nostalgiewelle als der Ölkrise und des damit verbundenen Emporkletterns der Preise für diesen Brennstoff, daß so mancher jetzt einen Gang in den Keller oder auf den Dachboden tut, um dort nachdenklich einen außer Dienst gestellten Ofen zu betrachten.

Der Ahnherr unserer modernen Öfen stand auf Schlössern und Burgen. Es mag um das Jahr 1400 gewesen sein, als man nicht nur Geschützrohre zu gießen begann, sondern auch eiserne Platten in ein Sand- oder Lehmbett. Sie eigneten sich, wie man schnell herausfand, vorzüglich dazu, die von den Flammen des Kaminfeuers besonders in Mitleidenschaft gezogene Rückwand zu schützen.

Die schlichte Eisenplatte erfuhr bald künstlerische Gestaltung. Szenen aus der Bibel, Heldensagen der Antike, Ritter- und Landsknechtgeschichten, Familien- und Landeswappen, Städteansichten und Sinnsprüche sind auf solchen Platten als Relief zu sehen.

Zur Zusammensetzung der gußeisernen Platten zu viereckigen „Feuerkästen" war es nur noch ein Schritt, der um 1475 vollzogen wurde. Auf Burgen und Schlössern, in Abteien und Rathäusern mächtiger Städte fanden die ersten gußeisernen Plattenöfen, vornehmlich aus dem Siegerland und dem Tal der oberen Lahn, Eingang. Einer der ältesten dieser Öfen, drei Meter hoch, mit Wappen und Heiligenbildern geschmückt, ein wahrhaft imposantes Meisterwerk befindet sich auf der Feste Coburg, in der steinernen Kemenate des Kurfürsten Friedrichs des Weisen. Einen besonders prächtigen eisernen Ofen der die horrende Summe von 578 Gulden kostete, erhielt im Jahre 1556 das alte Rathaus zu Leipzig. Bis zu zweieinhalb Meter in der Breite und 1,38 Meter in der Höhe maßen die Platten – für den Stand der damaligen Gußtechnik eine erstaunliche Leistung. An den beiden Vorderkanten waren abnehmbare Messingkugeln angebracht, an denen sich die Ratsherren die Hände wärmen konnten. Den zweiten Weltkrieg hat dieser Ofen so wenig wie das Rathaus überstanden.

Die alten Eisen- aber auch die Kachelöfen, wie wir einen solchen voluminösen Ausmaßes noch im Rathaus zu Lüneburg finden, waren ausnahmslos „Hinterlader", das heißt, sie wurden außerhalb des Raumes durch die Wand beheizt. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts war der Ofen kein Privileg begüterter Kreise mehr, sondern er wurde zum Gebrauchsgegenstand, der auch in die Bürgerhäuser kam.

Erst später gesellten sich zu den in die Wand eingelassenen Kastenöfen die an einen Schornstein angeschlossenen „Zug-, Wind- oder Ventilieröfen", die ihre Wärme frei nach allen Seiten ausstrahlen konnten. Die Heizkraft dieser Öfen war jedoch noch recht mangelhaft. Einer der ersten, der durch verlängerte Rauchgaswege – durch liegende und stehende Züge – die Wärmeabgabe zu erhöhen suchte, war der Frankfurter Franz Kessler, ein Universalgenie, dessen Erfindungsgeist von der Taucherglocke bis zum Perpetuum mobile und Wundbalsam reichte. In seinem zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges erschienenen Büchlein „Holtzsparkunst" beschreibt er, wie man mit weniger Brennmaterial besser heizen kann.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert rückte mehr und mehr die Kohle als Haushaltsbrennstoff in den Vordergrund – zunächst nicht gerade zur Freude der Hausfrauen, die dieses energiereiche Heizmaterial erst später schätzen lernten. Erst die Erfahrung lehrte, daß die Größe und Beschaffenheit der Kohlenstücke für guten Brand und Heizleistung ausschlaggebend sind.

Immer vollkommener, kleiner, leichter und – billiger, bequemer zu beheizen als „Dauerbrenner" wurden die Öfen – bis die Zentralheizungen, zunächst mit Koks, dann mit Öl beheizt, sie mehr und mehr verdrängten. Bei den mit automatischer Regelung ausgestatteten Öfen genügt ein Griff, um die gewünschte Wärme einzustellen. Der Regler sorgt dann dafür, daß die Wärme stets gleichbleibt, unabhängig von den Schwankungen des Schornsteinzuges und der Veraschung des Feuerbettes.

Es ist nicht verwunderlich, wenn manch einer mit seinem Kohleofen wieder liebäugelt und zu der Ansicht kommt, daß er vielleicht doch nicht unbedingt zum alten Eisen gehört. Wer weiß – vielleicht reiben sich die Kohlenhändler bald die kalten Hände!



Alte Feuerstelle im Rauchhaus im Museumsgarten (früher Dolldorf).

Jeder kennt ihn noch: den guten alten Ofen, knisternd und bullernd behagliche Wärme verbreitend, aber auch dann und wann eine Qualmwolke in die gute Stube blasend, wenn man vergessen hatte, die Zugluft richtig zu regulieren. Kohlen schleppen und Asche wegtragen, das waren Unbequemlichkeiten, die, wenn man sie gewöhnt war, kaum ins Gewicht fielen. Dennoch wird, wer heute mit Öl- oder Gaszentralheizung seine Wohnung wärmt, den alten Zeiten nicht nachtrauern.

Doch ist nicht nur die „Energielücke" in aller Munde. Für die bis noch vor nicht langer Zeit gepriesenen Nachtstromspeicherheizungen wird von den Elektrizitätswerken nicht mehr geworben, weil es überschüssigen Strom, den man auf diese Weise billig absetzen müßte, nicht mehr gibt. Auf der anderen Seite stellt der Umweltschutz wachsende Anforderungen. Nicht die Energien, von denen man am wenigsten sieht – oder zu sehen meint – sind am umweltfreundlichsten – etwa Öl, Gas oder Strom – sondern bestimmte Sorten unserer herkömmlichen Hausbrandstoffe wie beispielsweise das Braunkohlenbrikett. Das Land Nordrhein-Westfalen, führend in der Umweltschutzgesetzgebung, hat mit Wirkung vom September 1973 eine Reihe fester Brennstoffe auf Steinkohlenbasis verboten, das Brikett jedoch als raucharm und umweltfreundlich ausdrücklich weiterhin zugelassen.

Eine totale Renaissance wird der Ofen nicht erleben aber an manchem Platz, wo er noch steht, hat er Überlebenschancen, und die „mit Ofenheizung preisgünstig angebotene Wohnung" dürfte förderhin weniger diskriminiert sein. Bei Gesprächen über Heizen und Heizkosten geht es nicht selten ähnlich kontrovers zu wie beim Fachsimpeln unter Autobesitzern, wo oft heftig über Verbrauch und Leistung verschiedener Modelle gestritten wird.



Ofenplatte 1687

Nach einem Bericht von Marktforschern sind es 3,3 Millionen Beistellherde für Kohlen, die nicht benutzt werden und 20 Prozent der vier Millionen stillgelegter Kohleöfen. 12,5 Millionen Kohleöfen im Wert von fünf Milliarden Mark sind noch im Einsatz. Von ihnen werden 84 Prozent mit Braunkohlenbriketts beheizt, die mit einem Marktanteil von 50 Prozent der immer noch am weitesten verbreitete Festbrennstoff und unter allen zur Verfügung stehenden Brennstoffen am preisgünstigsten sind. Auf unseren Kohlengruben sitzen keine Ölscheichs!

Wer heute einmal am Tag seinen Ofen, der einem modernen Möbelstück gleicht, mit Braunkohlenbriketts füttert und sich damit ein gemütliches warmes Zimmer schafft, der wird kaum daran denken, daß dieser Freund eine fast 500jährige Geschichte hat. HB



Ofenplatte 1725

HB/„HARKE"-Fotos (4): Brehm

Auch bei den Ostfriesen wird Nachwuchs rarer

Zum erstenmal erheblich mehr Todesfälle als Geburten

Aber im Bundesgebiet ist Niedersachsen zweitstärkstes Babyland

Von Helmuth von Schilling

Hannover/Aurich. „Bitte", so erkundigte sich ein 18jähriger kerngesunder Jugendlicher bei der Gesellschaft für Sexualberatung und Familienplanung Pro Familia in Hannover, „bitte, können Sie mir sagen, wie ich mich sterilisieren lassen kann." Ratsuchende dieser Art melden sich in letzter Zeit in der Beratungsstelle der Pro Familia immer häufiger. Begründung: In diese unsichere, von Verschmutzung bedrohte Welt Kinder zu setzen, sei unverantwortlich. Die wachsende Unlust, Nachwuchs zu zeugen, hat im vergangenen Jahr in Niedersachsen zum erstenmal dazu geführt, daß deutlich mehr Todesfälle als Lebendgeborene zu verzeichnen waren: rund 9000. Nur einer positiven Wanderungsbilanz (hauptsächlich durch die Gastarbeiter) ist es zu verdanken, daß die Bevölkerung Niedersachsens noch nicht schrumpft.

Im Lande zwischen Harz und Nordsee starben 1973 rund 89 000 Einwohner – aber nur 80 000 Kinder wurden in diesen zwölf Monaten geboren. Im Jahr davor war die Bilanz noch fast ausgeglichen: 87 846 Todesfälle, 87 827 Geburten. Und 1971 wurden noch 10 613 Babys mehr zur Welt gebracht als Bürger zu Grabe getragen.

Im Vergleich zu den anderen Bundesländern ist die Zeugungsfreudigkeit in Niedersachsen (1972 auf 1000 Einwohner 12,2 Geborene) aber immer noch verhältnismäßig hoch. So lagen damals nur die Baden-Württemberger (12,4) vor den Niedersachsen, gefolgt von den Bayern (11,6) und den Schleswig-Holsteinern (11,5). Am Ende der Tabelle stehen die Stadtstaaten: Hamburg (8,6), Westberlin (9,1) und Bremen (10,2). In den Flächenländern wurden im Saarland (9,9) am wenigsten Kinder geboren.

Der stetige Rückgang der Geburten war vor zehn Jahren „eingeläutet" worden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Zahl derjenigen, die zum erstenmal das Licht der Welt erblickten, kontinuierlich zugenommen und 1964 mit 130 218 Neuankömmlingen in Niedersachsen den Höhepunkt erreicht. Diplomvolkswirtin Vera Bucksch vom Statistischen Landesamt in Hannover erläutert: „Dieser Schwund ist nicht nur auf die veränderte Altersstruktur der Bevölkerung, sondern auch auf eine geringere Fruchtbarkeit in den Ehen zurückzuführen."

Die veränderte Altersstruktur begann sich Mitte der sechziger Jahre in der Geburtenbilanz dadurch bemerkbar zu machen, daß die starken Kriegsjahrgänge dem gebärfreudigsten Alter von etwa 25 Jahren entwuchsen. Daß dies aber nicht ausschlaggebend für den Geburtenrückgang sein kann, ist leicht zu beweisen: Von 1961 bis 1970 ging der Anteil der gebärfreudigen Jahrgänge an der Gesamtbevölkerung von 20,5 auf 19,2 Prozent zurück. Hätte sich die Zahl der Niederkünfte auf 1000 Frauen in diesem Alter nicht verändert, so wäre die niedersächsische Geburtenziffer in den sechziger Jahren von 18,5 auf nur 17,3 Lebendgeborene je 1000 Einwohner zurückgegangen; statt dessen sank sie aber auf 14.4.

Die Gründe für die geringere Fruchtbarkeit der Ehen sind vielfältig. Sicherlich spielen dabei auch diejenigen Bürger eine nicht zu unterschätzende Rolle, die sich mit einem immer schmutziger und hektischer werdenden Leben nicht mehr abfinden wollen. Wichtiger dürfte jedoch sein, daß mit den Verhütungsmitteln, die heutzutage zu erwerben sind, der Nachwuchs sorgfältig geplant und in Grenzen gehalten werden kann.

Die regionalen Unterschiede, die bei der Fruchtbarkeit festgestellt wurden, unterstreichen die große Bedeutung der Familienplanung. Im dichtbesiedelten, weil industrialisierten südlichen Niedersachsen, kommen die wenigsten Kinder zur Welt. Am niedrigsten ist die Fruchtbarkeit im Regierungsbezirk Hannover mit nur 652 Lebendgeborenen auf 10 000 Frauen zwischen 15 und 45 Jahren. In den ländlichen Gebieten zwischen Weser und holländischer Grenze ist dagegen die Fruchtbarkeit immer noch besonders groß. An der Spitze aller niedersächsischen Landstriche liegt der Regierungsbezirk Aurich (Ostfriesland), wo von 1969 bis 1971 jährlich 951 Kinder von 10 000 Frauen geboren wurden.

Aber auch in Ostfriesland nimmt die Zeugungsfreudigkeit langsam, aber stetig ab. Während 1960 dort noch 979 Erdenbürger von 10 000 Ostfriesinnen zur Welt gebracht wurden, waren es 1970 nur noch 951. Daß sich aber selbst auf dem flachen Lande die Möglichkeiten der Familienplanung herumgesprochen haben, fällt am stärksten im Regierungsbezirk Osnabrück (sogenanntes Emsland) auf. Während in dieser überwiegend katholischen Gegend 1960 von 10 000 Frauen noch 1057 Kinder geboren wurden, waren es zehn Jahre später nur noch 920. Allerdings spielt dabei der Ballungsraum Osnabrück eine wesentliche Rolle. Der zu diesem Bezirk gehörende Landkreis Aschendorf-Hümmling ist mit rund 1200 Geburten auf 10 000 Frauen heute noch Spitzenreiter in Niedersachsen. Dort werden prozentual doppelt so viele Kinder wie in Hannover in die Welt gesetzt.

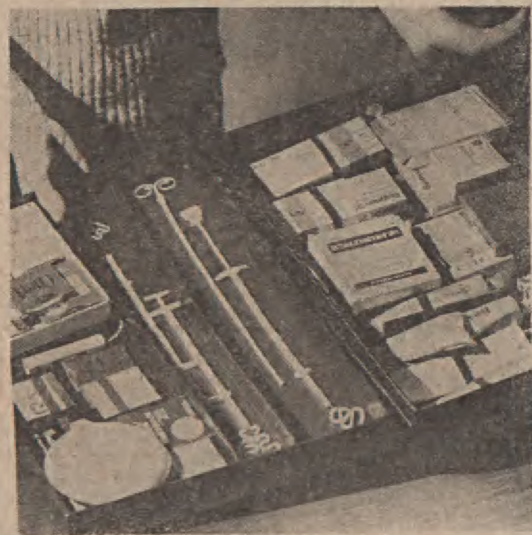


Symbol des Geburtenrückgangs: Leere Bettchen in einer Entbindungsstation.

Wie kommt es zu der traditionell hohen Fruchtbarkeit in der Nordwestecke Niedersachsens? Haben die Witzbolde recht, die meinen, die Ostfriesen seien zu dumm, um Kinder zu verhüten? Tatsache ist, daß dort verschiedene Faktoren zusammenwirken: einmal – wenigstens im Emsland – die überwiegend katholische Bevölkerung, der Verhütungsmittel von der Kirche verboten sind, zum anderen die ländliche Struktur dieses Raumes, die mindestens ebenso ausschlaggebend ist. Die Statistik beweist nämlich: Mit wachsender Größe der Städte nimmt die Geburtenhäufigkeit gewöhnlich ab.

Dadurch, daß sich in den letzten Jahren mehr Bürger in Niedersachsen niedergelassen haben als dort fortgezogen sind (positive Wanderungsbilanz), ist das Land jedoch vom Aussterben keineswegs bedroht. Aber auch wenn sich das einmal ändern sollte, würde das nach Meinung der meisten Experten noch keine Katastrophe bedeuten. Vielmehr könnte eine Bevölkerungsschrumpfung in der übervölkerten Bundesrepublik für die übrigen Menschen bessere Chancen bedeuten, und vielleicht wären als Auswirkung der Nostalgiewelle einmal wieder höhere Kinderzahlen denkbar. Interessant ist auch, daß die Geburtenzahl junger Mütter seit 1961 stark gestiegen, die der älteren aber erheblich gesunken ist.

Der Geburtenrückgang wird gerade bei der Pro Familia lebhaft diskutiert. Die Bundestagung 1974 dieses Verbandes steht deshalb unter dem Motto: „Familienplanung trotz Geburtenrückgangs".



Wie kann unerwünschter Nachwuchs verhütet werden? An Hand eines „Verhütungskoffers" wird in den Beratungsstellen der Gesellschaft für Sexualberatung und Familienplanung Pro Familia Auskunft erteilt. In Niedersachsen gibt es sie in Hannover, Braunschweig, Göttingen und Cuxhaven. In Wolfsburg, Oldenburg und Osnabrück sind sie geplant.

Aufn. (2): Udo Heuer

Ministerium: Krabbenfischerei ist nicht gefährdet

Eigener Bericht

Hannover (r). Die auf einer Protestversammlung der Norddeicher Krabbenfischer – wie berichtet – am Dienstag geäußerten Befürchtungen, daß ihre Existenz durch die Herzmuschelfischerei gefährdet werde, ist nach Auffassung des niedersächsischen Landwirtschaftsministeriums unbegründet. Wie dessen Sprecher am Freitag in Hannover mitteilte, handelt es sich nur um ein einziges Fahrzeug, für das eine Genehmigung befristet erteilt ist. Zudem werde durch eine Reihe von Auflagen sichergestellt, daß eine Schädigung der übrigen Fischerei vermieden wird. Eine unkontrollierte Ausübung der Herzmuschelfischerei sei keinesfalls vorgesehen. Im übrigen habe auch die Bundesregierung am 26. September 1973 auf eine Anfrage im Bundestag geantwortet, daß sie die bei der Herzmuschelfischerei angewandte Fangtechnik und den Einsatz des Norddeicher Fangfahrzeuges nicht als Gefährdung für andere Fischereibetriebe ansehe.

„Kraftfahrer nicht benachteiligt"

Neuer Beschluß zur Rückrechnung beim Blutalkoholgehalt in Hannover erörtert

Eigener Bericht

Hannover (hae). Durch den vor wenigen Tagen veröffentlichten Beschluß des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe zur Rückrechnung beim Blutalkoholgehalt wird mit Sicherheit kein Kraftfahrer benachteiligt. Das hat am Freitag in Hannover Bundesrichter Dr. Spiegel bei einer wissenschaftlichen Tagung der Landessektion Niedersachsen des Bundes gegen Alkohol im Straßenverkehr betont. Vor über hundert Richtern, Staatsanwälten und Rechtsanwälten erklärte Spiegel, mit dem Beschluß des Bundesgerichtshofes sei den Richtern nun für ihre tägliche Arbeit ein wesentlich vereinfachtes Verfahren an die Hand gegeben worden.

Wie berichtet, hatte der Bundesgerichtshof nach der Prüfung jüngster medizinischer Erkenntnisse das Verfahren der Rückrechnung neu festgesetzt. Das betrifft vor allem solche Fälle, bei denen ein Kraftfahrer noch kurz vor Fahrtantritt größere Alkoholmengen zu sich nimmt, also ein sogenannter Sturztrunk vorliegt. Da dieser Alkohol eine gewisse Zeit braucht, um ins Blut überzugehen – die sogenannte Resorptionszeit –, ist es schwierig, vom Zeitpunkt der Blutprobenentnahme auf den echten Blutalkoholgehalt zur Tatzeit zurückzurechnen. In dem „Gestrüpp" der unterschiedlichen wissenschaftlichen Meinungen zur Frage der Rückrechnung, wie es Professor Dr. Heifer vom Institut für gerichtliche Medizin der Universität Bonn ausdrückte, geschah dies bisher durch eine sogenannte gestaffelte Rückrechnung. Dabei wurde für die erste Stunde nach Trinkende ein Abbauwert von 0,12 Promille zugrunde gelegt.

Nach dem Beschluß des Bundesgerichtshofes können die Gerichte jetzt bei „normalem Trinkverhalten", sofern wegen besonderer Anknüpfungstatsachen keine abweichende Resorptionsdauer festgestellt werden kann, eine Übergangszeit von zwei Stunden für die Einwirkung des Alkohols in das Blut annehmen. Erst von diesem Zeitpunkt an darf durch Hinzuzählen eines nun einheitlichen Abbauwertes von 0,1 Promille je Stunde der einen statistisch gesicherten Mindestabbauwert darstellt, auf die Blutalkoholkonzentration zur Tatzeit rückgeschlossen werden. Von dieser Hochrechnung kann ohne Hinzuziehung eines Sachverständigen nicht abgewichen werden.

Wie der Karlsruher Bundesrichter betonte, ist eine Benachteiligung des Kraftfahrers deshalb ausgeschlossen, weil in der Regel der Abbauwert größer ist als 0,1 Promille je Stunde. Wird zum Beispiel bei einem Autofahrer durch eine Blutprobe ein Alkoholgehalt von 1 Promille ermittelt, so ergibt sich nach dem neuen Beschluß bei einer Zweistundenrückrechnung ein Wert zur Tatzeit von 1 Promille plus 0,2 Promille, also insgesamt 1,2 Promille. Tatsächlich kann der Betroffene jedoch je Stunde zum Beispiel 0,15 Promille „abgebaut" haben; sein Blutalkoholgehalt zur Tatzeit hätte dann bei 1,3 Promille gelegen.

Schon früher Landesmittel für Steinhude

„Eine Art Sozialhilfe" / Grundstücksvertrag wurde in der Schweiz unterzeichnet

Eigener Bericht

Hannover/Steinhude (p.s.) Die Gemeinde Steinhude, die unmittelbar vor ihrer Eingliederung in die Stadt Wunstorf Verpflichtungen in Millionenhöhe eingegangen ist, hat auch schon in früheren Jahren Landesmittel erhalten, um laufende Ausgaben bestreiten zu können. Der Sprecher des Regierungspräsidenten teilte am Freitag in Hannover mit, 1969 habe die Gemeinde 10 000 Mark und im Jahr darauf weitere 35 000 Mark als Bedarfszuweisungen bekommen. Der Sprecher bezeichnete diese Zuweisungen als „eine Art Sozialhilfe für arme Gemeinden".

Ein weiterer Zuschuß von 300 000 Mark, der – wie berichtet – zweckgebunden war, ist bisher nicht ausgezahlt worden. Im übrigen verwies der Sprecher darauf, daß der Vertrag über den Verkauf des Steinhuder Schwimmbadgrundstücks an die hannoversche Nordland-Ferienbau GmbH & Co. KG in der Schweiz unterzeichnet worden sei. Die Grundstücksveräußerung, die der Gemeinde 2,7 Millionen Mark einbrachte, die vermutlich bereits ausgegeben wurden, ist nach den Angaben des Sprechers „schwebend unwirksam", weil die Zustimmung des Landkreises Schaumburg-Lippe zu dem Rechtsgeschäft noch fehlt.

Der Leiter der Bückeburger Staatsanwaltschaft, der Leitende Oberstaatsanwalt Peipmann, bestätigte auf Anfrage, daß bisher keine Strafanzeige gegen Steinhuder Kommunalpolitiker eingegangen ist. Die Mitglieder des Steinhuder Gemeindeparlaments und der Gemeindeverwaltung haben mit der Inangriffnahme der von der Aufsichtsbehörde nicht genehmigten Projekte möglicherweise den Straftatbestand der Untreue erfüllt.

Zwei Tankstellen angezündet Polizei nahm Häftling fest

Göttingen (lni). Wenige Minuten nachdem am Freitagmorgen in Göttingen zwei Tankstellen von einem Brandstifter angezündet worden waren, hat die Göttinger Polizei den mutmaßlichen Täter, einen 2ojährigen Strafgefangenen auf Urlaub, festgenommen.

Der Häftling verriet sich dadurch, daß seine Hände nach Benzin rochen. Trotzdem bestreitet er die Tat. Nach den bisherigen Ermittlungen hat ein Zeuge den Verdächtigten an einer Tankstelle beobachtet und sofort Polizei und Feuerwehr benachrichtigt, als es kurz darauf zu brennen begann. Wegen der Explosionsgefahr waren die Löscharbeiten sehr schwierig. Trotzdem konnten die Brände unter Kontrolle gebracht werden, bevor größerer Schaden entstand. Bei der Durchsuchung des Festgenommenen fand die Polizei zwei Schachteln Streichhölzer. Der Mann verbüßt eine längere Haftstrafe wegen Diebstahls und Verstoßes gegen das Rauschmittelgesetz und hatte wenige Stunden vor den Bränden Urlaub erhalten.

Vier Lebensretter ausgezeichnet

Eigener Bericht

Hannover (sie). Ministerpräsident Alfred Kubel bzw. Innenminister Richard Lehners haben in Hannover vier Lebensretter ausgezeichnet. Die Sprechstundenhilfe Marlies Hoffmann aus Cuxhaven-Altenbruch rettete unter erheblicher Lebensgefahr einen vierjährigen Jungen vor dem Tode des Ertrinkens. Für diese Tat erhielt sie vom Ministerpräsidenten die Rettungsmedaille am Bande. Eine öffentliche Belobigung erteilte der Innenminister dem Schüler Andreas Niesar und dem Montageleiter Klaus Zimmermann, die in Braunschweig bzw. Nordenham-Einswarden zwei Menschen vor dem Ertrinken retteten. Ebenfalls belobigt wurde der Kraftfahrzeugmechaniker Bernhard Lange, der in Bad Gandersheim eine verunglückte Autofahrerin aus ihrem Wagen geborgen hatte.

Gemeinsamer Rechtshof für niedersächsische Kirchen

Hannover (epd). Ein für Verfassungs- und Verwaltungsfragen zuständiger Rechtshof der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen ist jetzt in Hannover gebildet worden. Präsident des Rechtshofes wurde Verwaltungsgerichtspräsident Dr. Helmut Möller (Oldenburg), stellvertretender Vorsitzender der Richter am Oberlandesgericht Celle Dr. Kurt Giffhorn.

Der Vorsitzende des Rates der Konföderation, Landesbischof D. Eduard Lohse (Hannover), empfing die Mitglieder des neuen Rechtshofes, der für die Konföderation sowie deren evangelisch-lutherische Mitgliedskirchen (Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe) zuständig ist. Außerdem verabschiedete Lohse die Mitglieder des bisherigen für die Landeskirchen von Hannover und Braunschweig zuständigen Rechtshofes, an ihrer Spitze den bisherigen Präsidenten, Verwaltungsgerichtvizepräsident a. D. Gotthelf Lindemann (Lüneburg).

Der Landesbischof unterstrich die Bedeutung der kircheneigenen Gerichtsbarkeit. Nur sie sei durch das Zurücktreten des Kirchenrechts im Ausbildungsgang der Juristen noch in der Lage, die komplizierte Materie des kirchlichen Rechts verständnisvoll zu handhaben. Die Bildung einer eigenen kirchlichen Gerichtsbarkeit entspringe heute nicht dem Wunsch der Kirche nach einer Abschirmung ihres Rechtslebens gegenüber der staatlichen Gerichtsbarkeit, sagte Lohse. Vielmehr stehe das Bedürfnis nach möglichst sachkundigen Rechtssprechungsinstanzen dahinter.

Erfolg gegen Fuchsbaubegasung

Gifhorn/Hamburg (lni/r). Einen neuen Erfolg in seinem Rechtsstreit gegen die Begasung von Fuchsbauten zur Tollwutbekämpfung hat der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Klaus Sojka errungen. Der Anwalt, der auch Pächter eines Jagdreviers im Kreis Gifhorn ist, teilte am Freitag mit, der 7. Zivilsenat des Oberlandesgerichts Celle habe in einem jetzt veröffentlichten Urteil entschieden, daß die vom Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten angeordnete Begasung aller erreichbaren Füchse in der Bundesrepublik jeglicher gesetzlichen Grundlage entbehre (Aktenzeichen: 7 u 79/73). Neben dem Oberlandesgericht Celle haben nunmehr das Landgericht Hannover und das Oberverwaltungsgericht Lüneburg Fuchsbaubegasungen für rechtswidrig erklärt und nach Angaben von Dr. Sojka Mithilfeleistungen untersagt.

Wechsel bei Ortskrankenkassen

Eigener Bericht

Hannover (rhb). Der Landesverband Niedersachsen der Ortskrankenkassen (LdO), dem 68 Kassen mit rund 3,6 Millionen Versicherten angehören, hat am Freitag in Hannover seinen Geschäftsführer Erich Bauer verabschiedet. Neuer Geschäftsführer wurde Eberhard Andersen, der Geschäftsführer der AOK Hannover. Wer Andersens Nachfolger wird, ist noch nicht entschieden.

Sozialminister Kurt Partzsch bezeichnete Bauer, der fast zwei Jahrzehnte lang Geschäftsführer war und nun in Pension geht, als „Schrittmacher eines modernen Systems sozialer Sicherungen". Bauer habe an den Neufassungen der Reichsversicherungsordnung persönlichen Anteil. Der Vorsitzende des LdO-Vorstands, Meino Nielsen, würdigte Bauers Verdienste um die Modernisierung des Vertrauensärztlichen Dienstes und um die Selbstverwaltung der Krankenkassen.

Wieder mehr Grippekranke

Hannover (lni). Eine leichte Zunahme der Grippeerkrankungen haben die Gesundheitsbehörden in Niedersachsen festgestellt. Wie ein Sprecher des Sozialministeriums am Freitag in Hannover mitteilte, wurden in den Kreisen Meppen, Soltau, Lüneburg, Goslar, Alfeld und Celle seit Mitte Dezember verschiedene Grippevarianten des Erregerstammes A registriert.

770178

Das Haus

770179

— (Der alte Ziehbrunnen.) Ein Dorfbild von malerischem Reiz bietet der auf vielen Höfen unseres Heimatlandes noch vorhandene Ziehbrunnen mit der abgesondert aufgestellten Brunnenwippe. Auf einem etwa 4 Meter hohen aus Eichenholz gehauenen Pfosten ruht in Querlage balanzierend ein langer Balken, die Wippe; ihr kürzeres, dickeres Ende ist mit dicken Steinen oder sonstwie beschwert, während an dem langen, dünneren Ende die lange hölzerne Brunnenstange mit dem Eimer sich befindet. Der Eimer hängt an der senkrechten Stange über dem Brunnenloch und kann leicht in die Tiefe zum Wasserschöpfen gelassen werden, sowie mit Hilfe des am anderen Ende der Wippe angebrachten Gegengewichts wieder heraufgezogen werden. Eine solche über 100 Jahre alte Ziehbrunnenanlage stand bis vor wenigen Monaten auf einem Gehöft im oberen Teil unseres Dorfes. Nachdem im vergangenen Jahr die Wasserleitung angelegt wurde und man sah, daß sie sich bewährte, glaubte der Hausbesitzer der etwas ungetümen Brunnenanlage entbehren zu können und beseitigte das altehrwürdige technische Kulturdenkmal. Nicht nur hier, sondern auch in den Nachbarorten und anderen Dorfschaften verschwinden diese alten Ziehbrunnen mehr und mehr. Jeder, der die eigenartige Schönheit der malerischen Ziehbrunnen empfindet, wie sie so ganz und gar zum Gesamtbild eines niedersächsischen Dorfes und Hofes gehören, wird diese Abkehr von altem Brauchtum aufrichtig bedauern, zumal jene Brunnenanlagen niemand im Wege standen und in Notzeiten bei Feuer und Wassermangel benutzt werden konnten. Sulinger Anz. 5.9.1935

770180



Echte Ziehbrunnen-Romantik — er stammt aus dem Jahre 1728 — vermittelt das „Haus Veertein" in Kirchseelte.



Fachwerk, Ziegel, kleine Fenster und ein großzügig die Terrasse überragendes Reetdach ergänzen sich ideal.

Lebendige „Denkmalspflege" durch private Initiative

Interessengemeinschaft Bauernhaus lädt morgen wieder zu einem „Tag der offenen Tür" ein

Nach „Tagen der offenen Tür" in den Jahren 1974 und 1975 öffnet die Interessengemeinschaft Bauernhaus im Kreis Grafschaft Hoya am morgigen 1. Mai wieder ihre Höfe und Häuser für Besucher. Aus der Fülle von fast 200 Objekten zeigt sie 40 Beispiele der Umnutzung und Erhaltung von oft denkmalswerter Bausubstanz, die ohne diese Bürgerinitiative verlorengegangen wäre. Durch das Wirken der IGB jedoch, das sich keineswegs auf den Landkreis Grafschaft Hoya beschränkt, bleiben viele der typischen, zur Landschaft gehörenden Gebäude erhalten; und zwar nicht als Museum, sondern hier wird gewissermaßen lebendige Denkmalspflege betrieben.

Der morgige „Tag der offenen Tür" gibt reichlich Gelegenheit, sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen. In Schweringen beispielsweise — unmittelbar hinter der Kreisgrenze — wird das alte Haus Nr. 54 neu genutzt durch die Familie Petruk, und unweit von Bruchhausen-Vilsen gibt es gleich drei Musterbeispiele von neuem Leben in alten Gebäuden.

Etwa die Klostermühle Heiligenberg. In dieser ehemaligen Wassermühle wird von Barbara und Dieter Odenwald eine Töpferei betrieben. Man kann also nicht nur riesige hölzerne Zahnräder betrachten, sondern auch das Werden von Tellern, Krügen und Vasen unter geschickten Händen erleben.

Luise und Friedeborn Kraft wohnen dicht dabei; in Homfeld Nr. 21. Hier geben sich ein kleines reetgedecktes Haus von 1690 und ein Spieker von 1723 ein Stelldichein, der in Wedehorn geborgen und in Homfeld wieder aufgebaut wurde. Weitere interessante Objekte sind in Kirchseelte im „Haus Veertein" oder über Telefon (0 42 06) 79 96 zu erfahren.

Dieses „Haus Veertein" ist allein schon einen Sonntagsausflug wert. Nicht nur, weil hier der Vorsitzende der Interessengemeinschaft wohnt, sondern weil sich neben der großen Köthnerstelle mit Ziehbrunnen von 1728 auch noch ein Ackerbürgerhaus aus dem Jahre 1698 mit Schmuckfachwerk sowie ein kleiner Spieker mit Jochbalkengefüge von 1620 befinden, den Gertrud und Julius Kraft nach erfolgtem Ausbau als Unterstellmöglichkeit für Gartengeräte nutzen wollen.

Überhaupt spielt das „Nutzenwollen" bei der IGB, die mittlerweile 650 Mitglieder hat (beileibe nicht alle mit eigenem Fachwerkhaus), eine dominierende Rolle. Ihr geht es darum, zu verhindern, daß denkmalswerte Bausubstanz durch falsch verstandene „Modernität" oder Mißachtung gestört oder sogar zerstört wird.



In der Klostermühle Heiligenberg wird jetzt eine Töpferei betrieben.



Ein Teil des Ackerbürgerhauses von 1698 dient jetzt als Schafstall.



Ein besonders gepflegtes Anwesen in der Nähe von Bruchhausen-Vilsen.

Mit zahlreichen Beispielen von revitalisierten Bauten hat die Gemeinschaft gezeigt, was alte Bausubstanz sein kann: Wohnkomfort, Wohn-Atmosphäre, die kein Neubau zu bieten vermag. Alte Bauten sind nämlich keineswegs gleichbedeutend mit „keine Heizung, kein WC, kein Bad" usw.

Wer sich jetzt entschließt, ein altes Fachwerkhaus wieder aufleben zu lassen, hat es sicherlich leichter als Julius Kraft, der damit 1960 begann. Fünf Jahre lang lebte er gewissermaßen auf einer Baustelle, mußte selbst viel mehr tun, als er es sich vorgestellt hatte, weil kein Handwerker zu bekommen war, und er schließlich auch keinen unerschöpflichen Geldvorrat besaß.

Inzwischen jedoch profitieren alle Mitglieder der Interessengemeinschaft von den Erfahrungen der zurückliegenden Jahre. Es kann ihnen eine Liste mit 20 Reet-Dachdeckern vorgelegt und mancher gute Rat gegeben werden, der herbe Enttäuschungen auf dem Weg von krausen Vorstellungen zu klaren Realitäten vermeidet.

Ihren Anfang nahm die Sache eigentlich mit dem Novembersturm von 1972, durch den manches Dach davonflog und mancher vor der Frage stand, ob es sich noch lohnte, das derart in Mitleidenschaft gezogene Haus wieder zu reparieren. Ein Jahr später wurde die Interessengemeinschaft Bauernhaus aus der Taufe gehoben, die in erster Linie die Ausplünderung der Landschaft durch Abbruch der alten Gebäude verhindern wollte.

Am Ausgangspunkt stand dabei die fast bescheidene Absicht, möglicherweise 50 Häuser in der Landschaft zu erhalten und im übrigen die überschwappende Nostalgiewelle zu kanalisieren. Das ist offenbar vollauf gelungen, wenngleich die Leistungen der IGB nicht überall ungeteilte Zustimmung findet.

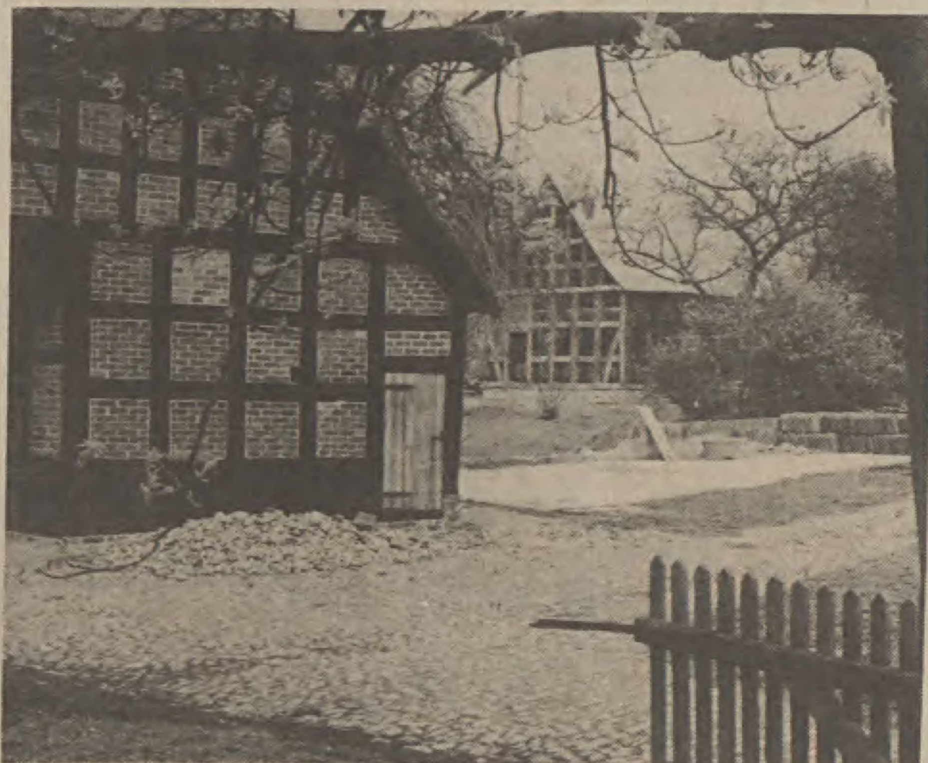
So wird beispielsweise jegliches Entgegenkommen seitens des Landkreises vermißt — im Gegenteil. Und so heißt es hart: „Das Image, welches wir unserem Landkreis landauf, landab verschafft haben, hat er nicht verdient." IGB-Vorsitzender Julius Kraft dazu: „Nach drei Jahren Versuchen mit dem Landkreis haben wir das Handtuch geworfen."

Das bedeutet aber nicht, daß man resigniert. Vielmehr rangiert man jetzt auf höherer Ebene und findet beispielsweise beim Landeskonservator volle Unterstützung, und darüber hinaus genießt die Arbeit der Interessengemeinschaft bis hin zum Europarat hohe Anerkennung.

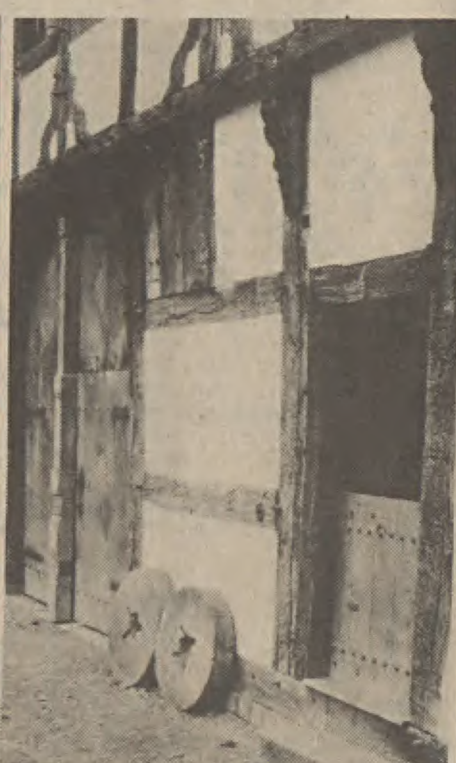
Anerkennung verdient im Grunde genommen schon manche besondere Aktion zur Erhaltung vieler Gebäude, die andernfalls früher oder später dem Bulldozer zum Opfer gefallen wären. Auch davon legt der „Tag der offenen Tür" beredtes Zeugnis ab.

Im Welpenhof in Quelkhorn bei Fischerhude beispielsweise zeigen Jugendliche mit hundert Farblichtbildern ihre Bergung und den Wiederaufbau eines großen Hallenhauses, das vorher in Ringmar stand und nun bei der Welpenmühle aufersteht.

Eine andere technische Leistung ist in Henstedt bei Syke auf dem Hof Riepshoff zu bewundern. Dort wurde am 5. April ein großes Fachwerkgebäude auf Rollen um etwa 50 Meter verschoben. Auch über diesen Vorgang werden laufend Diavorträge gehalten. Es gibt also eine Menge zu sehen am „Tag der offenen Tür". -eck



Konsequentes Bemühen um die Erhaltung alter Bausubstanz: das Backhaus im Hintergrund wurde vor knapp vier Wochen als Ganzes auf Rollen um etwa 50 Meter verschoben. Zu sehen in Syke-Henstedt. „HARKE"-Fotos: Heckmann



Beinahe wäre das Schmuckfachwerk dieses Hauses zu Feuerholz geworden. Der IGB-Vorsitzende bewahrte es davor.



Die Köthnerstelle von 1675 dient seit bald zwei Jahrzehnten dem Vorsitzenden der Interessengemeinschaft Bauernhaus als urgemütliches Zuhause. Das mächtige Dach läßt die Bewohner einem heißen Sommer ruhig entgegensehen.

Erstes Fernsehen

Frühprogramm ARD/ZDF:

10.00 Erste Meldungen
10.05 Die Drehscheibe
10.25 Bericht aus Bonn
10.50 Hitparade
11.35 Auslandsjournal
12.20 Umschau
12.50 Presseschau
13.00 Tagesschau

13.35 Programmvorschau
14.05 Tagesschau
14.10 Die Sendung mit der Maus und dem Kater Bagpuss
14.40 Schnickschnack
14.55 Spiel ohne Grenzen
Vorentscheidung für das internationale Städteturnier
16.10 ARD-Ratgeber: Recht
16.55 Du bist angesprochen
Gotische Kathedralen und ihre Bauhütten
17.25 Tagesschau
17.28 Fußballänderspiel Jugoslawien – Bundesrepublik
In der Pause gegen
18.15 Berichte vom Tage
19.15 Die aktuelle Schaubude
20.00 Tagesschau, Wetterkarte
20.15 Spendenaufruf des Müttergenesungswerks
20.20 Am laufenden Band
Ein Spiel mit Rudi Carrell
21.50 Ziehung der Lottozahlen
Tagesschau, Wetterkarte
Das Wort zum Sonntag
22.10 Weltmeisterschaft der Amateure in den lateinamerikanischen Tänzen
Übertragung aus der Berliner Deutschlandhalle
23.40 Tagesschau

DDR-Fernsehen

7.55 Russisch; **8.40** Aus erster Hand; **9.25** Aktuelle Kamera; **10.00** Die Kriminalfälle des Majors Zeman; **11.10** Meisterwerke der Dresdner Gemäldegalerie; **11.25** Zwischen Tür und Angel, Pantomime; **12.20** Nachrichten; **12.30** Fernsehkoch Kurt Drummer empfiehlt; **13.00** Warum bekommen wir kein Kind?; **13.55** Nachrichten; **14.05** Bei Professor Flimmrich; **15.35 Von Polka bis Parademarsch; 16.30** Jugendfernsehen: Dreieck; **17.00** Sport aktuell; **17.35** Nachrichten; **19.15** Sandmännchen; **19.30** Aktuelle Kamera; **20.00** Ein Kessel Buntes; **21.45** Aktuelle Kamera; **21.55** Sport am Abend; **23.05** Der Traum von der Untreue, tschechoslowakischer Fernsehfilm nach Jules Renard und Alfred Musset; **24.00** Nachrichten

Zweites Fernsehen

13.00 Programmvorschau
13.30 ◧ Helliniki antilali
Thema: Arbeitsplatz
14.14 ◧ Cordialmente dall'Italia
14.58 heute
15.00 ◧ Lassie
15.20 ◧ Die kleinen Strolche
Ein Sommertag
15.35 Mein Freund Taffdi
Das Ehrenwort eines Mannes
16.00 Sparring
16.59 Der große Preis
Die Wochengewinner
17.00 heute
17.05 Länderspiegel
18.00 Peter Voss – der Millionendieb
Fersehserie von Peter Lodynski
19.00 heute
19.30 Disco 77
20.15 Das Glück in seinen Armen
Spielfilm, England, 1962 (Siehe Vorschau)
21.45 heute
21.50 Das aktuelle Sportstudio
23.40 Der Liebhaber (Wh)
Einakter von Harold Pinter
Aufzeichnung einer Aufführung des Thalia-Theaters Hamburg
0.30 heute

Drittes Fernsehen

16.00 Der Betriebsrat
16.30 Der Elternführerschein
4. Spiel und Spielzeug des Kleinkindes
17.00 Sehen statt hören
17.30 Actualités françaises
17.45 Gymnastik (4)
18.00 Sesamstraße (390)
18.30 Spur und Spurt
4. Deutlich fahren
18.45 Zählen und messen
4. Maße und Kraft
19.00 Zum 1. Mai
Veranstaltung des DGB, Landesbezirk Berlin, in Zusammenarbeit mit dem SFB
20.00 Tagesschau, Wetterkarte
20.15 ◧ Vor vierzig Jahren
20.30 Siebtes Norddeutsches Theatertreffen
Los frijoles – or beans for You
Aufführung der San Francisco Mime Troupe live aus dem Fabrik-Zelt in Hamburg-Altona
21.45 Königinnen der Nacht
Frauen im Show-Business
Film von Ulrich Schwarz, Stefan Aust und Margo Langer
22.30 Problem Fortschritt (Wh)
Strom aus Ebbe und Flut
Bericht über das erste Gezeitenkraftwerk der Welt

Sonntag, 1. Mai

Erstes Fernsehen

10.00 Programmvorschau
10.30 ZDF-Matinee:
Der Postmeister (Wh)
Fernsehfilm nach Puschkin
Buch und Regie:
S. Solovjow
Vergessene Dichtung:

Zweites Fernsehen

9.30 Programmvorschau
9.55 Der Aufstieg des Menschen
Gewißheit oder Wissen
10.45 Die Sendung mit der Maus
11.15 Goldener Sonntag
Eine Familiengeschichte

„Neue Regelung beim Gebrauchtwagenkauf"; „Aktuelles Urteil: Die Auflösung der Zugewinngemeinschaft"; „Was bedeutet Modernisierung für den Mieter?"; „Mietzuschlag"; „Schutz der Persönlichkeitsrechte".

II, 17.05. „Länderspiegel": „Nach Neubauers Rücktritt: Hält die Berliner Koalition?"; „Kernkraftwerk Grohnde: Das Atom spaltet eine Gemeinde"; „Kommunalwahl in München: CSU benennt Spitzenkandidaten"; „Kurzberichte und Fußballergebnisse"; „Konkurrenz immer stärker: Saarschiffer kämpfen ums Überleben"; „Polizei-Nachwuchs: Wer will unter die Gendarmen?"

I, 19.20. „Aktuelle Schaubude": Live aus Hahnenklee: Gespräche über Harz-Tourismus, Walpurgisbräuche und die Wasserversorgung weiterer Bereiche Norddeutschlands aus den Harztalsperren. Dazu Musik mit den Oberharzer Bergsängern.

Sonntag

I, 12.00. „Internationaler Frühschoppen": „Das Urteil – und was weiter? Der Spruch von Stammheim, Wirkung und Wertung". Werner Höfers Gäste: Melvin J. Lasky (USA), Daniel Vernet (Frankreich), Alfred Cattani (Schweiz) sowie Henning Frank und Hans Schüler (Bundesrepublik).

II, 12.50. „Fragen zur Zeit": „Der Kanzler und die Macht" von Hellmut Diwald.

II, 13.02. „Die Drehscheibe": „Elektronisch gesteuerte Theaterfiguren"; „Eine Kindertagesstätte in Berlin"; „Kurse für Dirigenten"; „Die Wichtigkeit der Arbeitsmedizin"; „Das Woltersdorf-Quartett musiziert".

II, 19.10. „Bonner Perspektiven": „Reisediplomatie und Nord-Süd-Dialog". Dazu Interviews mit Außenminister Genscher und dem wirtschaftspolitischen Sprecher der Opposition, Biedenkopf.

I, 19.20. „Weltspiegel": „Spanien am 1. Mai"; „100 Tage Carter"; „Interview mit Roy Medwedjew"; „Israels Arbeiterpartei am 1. Mai"; „Der irakische Sozialismus"; „Englands Mittelstand verarmt".

Indiens Wunder unter der Lupe

Sonntag, II, 22.50. Am 20. März wählte Indien ein neues Parlament. Das Ergebnis ist hinlänglich bekannt: Die regierende Kongreßpartei wurde vernichtend geschlagen, der neuformierte Oppositionsblock siegte auf der ganzen Linie. Indira Gandhi konnte noch nicht einmal ein Parlamentsmandat erringen. Die Weltpresse schrieb von einem „Erdrutsch" und feierte eine „Sternstunde der Demokratie".

Eine Analyse dieser Vorgänge will – leider zu mitternächtlicher Stunde – ZDF-Redakteur Hans W. Scheicher liefern. Der ehemalige Süd- und Südostasienkorrespondent der Mainzer Anstalt (1970–1976), der am 1. September voraussichtlich nach Beirut geht, befand sich vor, während und nach der Wahlschlacht direkt am Ort des Geschehens. In seinem Bericht „Das demokratische Wunder" fügt er eine Fülle von aktuellen Einzelbeobachtungen zu einer „fas… Hintergrundgeschichte" zusammen.

… Wahltag war die Bewe… it des ZDF-Teams aller… k eingeschränkt. Schei… mußten unter den Bedin… s Ausnahmezustands ar… s bedeutete konkret, daß … erlaubt war, zusammen… Fakten zu recherchieren. … die Auflage, nur Dinge zu … direkt mit dem Wahl… un hatten. Erst nach der … lage Frau Gandhis lok… die Bedingungen ent…

… stellte Scheicher am … ch eine Dokumentation … die größere Zusammen… igt: Er ergänzte das neue … it alten Archiv-Aufnah… esten aus seiner Korre… zeit und mit angekauften

–RB–



Charlie Brown ist wieder da

Diese Reprise nimmt sicher keiner krumm: Am Sonntag um 14.15 Uhr starten die „Peanuts" zum drittenmal im ZDF. Die Comic-Strip-Knirpse von Charles M. Schulz sind zwar schon 27 Jahre alt, aber offenbar unverwüstlich – wohl deshalb, weil sie nicht immer so lieb sind wie die Mainzelmännchen.

Manchmal hart am Rande

„Der Alte schlägt zweimal zu" von José Giovanni

Sonntag, II, 20.00. Positive und negative Reaktionen halten sich die Waage. Doch darüber, daß auch „Der Alte" nicht der Krimiweisheit letzter Schluß ist, sind sich wohl alle einig. Ein eigenes Profil hat die Serie bislang noch nicht. Aber die dritte Folge könnte interessant werden. Ein Mann schrieb und inszenierte sie, dem das internationale Publikum einige der brillantesten Kinokrimis der letzten Jahre verdankt: der Franzose José Giovanni.

Der 53jährige gebürtige Korse hat wesentlichen Anteil am hohen Niveau und weltweiten Renommee des französischen Kriminalfilms, der in seinen besten Exemplaren die Tradition der amerikanischen „Schwarzen Serie" fortsetzt. Die meisten seiner Romane wurden verfilmt, wobei er stets selbst Drehbuch schrieb. So entstanden Klassiker wie Melvilles „Der zweite Atem", Verneuils „Der Clan der Sizilianer", Enricos „Ho!" und Beckers „Das Loch". Vor etwa zehn Jahren begann der einstige Bergführer, Untergrundkämpfer und Schmuggler Giovanni auch als Regisseur zu arbeiten: Er inszenierte unter anderem „Der Mann aus Marseille", „Im Dreck verreckt" und die beiden Alain-Delon-Lichtspiele „Endstation Schafott" und „Der Zigeuner".

Charakteristisch für Giovannis Arbeit ist der Verzicht auf eine klischeehafte Einteilung in Gut und Böse, auf die Denunzierung eines Straftäters als „geborener Verbrecher": Seine Kriminellen haben allesamt menschliche Züge, und seine Kommissare haben allerlei Schwächen. Das war es auch, was den Franzosen an der Figur des „Alten" reizte: „Der Mann liegt mir sehr, weil er unorthodoxe Wege geht, manchmal hart am Rande der Legalität. Das macht die Storys spannend."

Drei Drehbücher hat er inzwischen für die ZDF-Serie geschrieben. Die Folge mit dem Titel „Der Alte schlägt zweimal zu" war Giovannis erste Produktion außerhalb Frankreichs und zugleich seine erste fürs Fernsehen.

MB.

Schweizer Polizisten protestieren

Die neue ZDF-Krimiserie „Der Alte" hat in der Schweiz Proteste ausgelöst. Eidgenössische Polizeikommandanten haben sich schon im voraus von der jüngsten Folge „Der Alte schlägt zweimal zu" distanziert, die am Sonntagabend gesendet wird. Der Sprecher der Kantonspolizei Zürich erklärte dazu, die in diesem Film angewendeten Methoden zur Erlangung eines Geständnisses durch die deutsche Polizei seien in der Schweiz „absolut ungesetzlich", da mit Vortäuschung des Geständnisses eines Komplizen gearbeitet worden sei. Die Programmleitung der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), die zusammen mit dem ZDF und dem Österreichischen Rundfunk (ORF) als Koproduzent auftritt, erwägt die Aufgabe ihrer Beteiligung, falls die Serie weiterhin auf diesem Niveau bleiben sollte. Schon der erste Beitrag, bei dem es um eine Geiselnahme ging, sei „äußerst problematisch" gewesen. ap



Ein halber Theaterabend

wird am Sonnabend um 23.40 Uhr im ZDF wiederholt: Harold Pinters Einakter „Der Liebhaber" mit Ingrid Andree und Boy Gobert. Der zweite Teil der Aufzeichnung („Wirklich schade um Fred" von James Saunders), in dem sich das junge Paar um Jahrzehnte gealtert zeigte, entfällt leider – obwohl der Reiz der Sache gerade in dieser Kombination lag.

Winkler

Sonntag, I, 17.45. In der Reihe „Anstöße" werden zweierlei Volksmusikanten vorgestellt: Winzer und Wirtinnen, Studenten und andere Laien aus den Weindörfern „rund um Whyl", die mit im Text aggressiven und verbitterten, in der Melodie gefällig-schlichten Liedern gegen das geplante Kernkraftwerk ansingen, und das professionelle Duo Maria und Margot Hellwig, das mit Edelweiß- und Alpenglühn-Gejodele die Reit-im-Winkl-Touristen zu Hunderten in sein Lokal zieht und übers ZDF Millionen verzückt.

Die improvisierenden Amateure der Bürgerinitiativen wollen „Anstöße" geben zu Protesten, wollen informieren und die Betroffenen solidarisieren. Mutter und Tochter Hellwig dagegen wollen vor allem viel Geld verdienen mit ihrem Schmalz-Gesang, den ihnen ein richtiger Musikprofessor einstudiert, sie lassen sich auf Schallplatten und in verlogenen Klatsch-Stories vermarkten.

Die Whyler Feierabend-Sänger reimen und üben „abseits der großen Ferienzentren am Ende der Welt" ohne Profi-Hilfe, sie treten gratis auf. Ihr aktivster Streiter wundert sich noch vor der Kamera, daß ein Freiburger Volksliederarchiv für seine Tonbandaufnahme bezahlen will, die Hellwigs bewegen in der ZDF-Übertragung aus einer großen Halle vor zahlenden Zuschauern nur die Lippen zum fertigen Tonband. Was da als ursprüngliche Musik des Volkes im Trachten-Look ausgestrahlt wird, ist Playback-Konserve, zu der die „Interpreten" tagelang zwischen sterilen Kunststoff-Kulissen dutzendmal jeden Schritt und jede Kopfbewegung so proben, bis ihr eigentlich stummer Auftritt auf die Zehntelsekunde und den Zentimeter genau für die Kamera paßt.

W. F. Muthmann

Heilsarmee auf der Reeperbahn

Sonntag, I, 20.20. Sie rekrutiert sich aus Generalen, Offizieren und Soldaten; sie unterteilt sich in Divisionen und Corps; ihre Mitglieder tragen Uniform und sind in Hauptquartieren untergebracht – die friedlichste Streitmacht der Welt ist die Heilsarmee. In 82 Ländern der Erde ist diese vor rund einhundert Jahren von dem englischen Methodistenprediger William Booth gegründete Truppe aufmarschiert, nicht wider den Feind, sondern für den Menschen, dem die Lehre vom Christentum zu einer lebenswerten Existenz verhelfen soll.

Und wenn die Heilsarmee zu diesem Zweck auch einmal die „Internationale" anstimmt, dann klingt das so: „Völker, höret die Signale, ruft doch jetzt ‚Herr verzeih'; das Blute Jesu Christi macht Dich von Sünden frei". So geschehen im November des Vorjahres in Hamburg, wo ein TV-Team von Radio Bremen die Arbeit der Heilsarmee vor Ort miterlebte: Constantin Pauli, Absolvent der Berliner Film- und Fernsehakademie, drehte hier die Reportage „Jesus in St. Pauli" für die Bremer Dokumentarreihe „Reservate".

Während die Heilsarmee in anderen Ländern der Welt eine bedeutende und auch anerkannte Rolle als soziale Organisation spielt, konnte sie in der Bundesrepublik nie größere Unterstützung finden und befindet sich tatsächlich in einer Reservatsituation. Der Einsatz ihrer freiwilligen Soldaten erntet häufig nur Spott und Mitleid. 145 aktive Offiziere und rund 3000 nebenamtliche Heilssoldaten tun in Deutschland ihren Dienst, die meisten davon in Hamburg.

Hier, mitten in St. Pauli, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Großen Freiheit, stellt sich die kleine Heilsarmee-Truppe – wie Radio Bremen kommentiert – „in der spezifischen Heilsarmee-Dreieinigkeit von Christus, Caritas und Corpsgeist dem Kampf gegen Armut, Sünde und Teufelswerk." Constantin Pauli und sein Team beobachten den Alltag der Armeeangehörigen mehrere Wochen, interviewten Offiziere und Soldaten. Sein persönliches Fazit nach dieser Arbeit: „Die Verkündigung von Gottes Wort findet in St. Pauli kaum Gehör, die Wirkung ist gleich Null. Die Hauptaufgabe der Heilsarmee besteht heute in der Sozialbetreuung Obdachloser, Hilfesuchender und Einsamer."

–w–

Spielfilme am Wochenende

Sonnabend, I, 20.15. „Das Glück in seinen Armen" entstand 1963 in England als Remake des US-Melodrams „Opfer einer großen Liebe", das Edmund Goulding 24 Jahre zuvor mit Bette Davis in der Hauptrolle inszeniert hatte. In der Zweitversion von Daniel Petrie („Ein Fleck in der Sonne") agierte die 1975 gestorbene Susan Hayward, die letzte Woche in der ARD-Ausstrahlung des Fernsehfilms „Abschied für immer" zu sehen war. Die Hayward, eine der großen Charakterdarstelleinnen des Hollywood-Kinos, spielt hier eine reiche Amerikanerin namens Laura Pember, die sich in der englischen High Society als Playgirl amüsiert. Sie lernt auf einer Party einen Arzt kennen, dem sie sich bald wegen ihrer ständigen Kopfschmerzen und Sehstörungen anvertraut. Dr. Carmody stellt einen Gehirntumor fest und überredet Laura, sich einer Operation zu unterziehen. Der Eingriff bleibt erfolglos, und obwohl beide wissen, daß sie nur mehr kurze Zeit zu leben hat, heiratet Laura ihren Arzt.

Der auf einem Script der Schriftstellerin Jessamyn West basierende Film (mit Michael Craig, Diane Baker, Edward Judd, Paul Rogers und dem Trompeter Chet Baker in weiteren Rollen) hatte nur durchschnittlichen Erfolg. Einig waren sich die Kritiker jedoch einmal mehr über die brillante Leistung von Susan Hayward.

Sonntag, I, 21.05. „Die Lachbombe" stammt von Norman Panama und Melvin Frank, einem Team, das in den 50er Jahren für etliche populäre US-Komödien verantwortlich zeichnete.

In dieser Danny-Kaye-Klamotte von 1954 geht es um den Bauchredner Jerry Morgan, der plötzlich seine Puppen Dinge sagen läßt, die er gar nicht sagen will. Dieses offenbar neurotische Fehlverhalten will der Meister von einem Schweizer Psychotherapeuten kurieren lassen. Auf der Reise nach Zürich heften sich zwei konkurrierende Agentengruppen an seine Fersen: In den hohlen Köpfen von Jerrys Puppen sind ein paar höchst brisante Geheimpläne versteckt, von denen der Held selbstredend nichts ahnt . . .

Kayes Partnerin in dem unterhaltsam-überdrehten Lachstück ist die Schwedin Mai Zetterling.

mwr.

„Angestellte unter Druck"

Sonntag, II, 21.15. Nicht nur in bundesdeutschen Fabriken, auch in den Büros wird kräftig rationalisiert. Die Folge: Immer mehr Arbeit wird von Maschinen ausgeführt, immer mehr Angestellte werden „freigesetzt". Unter denjenigen, die sich behaupten können, verstärken sich Leistungsdruck und Konkurrenzkampf. Wie sich diese Entwicklung auf das Arbeitsklima und die individuelle Lage der Angestellten auswirkt, untersuchen Jürgen Lücking und Kameramann Peter Nicolay in ihrem Film „Angestellte unter Druck". Als Alternative zum deutschen Büroalltag stellen sie eine holländische Versicherungsverwaltung vor, wo die Beschäftigten selbst für humane Bedingungen sorgten.

Finnland – Bundesrepublik
Ausschnitte aus Wien
Tagesschau, Wetterkarte

…ttes Fernsehen

Fernsehgarten – nah gesehen
4. Sträucher
Les Gammas! (30)
Die Glücksvögel Japans
Pop 77
ARD-Ratgeber: Recht
Sesamstraße (391)
Die Welt des Schalls (Wh)
Du darfst, du darfst nicht . . .
Der Soziologe Norbert Elias
Film von Klaus Podak
Tagesschau, Wetterkarte
Ansprache
des Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Heinz-Oskar Vetter, zum 1. Mai
Evelyn Künneke
mit neuen Liedern, Schlagern und Chansons (2)
Regie: Sigmar Börner
Ich und Du
Halbe Familie – eine halbe Sache?
Sport III

Der Mörder

Roman von Georges Simenon

34. Fortsetzung

…eb stehen und blickte Kuperus kalt …r an.

…nehme an, Sie haben nichts mehr …fügen?"

…Doktor war unsicher. Warum ging … Klavier-Ritornell im Kopf herum? …ich senkte er langsam den Kopf.

„Nichts . . ." stotterte er.

„In diesem Fall ist die Vernehmung beendet . . . Ich danke Ihnen . . ."

Er öffnete selbst die Tür und hielt den Griff mit der rechten Hand fest, damit er sie Kuperus nicht zu geben brauchte. Statt auf Wiedersehen zu sagen, verneigte er sich, und der Doktor ging mit gesenktem Kopf hinaus, stieß mit jemandem zusammen, stammelte eine Entschuldigung und erreichte die Straße, ohne daß er wußte, wie er hinausgefunden hatte.

Es ging ihm so schlecht, daß er auf dem Gehsteig an einer Hauswand stehenbleiben und, die Hand auf die Brust gepreßt, ausruhen mußte. Es war nicht nur ein körperlicher Schmerz. Es war ein totales Leiden, ein Leiden des ganzen fleischlichen und geistigen Daseins.

Dieses Leiden war für ihn ein Lichtblick. Hatte er sich nicht noch am Vortag gefragt, warum er getötet hatte? Jetzt wußte er es: dieses Schmerzes wegen!

Er hatte eben die fürchterlichste Demütigung seines Lebens erlitten. Ein Mensch, der mit ihm zur Schule gegangen war, ein Mensch, zu dem er du sagte, den er Antoine nannte, bei dem er, als sie jung waren, eine lächerliche Krankheit behandelt hatte, ein Mensch, der ihn eine halbe Stunde lang insgeheim bedroht und ihm seine Befehle auferlegt hatte. Denn daß es Befehle waren, daran gab es keinen Zweifel!

Eine Demütigung . . . Dieses Gefühl der Ohnmacht gegenüber einem anderen Lebewesen, dieser Zwang, seine Unterlegenheit anzuerkennen und sich zu beugen . . .

Hatte er nicht in Gegenwart Schutters hundertmal dasselbe empfunden? Und als er den anonymen Brief erhielt . . .

. . . Schutter, der reicher war als er, der jung wirkte, der flott und selbstsicher war, der ein Leben ganz nach Lust und Laune führte und dem alles gelang! . . .

Jetzt ging er weiter, folgte, ohne auf den Weg zu achten, dem Kanal, und als er sein Haus erreichte, ließ er wie immer den Briefkasten klappern und ging an Neel vorbei, ohne sie anzusehen.

Ein paar Augenblicke später hatte er sich in der Praxis eingeschlossen, und es war die Musik, was ihn die Fäuste ballen ließ. Das war nicht mehr Schumann, sondern Chopins „Berceuse", deren romantische Melodie ihm die Fassung raubte. Nicht viel hätte gefehlt, und er wäre vor Wut in Tränen ausgebrochen!

Sicher sagte Antoine zum Staatsanwalt, zu Van Malderen und zu allen anderen:

„Geschafft! . . . Er geht . . ."

Und Van Malderen wird Jane verkünden, wenn er zum Essen nach Hause kommt:

„Geschafft! . . . Er geht . . ."

Und alle . . . Um fünf Uhr werden in „Onder de Linden" die Worte von Mund zu Mund gehen:

„Geschafft . . . Er geht . . ."

Etwas wie eine kalte Hinrichtung. und die Brandts werden zu der kleinen erstaunten Mia sagen:

„Tante Kuperus ist tot . . . Onkel Kuperus ist weggegangen . . ."

Denn das Kind war so oft im Haus gewesen, daß dabei eine fiktive Familienbeziehung entstanden war: Mia sagte „Tante und Onkel Kuperus"!

Im Grunde war es zu einem Teil Schutter, der da triumphierte! Bis ans Ende hatte er gegen den Doktor recht behalten!

Und dieser ging, ohne zu wissen, was er nun tun würde, in seiner Praxis umher, stieß an die Möbel und verräumte die Gegenstände auf einem Schreibtisch.

Er hatte Antonie nicht einmal eine Antwort gegeben! Er war wie ein Bettler hinausgegangen, dem man das Almosen verweigert hat! Blindlings war er durch die Flure geirrt, und vielleicht hatte sein ehemaliger Schulkamerad ein wenig Mitleid verspürt, als er dem sich entferndenden Rücken nachsah?

Er hätte weinen mögen. Das hätte ihm Erleichterung verschafft.

Die Musik ging ihm auf die Nerven, sie ließ Fieberflecken oben auf den Wangen entstehen, und er klopfte an die Wand, ohne daß Mia begriff, was das bebedeutete.

Er hatte getötet, weil . . .

Das war immer noch nicht ganz klar oder besser, es war eine Entdeckung, die sich weder in Worten noch in geordneten Gedanken ausdrücken ließ.

Das war es: Er, Kuperus, lebte seit fünfzehn Jahren mit seiner Frau in diesem Haus . . . Er arbeitete viel . . . Morgens untersuchte er an die zwanzig mehr oder weniger arme Patienten, und im Wartezimmer roch es nicht gut . . .

Am Nachmittag ging er zu Fuß durch die Stadt, betrat Häuser und Zimmer, in denen sich der Tod ankündigte, und um fünf Uhr schließlich kehrte er in „Onder de Linden" ein, wo ihn oft noch Patienten rufen ließen.

Am Abend las er seine Zeitung, während seine Frau strickte oder stickte. Ab und zu waren Van Malderns zu Gast. Einmal im Monat fuhr er nach Amsterdam und übernachtete bei seiner Schwägerin . . .

Er hatte eine Kreuzfahrt und eine Frankreichreise unternommen . . .

Das war alles! Fünfzehn Jahre lang hatte er gewollt, daß es so und nicht anders sei, denn es war notwendig. Ihm war daran gelegen, daß dieselben Handlungen immer zur selben Zeit ausgeführt und daß sämtliche Riten eines wohlgeordneten Lebens eingehalten wurden.

Als seine Frau davon sprach, daß der Salon neu eingerichtet werden müsse, hatte er zugestimmt, weil Jane Van Malderen ihren Salon im Jahr zuvor neu eingerichtet hatte. Als sie ihn um einen Pelzmantel bat, hatte er einen Monat gezögert, was vernünftig und angemessen war, dann hatte er sie an ihrem Geburtstag damit überrascht.

Trotz alledem überkam ihn manchmal schreckliche Lust, alles über den Haufen zu werfen und diese harmonische Fassade einzureißen. Es kam vor, daß er sich langweilte! Das durfte er nicht . . . Er war auf dem richtigen Weg, da alle aus seiner Umgebung ihm ebenfalls folgten . . .

Fortsetzung folgt

Aus dem Französischen von Lothar Baier

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1977
by Diogenes Verlag AG, Zürich

Das Niedersächsische Bauernhaus ist das beste

770181

Stadthagen. Das Niedersächsische Bauernhaus, in dem sich Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach befinden, und das sich durch seine große Diele auszeichnet, die auf der Vorderseite durch die „Grootdör" abgeschlossen ist, wird nicht mehr gebaut, weil es für heutige Wirtschaftsverhältnisse unzweckmäßig ist. Wie zweckmäßig und vorteilhaft es einst hierzulande von der bäuerlichen Bevölkerung beurteilt wurde, entnehmen wir einem Aufsatz, der Ende des 18. Jahrhunderts in den Schaumburg-Lippischen Landesanzeigen erschien. Es heißt dort: „Die Frage, ob die hiesigen Hausleute ihre Wohnungen nicht bequemer einrichten könnten, ist oft aufgeworfen worden. Diejenigen, welche solches zu entscheiden haben, mögen nachfolgende Vorteile der hiesigen Häuser auf dem Lande nicht außer Acht lassen"

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, übersieht die Wirtin zur gleichen Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei.

Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben die große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Türen auf- und zugehen. Sie hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Drösche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehn, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß.

Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen, und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes. Seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren; und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem anderen und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viele Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

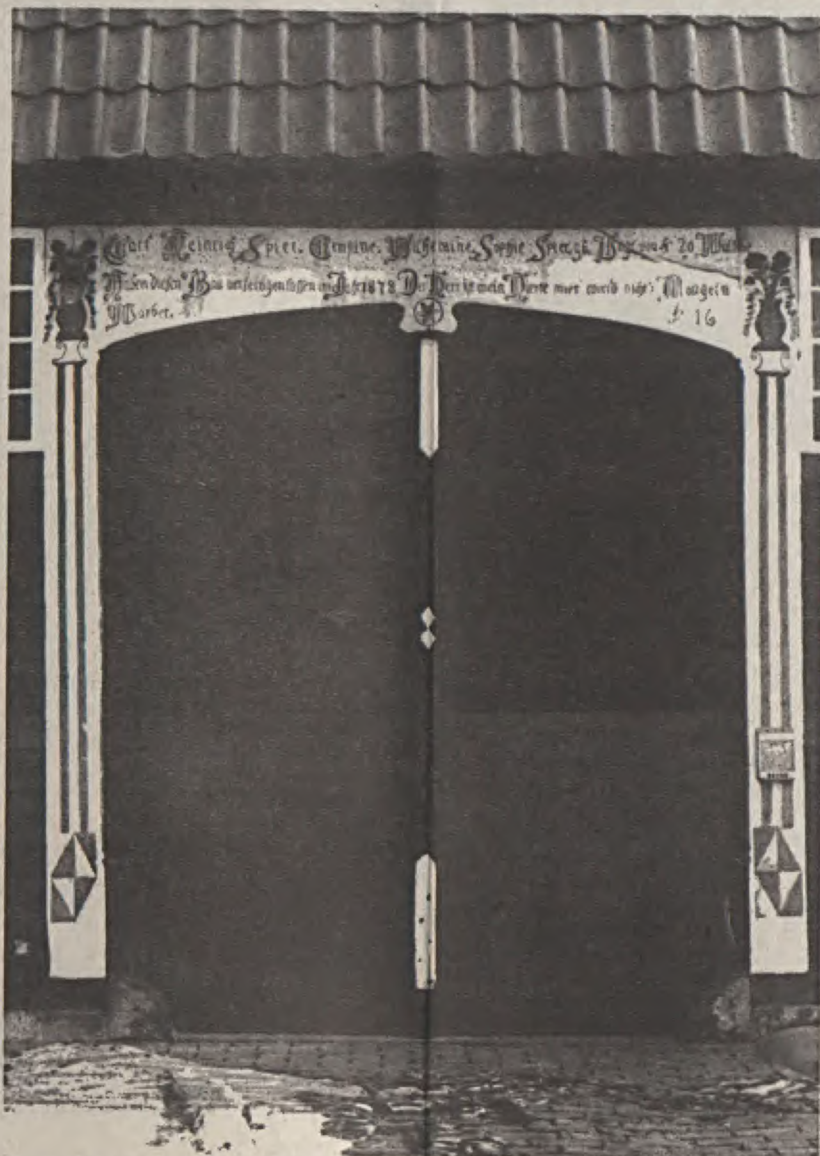
Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben; und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitus (römischer Architekt, 1. Jahrhundert vor Chr.) ist imstande, mehrere Vorteile zu vereinigen.



Der Kätelhaken.

Was der Verfasser dieser Betrachtung über die Zweckmäßigkeit des Niedersachsen-Hauses schildert, trifft die wahre Bedeutung des Hauses nur zum Teil. Die Diele war nicht nur der Ort, auf dem an frühen Wintertagen mit den Dreschflegeln das Getreide gedroschen wurde. Hier lernten die Kinder laufen, wurden die Mahlzeiten eingenommen, versammelten sich zur Feierabendzeit die Hausgenossen und Nachbarn. Hier wurde gesungen, gescherzt und geplaudert und das Wohl und Wehe des Hofes und der Sippe beraten. Hier hielt der Hausherr die abendliche Andacht und hier stand auch die Bahre des Verstorbenen. Das Herdfeuer war so Mittelpunkt und Kern des Hauses.

Im Scheine des Herdfeuers wurden vor allem die von den Vorfahren übernommenen Sitten und Gebräuche, die in ältester Zeit sicher sehr viel Bedeutung gehabt haben, feierlich vollzogen, so bei Verlobungen, Hochzeiten, Mieten von Dienstboten, Besitzübernahme usw. Hierbei spielte der „Kätelhaken", der vom „Rähmen" herab an einer Kette hing, und bis auf die Feuerstelle reichte, eine wichtige Rolle. Er hatte eine symbolische Bedeutung. Er war das Sinnbild des Hausfriedens.



Dössel mit Doppelraute an einer Grootdör in Warber. **Fotos: Siebert**

Wenn die Hofübergabe, die früher meist mit der Verheiratung des Erben verbunden war, stattfinden sollte, versammelten sich die Familienangehörigen und das Gesinde an dem Herdfeuer. Dann sprach der Vater zum Sohn: „Kumm Hinnerk, stell die an't Füer und leg den Dumen in den Kätelhaken, Vandage will eck die den Hoff äwergäwen!" Der Alte legte nun seinen linken Daumen ebenso in den Kesselhaken, wandte sich mit mahnenden und ernsten Worten an die Knechte, nahm ihnen das Versprechen ab, dem neuen Herrn stets zu Willen zu sein, und fuhr dann fort: „Du hast hört, sei willt Dinen Willen daun, unn nu versprǟk mi, datt du dorför sorgen wutt, dat et vörwarts gaht upp'n Hawe, da Du den Diensten gäwen wutt watt'n taukummt, un mi, wat mi von'n Ohlendeilsw wegen taustaht." Hatte sich der Jungbauer mit allem einversanden erklärt, so erfolgte die eigentliche Übergabe: „Hinnerk, deen sau öwergäwe eck di mit den hütigen Dage ünner Handslag an'n Herdfüer mi'n Hoff mit allem wat dortau hürt." Die Mutter schlug dann beide Daumen von unten aus dem Kesselhaken und schickte sich an, das Feuer an die junge Frau abzugeben. Sie nahm ein Stück brennenden Kienholzes und überreichte es der, an der linken Herdecke stehenden jungen Bäuerin mit den Worten: „Sau Fiekschen, Vadder hett nu den Hoff awgäwen, aber nimm Du mit brenndem Füer Di'n Herd!" Wenn dann beide ihren Daumen in den Topfkaken gelegt hatten, wandte sie sich den Mägden zu: „Eck hewwe nu minen Herd awwegäwen. Van hüte aff mött je nu öhren Willen daun un öhr gehorchen. Willt ji datt?" Die Mädchen bejahten und sie sagte darauf weiter zu ihrer Nachfolgerin: „Du hast't hürt, sei willt Dinen Willen daun un nu versprǟk mi, da Du upp allens düchtig uppassen un ordentlich wat kaken wutt, as sik dat hört un as du dat lehrt hast, sau dat Minschen un Veih keine Not lied't!"

Hatte die junge Frau ihr Versprechen abgegeben, so schlug der Bauer die Daumen aus dem Topfhaken. Alle traten still und feierlich vom Herde zurück. Die Hofübergabe war vollzogen.

Brauchtum am Dössel

Wie um das Herdfeuer, rankten sich auch Sitten und Bräuche um den sogenannten Dössel, den beweglichen Mittelpfahl in der Grootdör des niedersächsischen Bauernhauses. Am Dössel schlagen die Türflügel von innen an und werden mit Vorreibern festgesteckt. Bei geöffneter Türe steht der Pfahl frei. Er ist mit seinem Oberzapfen in ein Stemmloch des Türholmes eingelegt, das sogenannte Dösseloch, und mit einer Fußfeder in die Nute des Süll oder eines Fußsteines eingeschoben. Zum Ein- und Ausfahren muß der Dössel weggenommen werden. Der Dössel in seiner heutigen Form ist wahrscheinlich nicht alt. Er kann kaum altsächsisch gewesen sein sonst hätten ihn die Sachsen wohl mit nach England genommen.

Hier vollzog sich, wie noch heute, die Einbringung der Ernte, der Einzug des Brautpaares und die Ausfahrt der Toten. Bei allen wichtigen Anlässen des Bauerjahres mußte der Dössel in die Hand genommen werden, weggestellt und wieder gesetzt werden. Er brachte sich fortwährend in Erinnerung. So ist nicht verwunderlich, daß sich um ihn ein Brauchtum entwickelte.

Es ist überliefert, daß an der „Dorsule" Erbverträge geschlossen wurden. Die Kontrahenten mußten dabei den Dössel gemeinsam anfassen. In dem Falle der Hofübertragung mußte die weichende Wirtin mit den Schwurfinger auf der Brust vor dem Dössel stehen und bezeugen, daß sie den Hof übergeben wolle. Der neue Besitzer bekundete sein Recht, indem er einen Span aus dem Dössel schnitt. Es ist zu vermuten, daß das Altbauernwort „Slang eck 'nen Dössel seihen kann, gäw eck nich aff!" Aus jener alten Rechtsstellung des Dössels herrührt.

Im Herzen Niedersachsens wurde bis in die jüngste Zeit der Braubecher im „Dorlocke" gereicht, wenn das Brautpaar von der Kirche auf den Hof zog. Dieser Brauch ist als Festigungstrunk und damit als ein Teil der Hofübergabe anzusehen. Zum Zeichen der Unwiderruflichkeit wurde der Brautbecher öfter an dem Süll, gelegentlich an dem Dössel zerschlagen.

Redensarten und Scheltworte

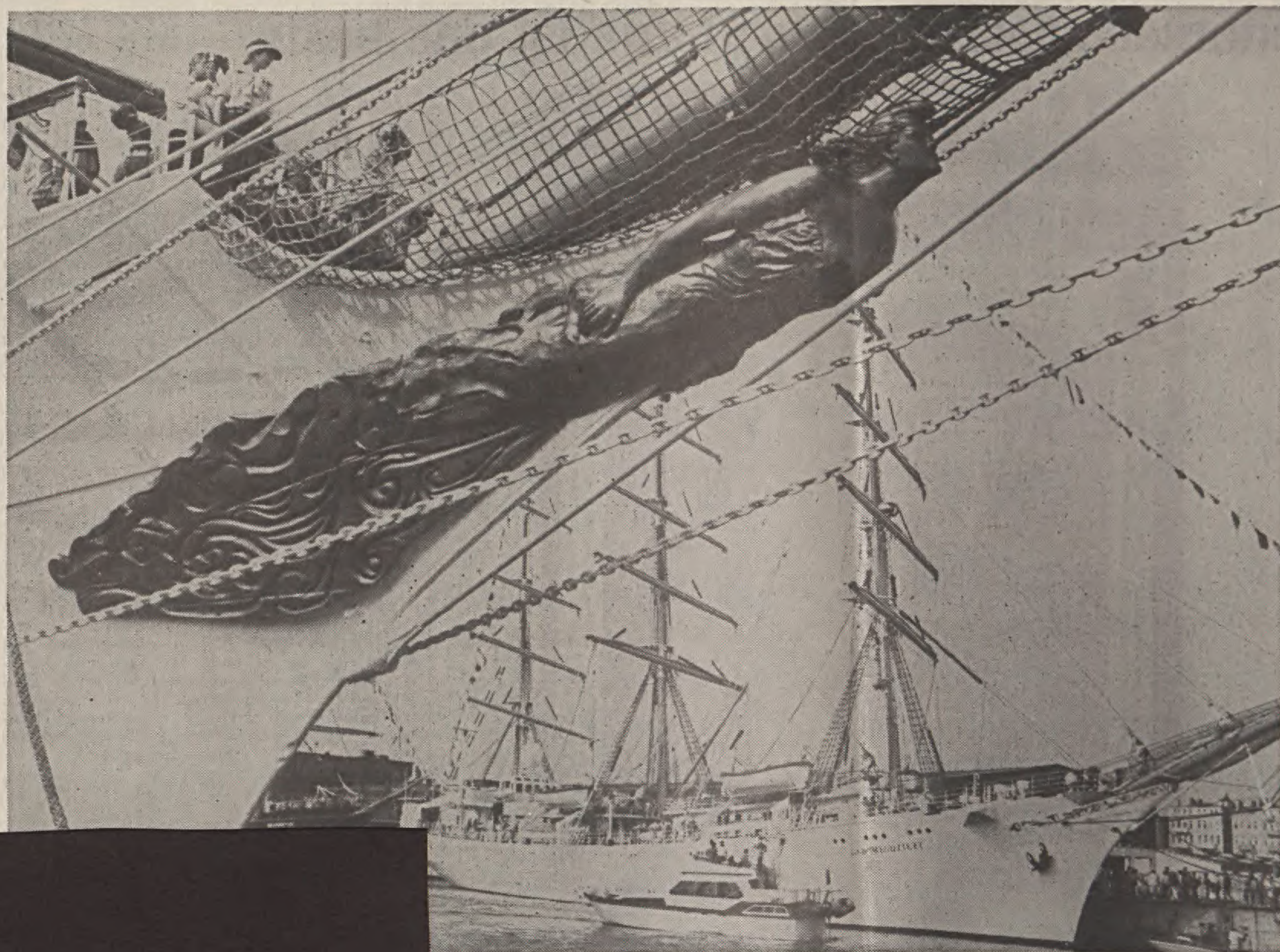
Der Dössel war der Platz des Altbauern, wenn er die Knechte auf dem Hofe beaufsichtigte oder mit vorübergehenden Nachbarn sprach. „Hei kieket um'n Dössel", hielt sich als Redensart in den Dörfern an der Mittelweser, in denen seit 50 Jahren durch die modernen Umbauten kein Dössel mehr steht. Die Scheltnamen „Dössel" oder „Oler Stiesel" haben sogar eine Verbreitung ins Hochdeutsche gefunden. Auch der „dösselige Hund", eine Sonderbezeichnung des Sulholzes, ist zum Scheltwort geworden.

Die einfachste obere Befestigung des Dössel ist ein Stemmloch in der Mitte des oberen Torbalkens. In dem Gebiet zwischen Minden, Diepholz, Bremen, Stade, Celle und Wittingen hat der Zimmermann an dieser Stelle einen Block stehen lassen, in den das Loch eingestemmt wurde, so daß der vordere Teil des Blockes wie eine kleine Schürze vor dem Dösselloch wirkt.

In diesem angegebenen Raume sind 3/4 aller Holme mit so einem Dösselkopf versehen. Dieser ist in den mannigfachsten Formen anzutreffen: Als rechteckiger Block, als Stufenblock, als Block mit aufwärts geschwungenen Doppelhaken, als Kreisscheibe oder als Doppelkreisscheibe. Häufig finden wir hier, geschnitzt oder gemalt den Lebensbaum, einen Blumenstrauß, einen Becher, Sonne, Mond und Sterne oder ein Hufeisen, das nach oben offen ist.

So vielgestaltig die Dösselköpfe sind, so streng und geradezu urtümlich sind die Dösselschäfte. Ein gutes Drittel aller Schäfte ist schmucklos. Die Schaftverzierungen sind durchweg als Flachschnitzerei ausgeführt. Häufig sind solche Verzierungen typisch für die Landschaft. So finden wir in dem Gebiet Bückeburg, Minden, Nienburg sehr häufig die Raute und das Malzeichen in allen Abwandlungen.

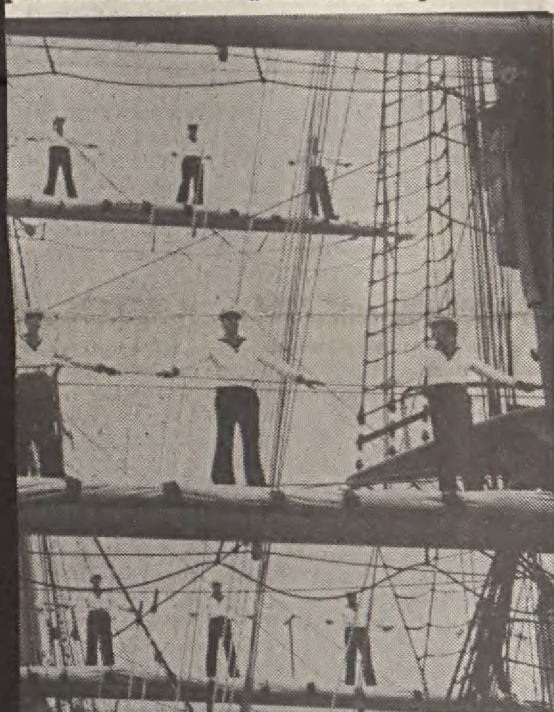
Walter Siebert



polnische Schulschiff „Dar Mlodziezy".



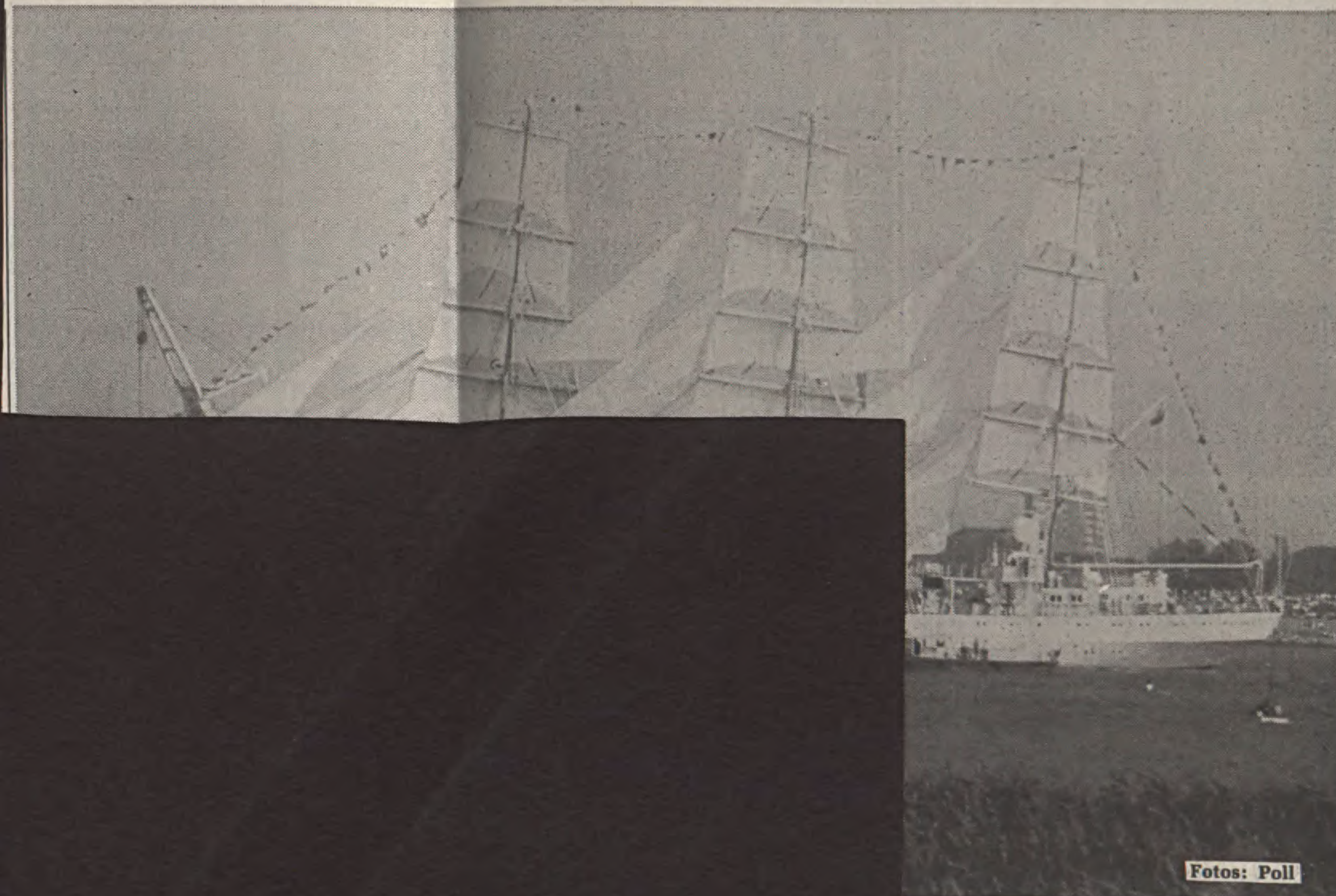
Einmal Kapitän auf der „Libertad" . . .



Bundespräsidenten.



Die Viermastbark „Krusenstern", 1926 in Bremerhaven gebaut, läuft seit 1946 unter der sowjetischen Flagge. Die „Krusenstern" ist die letzte frachtfahrende Viermastbark auf der Welt.



Fotos: Poll

770182

Alte Häuser haben Seele

Stumme Mauern können sprechen

Behäbig lagerte das alte Bauernhaus, von prächtigen, hohen Bäumen und Holunderbüschen beschattet, auf dem Hügel. Ringsherum dehnten sich grüne Wiesen und Felder. Ein schmaler Weg führte durch dieses kleine Königreich, gerade breit genug, um einem Kuhgespann Platz zu lassen.

Hier herrschte der Großvater. Er war uneingeschränkter Herr über das Land ringsum und über ein Dutzend Stück Vieh. Die Last der Lebensjahre hatte seine hohe Gestalt vornübergebeugt und von der schweren Bauernarbeit waren die Schultern etwas vorgezogen. Die gütigen, blauen Augen gaben ihm etwas Fürsorgliches. Seine Hände fühlten sich rauh an, auf den Handrücken durchzogen dicke, blaue Adern die braunfleckige derbe Haut.

Das Haus trug die Nummer 60. Es schien zeitlos zu sein, so uralt war es. Wie viele erste Schreie und letzte Seufzer mag es gehört haben? Wie viele Gebete, Flüche, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen hatten diese Mauern schweigend hingenommen? Es war ein gutes Haus, ein Haus mit einer Seele. Neuzeitliche Wohnsilos sind so schrecklich modern und dabei so nüchtern und kalt. Großvaters altes Haus beherbergte Wärme und Behaglichkeit, seine Seele konnte man überall fühlen, riechen und ahnen.

Im Sommer zog frühmorgens der herbe Geruch frisch geschnittenen Grases durch die Räume. Am Abend strömte der würzige Duft von getrocknetem Heu durch die geöffneten Fenster in alle Stuben und Kammern. Vom ewig plätschernden Brunnen her wehte an schwülheißen Tagen eine aufregend frische Brise. Überhaupt war der Brunnen wie ein in Stein gehauenes Denkmal des Hauserbauers. Seine Initialien, in den von Moos überzogenen Brunnentrog gemeißelt, kündeten die Landnahme des Ahnen vor hundert oder noch mehr Jahren. Die hölzerne Zulaufrinne mußte schon mehrmals erneuert werden. Der in Granit geschlagene Trog hatte die Zeiten überdauert. Das lebenswichtige Element Wasser versorgte Haus und Hof, Mensch und Tier seit Anbeginn.

Alle zwei, drei Jahre kalkte Großvater die Grundmauern des Hauses. Das grelle Mauerweiß blendete in der Sonne die Augen der Vorübergehenden. Die Hausaußenwände bestanden aus aufgeschroteten Holzbohlen, die Fugen waren mit Lehm verschmiert. Die Witterung gab dem Holz eine undefinierbare Farbe. Mit den schon halb verwitterten Holzschindeln auf der Dachrückseite bekam das Haus ein altehrwürdiges Aussehen. Der Naturschiefer auf der vorderen Wetterseite schmälerte diesen Eindruck etwas. Hier mußten die morschen Schindeln vor Jahren einer regensicheren Decke weichen. Auf dem Schieferdach nahm sich der verrußte, abgebröckelte Schornstein wie ein Fremdkörper aus.

Harmonie

In den Schlafkammern unmittelbar unter den Dachsparren konnte man den Atem der Natur vernehmen, die leisen, lauen Sommerlüfte, das Rauschen der Bäume, am Abend das Zirpen der Grillen und fernes Hundebellen. Das Raunen und Rumoren im Hause, das Stampfen der Kühe im Stall war zu hören, das Rauschen des Regens und das heulende Winseln des Herbststurmes. Im klirrenden Winterfrost krachte das Gebälk, die Nägel in den Dachsparren am Hausboden trugen einen glitzernden Reifbelag. Am Dachfirst surrten in der Kälte die Drähte der elektrischen Leitung.

Zu allen Jahreszeiten war die Stimme des Hauses tönend und klangvoll. Zu dieser Melodie gehörten das Klingen der Sensen und das Knarren der Erntewagen im Sommer genauso wie der rhythmische Klang der Dreschflegel im Herbst auf der Scheunentenne. Zu dieser Harmonie gesellte sich an stillen Abenden das Muhen der Kühe, die gefüttert werden wollten, und das anschließende monotone Mahlen der wiederkäuenden Mäuler.

Blausilbern schimmerte im Morgengrauen der Tau auf den Wiesen durch die blitzblanken Schiebefenster, wenn der Hahn zum Wecken krähte. Gleich danach zog bereits der Geruch von Malzkaffee durch das Haus. Die Großmutter stand an dem breiten, gemauerten Herd in der Küche und begann ihr Tagewerk. Zum Wochenende war sie frühmorgens schon beim Hefestriezel-Bakken. Der angenehme Geruch des Backwerks regte bei den Kindern schon beim Aufwachen eine außergewöhnliche Eßlust an. Selbst das Prasseln und Fauchen des Feuers war am Morgen in den oberen Schlafkammern zu hören. Der aromatische Duft verbrannten Holzes aus dem schlecht ziehenden Ofen, vermischt mit den Küchendünsten, verlor sich im Treppenhaus.

Ganz still war es im Haus nie. Auch wenn alles schlief und das Vieh sich ruhig verhielt, verstummte die Sprache des Gebälks nicht. Wie aus fernen himmlischen Bereichen zog ein feines Knistern und ein leises Summen durch die Räume. Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßte den schlaflosen Menschen, er horchte und lauschte nach der Seele des Hauses. Er vernahm die schwingenden Töne, vermischt mit dem Singen der Bäume; seine Phantasie formte nimmermüde Melodien, Bilder und Nachklänge des vergangenen Tages. Auch in scheinbar stummen Nächten fand die Seele des alten Hauses keine Ruhe. Im Seufzen des Windes und im Ächzen der Giebel klang der Ruf der alten Zeit und der verstorbenen Generationen mit.

Am Tage war die Sprache des Hauses lebhafter. Munter hüpften die Kinder über die ausgetretenen Holzstufen der Treppe herunter und setzten sich der Reihe nach an den großen Tisch. Nie vergaß die Großmutter, das Kreuz über die quirlige Schar zu schlagen, wenn sie in die Schule oder zum Spielen hinausgeschickt wurden. Sie tauchte die Finger tief in den bunten, porzellanenen Weihwasserkessel am Türstock und benetzte die Scheitel der Enkel. Draußen wärmte indessen die Sonne das alte Haus und ließ es aufleuchten im hellen Schein.

Warme, feuchte Luft strömte aus dem Stall. Über dem Dunghaufen stand eine Rauchfahne. Am Holzplatz duftete es würzig nach Fichtennadeln. Für ungezählte, lange Winter hatten die Hausbewohner an der gleichen Stelle das Brennholz geschnitten und zerkleinert. Auf dem Erdboden lagerte eine dicke Schicht von Fichtennadeln, ein wahres Polster, dem in der Tageswärme ein harziger Duft wie im dichten Hochwald, entströmte. Auf dem Platz spielten die Kinder gerne, sie turnten auf den Holzscheiten herum, hüpften barfuß auf die weiche Fichtennadeldecke oder saßen erzählend auf der Bank im Schatten des Hauses.

Das alte Haus hat alles behütet, das lärmende Spiel der Kinder und die gähnende Einsamkeit des Alters. Es hat die Menschen geprägt, die aus- und eingingen. Es nahm teil am Blühen, am Gedeihen und am Wachstum, es verzeichnete jeden Atemzug, jeden Tag und jedes Jahr wie einen Ring im Lebensbaum. Es milderte den Frost der Seele, gab Geborgenheit und Sicherheit bei der Heimkehr. Es spendete Trost nach hartem Lebenskampf und brachte Besinnung in verirrte Gemüter.

Das alte Haus war auch ein Hort der Gläubigkeit. Frisch und wohlgemut ward dem Menschen ums Herz, wenn er, gestärkt durch Gottvertrauen, sein Tagwerk begann. Nicht nur Gewohnheit und Gemütlichkeit gaben dem Haus einen trauten Schein. Die Seele machte es aus, die in ihm wohnte, eine Seele, ohne die alle Paläste trotz Glanz und Aufwendigkeit armselig bleiben.

ERNST BRAUN

NZ 1.8.86



770183

Ein neues Museum

entsteht im ältesten Bauernhaus des Dorfes Hagenburg im Naturpark Steinhuder Meer. In einer beispielhaften Rettungsaktion wurde der Bauernhaus-Veteran vor dem Verfall bewahrt. Das 1616 im Ortsteil Altenhagen errichtete Gebäude wurde von der Gemeinde mit finanzieller Unterstützung des Landes Niedersachsen und des Landkreises Schaumburg umgesetzt und sorgfältig restauriert. Sobald der Innenausbau fertiggestellt ist, soll es ein Heimatmuseum aufnehmen. Foto: Dierssen

Zusammengestellt von Jürgen Heckmann

• Reparaturarbeiten

20

...DEN-PROBLEME?

...ie unseren Fassadenkatalog an.

Schiltmeier

Fassaden- und Sanierungsbau

Langern 22 · 3078 Stolzenau

Telefon (05765) 474

...denn wir haben für Sie viele Messeneuheiten.

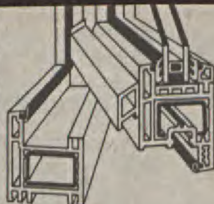
Und Preise, die fast unmöglich sind!



Das dänische Bau-System mit den vielen Pluspunkten! Schlüsself. m. Festpreis-Garantie einschl. Verblendung, Fundament u. Sohle, hohe Wärmedämmung u. Komfort-Ausst., auch als Ausbauhaus lieferbar. Bitte Katalog anfordern! **PRO DOMO Bau- und Betreuungsgesellschaft mbH, Wilh.-Raabe-Straße 11, 3101 Wathlingen, Tel.: 05144/3558**

Musterhaus-Besichtigung: Wathlingen, Wilh.-Raabe-Straße 11: Mo - Fr: 10-17Uhr - Sa + So: 14-17Uhr

Musterhaus-Besichtigung: Bissendorf-Wietze, Eichhornweg: Sa + So: 14-18Uhr



Kaufen Sie die ganze Sicherheit. Aber ohne faule Kompromisse. Mit Einbau - Service!

Bauelemente Hans Matthes

Wiedensahlerstr. 12

3056 Rehburg Loccum 2

Tel. 05766/491

ABAU

3073 Liebena...

Telefon (05023)...

Massivholztreppe... aus Schweden, in Kie... 15 Steigungen ab 225... **Uwe Nikutowski, Sc... brink 2, 3071 Estorf, Telefon (0 50 25) 5 22...**

Rund ums Bauen finde... die Antwort auf Ihre F... der Ausstellung „A... Dach und Fach", in ... gen, v. 2. – 11. 3. 84.

Steyerberg

Reihenwohnhaus, sofo... qm Wohnfl., inkl. Garag... gerätehaus, inkl. 320 ... stück, Außenanlagen, ... gem Finanzierungsange... 180000,– DM. **Telefon (0511) 6478458**

...Umgebung. Angebote an: W. V. **Trostorff, Tel. (05105) 4416**

...GINAL ÜBERDACHUNGEN



Nach Maß gefertigt
- Für Terrassen
- Wintergarten
- Schwimmingpool
- Hauseingang
- Spezial-Sichtblenden

aus Plexi-Lichtwandelementen

® plexiglas xt

kaum Lichtverlust durch Stegdoppelplatten



...Die Original- Überdachungen

...chungen für Terrasse · Haustür · Wintergarten

...Planung · Gestaltung · Fertigung und Endmontage · ALLES IN EINER HAND

...kt, Aluminium od. rustikal in jeder Holzart. Kostenlose Information: Anruf od. Karte genügt.

...rogramm: Terrassenschiebedächer. Nach Belieben zu öffnen!

...gstechnik THIELEMANN 4993 Rahden 2, Pr. Ströhen, Tielge 440, ☎ (0 57 66) 6 66

Garagen, Gartenhäuser weit billiger. Selbst- od. Fertigbau. Bildkatalog. VM Rischpler, Burgstr. 43, 3008 Garbsen 5, OT Schloß Rickl., Telefon (0 50 31) 7 15 94

Estrichkolonne mit Pumpe. Telefon (0511) 810314

Feuchtigkeits-Isolierarbeiten einschließlich sämtlicher Maurerarbeiten. **Telefon (05037) 1766**

Reinigung

sämtl. Fassaden einschl. Imprägnierung und Terrasse etc. **Telefon (05037) 1766**

Super VK-Fläche frei
Großstadt Niedersachsen
Mietzins wie Aldi-Markt

Laden I: 661,50 m², II: 2033,55 m², III: 3244,46 m², IV: 994,90 m², V: 52,83 m², VI: 15,16 m². Kundeneingang sternmäßig über gemeinsamen Windfang. Durch Aldi-Markt täglich 4000 Kunden im Windfang, alles ebenerdig, keine Parkhäuser, Großparkplätze vor der Tür.

Alles gelegen im stärksten Einkaufsballungsgebiet mit Riesenverbrauchermarkt und mehreren großflächigen Spezialmärkten. Alles ebenerdig, keine Parkhäuser, Parkplätze jeweils vor den Märkten, Kundendurchlauf im Einkaufsgebiet ca. 50 000 Kunden täglich. Vermietung direkt vom Eigentümer. Zuschriften unter DA 61658 an die HAZ, 3000 Hannover, Anzeigerhochhaus.

770184

G. DORTHECHT
17.05.1982

HOF FRIEDRICH RESSMANN, BUCHHOLZ/ALLER

770185



Durch „Verpflanzen" gerettet

Ein alter „Spieker", der auf einem Bauernhof im Landkreis Verden längst ausgedient hatte und vom Verfall bedroht war, ist jetzt – im malerischen Ensemble mit einem altväterlichen Backhaus – das Wahrzeichen der Gemeinde Tarmstedt im Landkreis Rotenburg. Ein Tarmstedter Einwohner hatte das aus dem Jahre 1754 stammende Meisterwerk der Zimmermannskunst vor einigen Jahren gekauft und an seinen heutigen Platz „verpflanzt". Er beherbergt jetzt das Heimatmuseum und eine kleine rustikale Gaststätte.

Foto: Dierssen

770186



Auf der Zehntscheune weht die Richtkrone



Ihr zweites Richtfest innerhalb von 400 Jahren erlebte am Sonnabend die alte Zehntscheune aus Neustadt a. Rbge. Nachdem sie einem Straßenneubau in der Neustädter Innenstadt Platz gemacht hatte, wurde sie in den vergangenen Monaten zwölf Kilometer nördlich von ihrem alten Standort, in Neustadt-Amedorf wieder aufgebaut. Dort soll das 32 Meter lange und 12,4 Meter breite Fachwerkgebäude künftig landwirtschaftlich genutzt werden.

Aufn.: Scholtz-Knobloch

28.4.80

770187

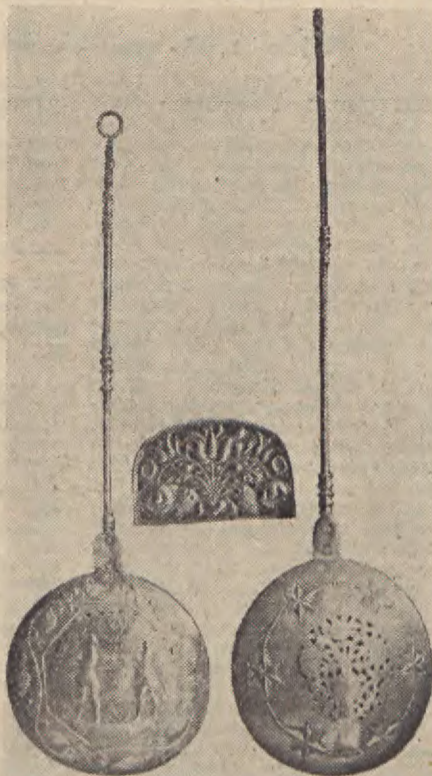


altes niedersächsisches Rauchhaus.

770188

Großmutters Bettpfannen

Ein in Niedersachsen früher viel gebrauchtes Hausgerät war die Bettpfanne. Sie besteht aus einem napfartigen eisernen Gefäß mit langem Stiel; der schön verzierte Deckel ist aus Messing getrieben. Wollte die Bäuerin an kalten Winterabenden ihre flachshaarigen Sprößlinge frühzeitig zu Bett bringen, dann mußte erst Großmutter die Bettpfanne mit glühenden Holzkohlen füllen und durch Hin- und Herstreichen damit zwischen Ober- und Unterbett das Nest erwärmen. Dann waren gar bald die kleinen Gestalten im Durk verschwunden. Die auf unserer Abbildung dargestellten Bettpfannen entstammen verschiedenen Zeiträumen. Jene mit den sechs Sternen trägt die Jahreszahl 1760, die andere ist wahrscheinlich älter. Auf ihr sieht man, umrankt von Weinreben, die Kundschafter, die, die Traube von Eskel tragend, aus Kanaan zurückkehren. Das zwischen beiden Bettpfannen abgebildete Stück eines Lichthalters ist das Meisterstück eines Gesellen aus dem 18. Jahrhundert.



770189

Das niedersächsische Bauernhaus

(Aus Mösers Osnabrückischer Geschichte.)

Die Wohnung eines gemeinen Bauern ist in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann.' Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehn und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen, und alle Türen auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen und beachtet Keller und Kammer. Jede auffällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, ruht sie wieder hinter ihrem Spinnrade. Diese vereinigten Vorteile machen, daß die Bauern lieber beim Herde, als in der Stube sitzen a) Ein ringsherum niedrig abhangendes Strohdach schützt die allzeit schwachen Wände, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von selbst ausgebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich den Schweinkoben. Und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistfahl vor der Ausfahrt, wo ausgespannet wird. Ich erwähne diese Vorteile mit Fleiß, um die Ueppigkeit abzuhalten, sich bequemer anzubauen und jene wichtige Vorteile zu verfehlen. Die bloße Absonderung des Herdes, b) worauf man leicht verfällt. wirft alle diese großen Absichten und Gesetze zu Boden. Bei einem Bauer muß die Notdurft der Zierde vorgehen.

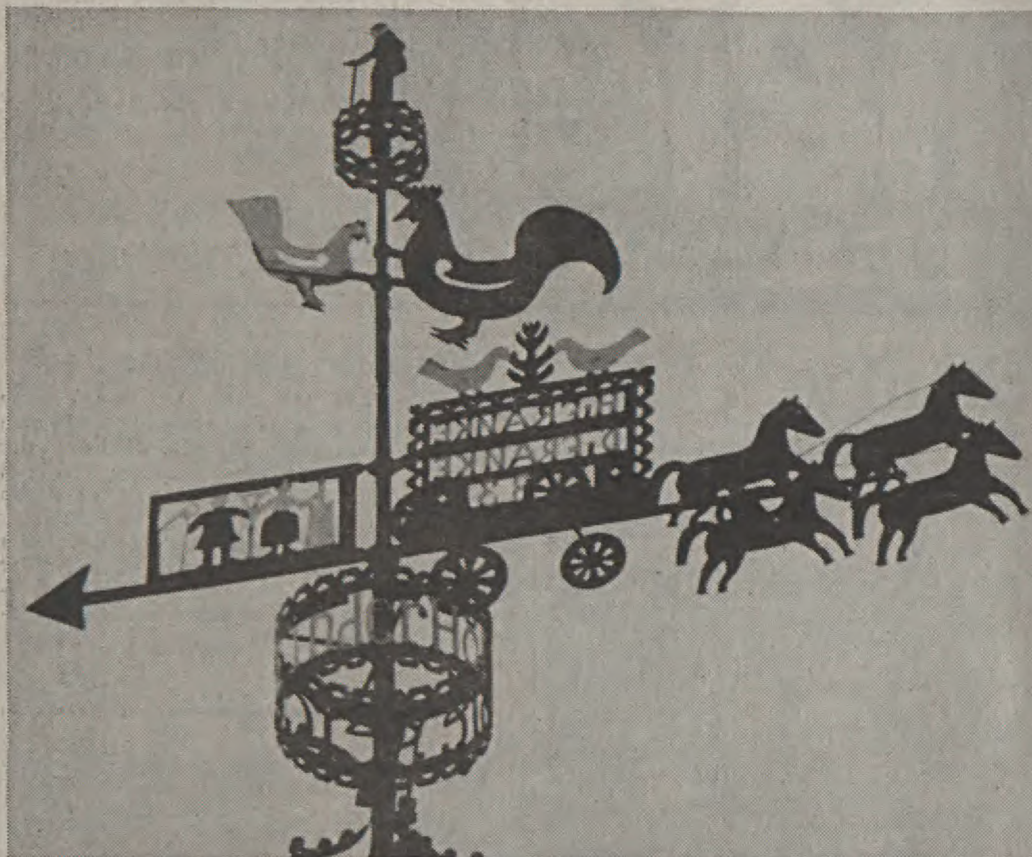
a) In manchen Ländern hat ein Bauernhaus gegen alle vier Winde weitläufige Wände, viele Dächer, Ställe und Scheunen, und der Wirt nebst seinem Scheurenvogt reichen oft nicht hin, die Aufsicht an allen Orten zu tun. Die Wirtin sitzt in einer Stube und muß bei jeder Eröffnung der Tür ihren Stuhl verlassen. Des Abends kommt das Gesinde aus der Luft in die Stube und schläft nach einer notwendigen Folge beim Ofen ein.

b) Man wollte solche unlängst durch eine allgemeine Verordnung einführen, um die Gefahr vor Feuer zu vermeiden. Schwerlich aber ist ein Exempel anzugeben, daß die Diele vom Herde Feuer gefangen habe, und wenn auch jährlich eine Feuersbrunst daher entstünde, so würde dieses Unglück in Vergleichung jener Vorteile keine Rücksicht verdienen.

770190

Die Wetterfahne ist der beste Meteorologe

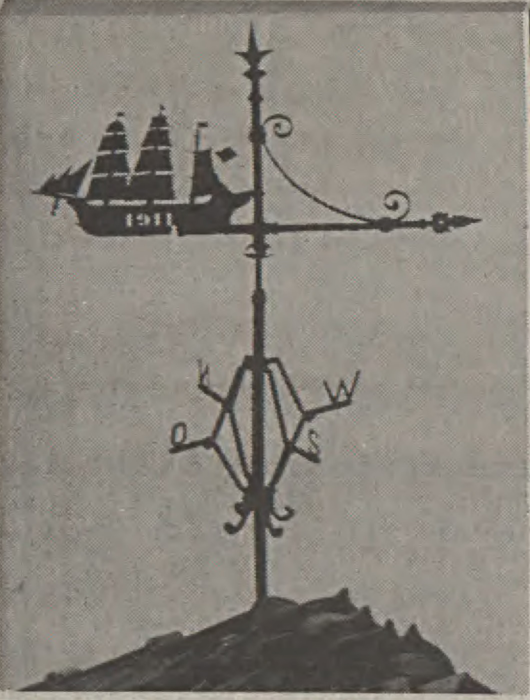
Die Dachreiter erzählen etwas über ihre Besitzer und ihre Zeit



Das Vierergespann in der Windfahne zeigt den Hof als den größten im Dorf an. Das Foto wurde in Wölpinghausen aufgenommen. Fots: Poll

„. . . Und nun das Wetter von morgen!" — Allabendlich verkündet das Fernsehen nach der Tageschau anhand von Satellitenbildern und Wetterkarten, ob am nächsten Tag die Sonne scheint, ob es regnet oder schneit, welche Temperatur in welcher Höhe zu erwarten ist und woher und mit welcher Stärke der Wind wehen wird.

Der Wettervorhersagedienst ist knapp 130 Jahre alt. Kaiser Napoleon III. hat diesen 1854 gegründet. 1870 richtete die amerikanische Armee einen nationalen Wetterdienst ein, dem bald — ab 1890 — auch ein ziviles Wetterbüro gegenüberstand, das seine Wetterkarten in der Tagespresse veröffentlichte. Als in den 20er und 30er Jahren das Radio in den Wohnstuben seinen Einzug hielt, konnte man täglich die Vorhersagen auch auf diesem Wege erfahren.



Dieses Schiff ist auf einem Haus in Petershagen zu bewundern.

Aus Erfahrung weiß man, wo der Wetterwinkel liegt und bei welchem Wind welches Wetter zu erwarten ist. Doch bis die traditionellen Wetterregeln solche Veränderungen nachvollziehen, ist der eigene Blick zum Fenster hinaus, hinauf zur Windfahne, immer noch am sichersten und am überzeugendsten. Das blinkende Fahnenblatt in der Form eines Fähnleins oder einer Figur, sehr häufig eines Hahnes, auf einem hohen Gebäude oder Turm angebracht, zeigt jeweils, vom Winde mitgerissen, aus welcher Richtung der Wind weht.

Schon in der Antike ein Wetterprophet

Die bekannteste Windfahne der Antike ist die Tritonfahne auf dem „Turm der Winde" in Athen aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Zusammen mit einer Wasser- und einer Sonnenuhr sollte sie sicherlich einer der damaligen Zeit entsprechenden wissenschaftlichen Wettervorhersage dienen.

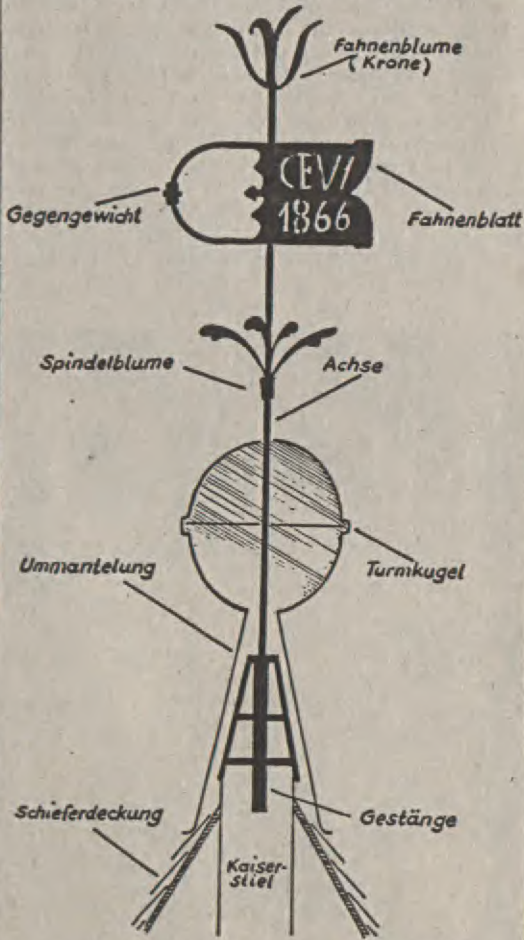
Für den Wetterhahn kennt man als ältesten Beleg die Nachricht, daß Bischof Rampertus von Brescia 820 einen Bronzehahn gießen ließ, um ihn auf dem Turm der Kirche S. Faustino Maggiore anzubringen. Weiterhin berichten schriftliche Quellen aus England, Frankreich und Deutschland vom Schicksal der vergoldeten Kirchturmhähne. Die erste bildliche Darstellung ist im Pontificale von Rouen, Anfang des 11. Jahrhunderts, zu finden.

Während die Geschichte der Wetterhähne als Turmbekrönung vor allem in den Stadtansichten leicht weiterzufolgen ist, kann man die der Windfahnen nicht so leicht nachvollziehen. Aus dem Skandinavien des 8. bis 13. Jahrhunderts sind wenige frühe Zeugnisse wie der Bildstein von Stenkyrka (um 725) und einige Bronzewimpel erhalten. Erst im 15. Jahrhundert helfen einige schriftliche Quellen (Stadtrechnungen) weiter. Die frühesten, erhalten gebliebenen Windfahnen stammen aus dem frühen 16. Jahrhundert.

Windfahnen sind Teil der Turmbekrönung. Ihre wesentlichen Teile sind das Fahnenblatt und die Achse. Seit dem 18. Jahrhundert kommt der Gewichtbogen hinzu. Die Turmkugel, der natürliche Abschluß des Turmdaches, verliert mancherorts diese Funktion und wird zum reinen Zierelement der Wetterfahnen, ja sogar zum Behältnis für das Lagergehäuse der Fahne, wie auf der Bauzeichnung aus Klein-Bülten (1956). An vielen Kirchen ist die Windfahne mit dem Kreuz kombiniert. Es kann sich über oder unter dem Fahnenblatt befinden. Rund um die Achse ist auch Platz für weiteren Zierrat, für vielfältige schöne Schmiedearbeit, die die Kunstfertigkeit des Schmiedes oder Schlossers weithin sichtbar macht.

> **Wetterfahnen in der Ausstellung**
>
> **Im Bückeburger Heimatmuseum findet zur Zeit eine Ausstellung von Windfahnen und Wetterhähnen statt. Gezeigt werden 50 Exponate aus der Sammlung des Hildsheimer Schlossermeisters Heinz Tostmann. Die Ausstellung mit der umfangreichsten Sammlung dieser Art ist noch bis zum 31. Oktober täglich von 11 bis 17 Uhr geöffnet.**

Bei jeder größeren Renovierungsarbeit an einem Kirchturm wird auch die Turmbekrönung überholt oder erneuert. Bei der Erneuerung wird zumeist verlangt, daß die neue Fahne genau der alten gleicht. Das läßt sich aber nicht immer machen. Häufig wird das alte Fahnenblatt nachgebildet und die neue Jahreszahl hinzugefügt. Manchmal versucht man auch, das alte Fahnenblatt zu erhalten, indem man es in einen neuen Rahmen einpaßt oder eine neue Form findet und nur die alte Jahreszahl zur Erinnerung beibehält. Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß man die alte Form einigermaßen wiederholt, so daß eine Veränderung auf den ersten Blick nicht auffällt.



Schematische Darstellung einer Windfahne.

Windfahnen erzählen immer etwas über ihre Besitzer und ihre Zeit. Wappen und Monogramme nennen die Besitzer, Jahreszahlen geben das Datum des Bauabschlusses, der Erstanfertigung der Windfahne oder ihrer Neuanfertigung an. Während im 17. Jahrhundert die Fahnenblätter inhaltlich reich ausgestaltet waren und an den Kanten üppiges Rankenwerk zeigten, werden im 18. Jahrhundert die Formen etwas sparsamer. Die Kanten bleiben zierlich bewegt umrandet, der Inhalt des Fahnenblattes beschränkt sich meist auf zwei Zeilen mit Monogramm und Jahreszahl.

Aus dem 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts stammen die meisten Windfahnen. Nach 80 bis 100 Jahren sind meist so viele Schäden durch Rost und Abnutzung entstanden, daß eine Erneuerung nötig wird. Diese Fahnen sind schlicht in der Umrißlinie, fast steif — es ist die sogenannte Standartenform. Nur die Außenkante bleibt bewegt. Im Fahnenblatt reduziert sich der Schmuck auf die Jahreszahl.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kommen die maschinell gefertigten Fahnen in den Handel. Häufig finden sie ihren Platz auf den neuerrichteten Privatbauten der Gründerjahre. Auch die in Handarbeit hergestellten Windfahnen lehnen sich an die maschinell gefertigten Formen an. Vor allem verlagert sich das Rankenwerk auf die Gewichtseite. Das Fahnenblatt wird häufig durch einen Stahlrahmen angedeutet oder von freistehenden Figuren, Blättern und Ranken dargestellt. Am Übergang zum 20. Jahrhundert verzichtet man gern auf die Vergoldung, und der schwarz gestrichene oder versilberte Stahl muß allein durch seine Form wirken.



Zweispänner im Blatte der Windfahne: Halbmeierhof in Altenhagen.

Figuren im Wind

Eine andere variantenreiche Art von Windfahnen sind die „Figuren im Wind". Ihre älteste und am meisten verbreitete Form ist der Wetterhahn. Ob sich eine Windfahne dreht oder ob der Hahn festsitz, hängt von der Qualität des Lagers ab. Seine älteste Form sind einfache Laschen oder Ösen, die aus dem Fahnenblatt oder aus der Verstrebung herausgearbeitet sind. Als am Anfang des 18. Jahrhunderts der Gewichtbogen aufkam, schmiedete man zwischen Bogen und Versteifung ein Auge aus oder wölbte die beiden Teile des gespaltenen Bogenstahles zur Lageröse. Ähnlich entstand bei den Wetterhähnen aus Körperblech und Lagerblech



Wetterhahn auf dem Rathaus Sachsenhagen.

eine Lagerhülse. Diese Lager hatten entweder am oberen, meist jedoch am unteren Teil der Achse ein Auflager, das durch Stauchung oder durch Aufschrumpfen eines Ringes entstanden war. Bei den Wetterhähnen konnte man mit einigem Geschick die Durchbrüche im Schwanz so anbringen, daß ein Gleichgewicht entstand. Oder man mußte die Achse entsprechend nach vorne oder nach hinten verlegen.

Zu den Wetterfahnen gehören auch Turmkugeln. Eigentlich bilden sie den natürlichen Abschluß des Turmdaches. Doch zugleich sind sie auch Hülle für Dokumente, die vom Bau der Kirche, vom Leben in der Gemeinde und vom Handwerk berichten. Eine Zeitung und Hartgeld deuten auf das Zeitgeschehen über den engen Umkreis hinaus. Zum Schutz der Dokumente verwendet man gern Kupfer- oder Messinghülsen. Weiterhin gehört zum Windfang das Gestänge. Es wird auf den Kaiserstil aufgesetzt und gibt der Achse den Halt. Im ferneren Zusammenhang mit den Windfahnen stehen die großen Leiterhaken, die neben dem Gestänge angebracht werden, um auch ohne Gerüst auf die Spitze des Turmes zu gelangen und kleine Reparaturen ausführen zu können.

(Auszüge aus einem Bericht von Heinz Tostmann, Hildesheim)



Schlichte Wetterfahne auf dem Kirchturm in Idensen mit der Jahreszahl 1140.

meista federbetten
meista flachbetten
Inletts
Bettfedern · Daunen
Großauswahl
betten meier
STADTHAGEN TEL.: 2047
Betten-Vollwäsche
Modernste Bettfedernaufarbeitung im Betrieb!
Bandscheiben-Rahmen und Matratzen-Studio
Bettwäsche
Tischwäsche

Fischereiverein ehrte Anglerkönige und Landesmeister





Niedernwöhren (kp). Der Fischereiverein Schaumburg-Lippe proklamierte anläßlich seines Königsballes, der diesmal im „Alten Krug" in Niedernwöhren stattfand, die erfolgreichsten Sportangler. Der 1. Vorsitzende Klaus-Heinz Meyer, Sportwart Wilfried Wehrmann und die Schriftführerin Angelika Hanusch überreichten die Königsketten und Trophäen.

Der diesjährige Anglerkönig heißt Andreas Werner und kommt aus Hannover. Den 2. Platz belegte Helmut Weber aus Stadthagen vor Herbert Korff aus Helpsen. Auf den weiteren Plätzen folgten Heinrich Dressler, Lindhorst, Lothar Zander, Beckedorf, und Günter Knake, Helpsen. Von den Damen errang Monika Spiller aus Hespe die Königswürde, gefolgt von Marion Busch, Warber, und Lisa Martin, Obernkirchen. Von den Jugendlichen qualifizierte sich Erich Kleiber, Bückeburg.

Klaus-Heinz Meyer stellte bei dieser Gelegenheit einen weiteren erfolgreichen Sportangler vor: Gerhard Wolf aus Niedernwöhren, Mitglied der Wettfischgruppe, holte sich bei den Niedersächsischen Landesverbandsmeisterschaften den Meistertitel. Für diese Leistung wurde er vom Vereinsvorsitzenden mit einem Geschenk ausgezeichnet.

Unsere Fotos zeigen rechts die erfolgreichen Sportangler des Fischereivereins, ganz rechts die Anglerkönige. Auf dem linken Foto gratuliert der 1. Vorsitzende Klaus-Heinz Meyer (r.) dem Landesverbandsmeister Gerhard Wolf.

Fotos: Poll

Die „Alten Herren" des ASV Pollhagen besuchten Exilort des letzten deutschen Kaisers

Traditionelle Mehrtagesfahrt nach Holland trug zur Kameradschaftspflege bei

Pollhagen (hr). Seit über zehn Jahren veranstalten die „Alten Herren" des Allgemeinen Sportvereins (ASV) Pollhagen am Himmelfahrtstag ein Alte-Herren-Fußballturnier. Ein solches Turnier ist erfahrungsgemäß für die ausrichtende Mannschaft selbst und zahlreiche Helfer mit viel Arbeit und Mühe verbunden. Als gewissen Ausgleich und zugleich ein „Dankeschön" führen die Altherrenkicker aus Pollhagen jeweils im Herbst einen Mehrtagesausflug durch. So auch in diesem Jahr, wo man sich zu einem Dreitagestrip nach Holland aufmachte.

Der Fahrtenausschuß mit Willi Bolte, Heinz Kallenbach, Rolf Behrens, Wilfried Maddis und Hans-Jürgen Kiel hatte zusammen mit dem Loccumer Busunternehmen Oetker eine interessante Route und ein vielseitiges und abwechslungsreiches Ausflugsprogramm ausgewählt. Bei aus-

lendam wurde eine holländische Käserei besichtigt. Das Standquartier der Reise wurde im Motel Katwoude bezogen, wo ein gemeinsames Abendessen den ersten Reisetag abschloß.

Wer Holland besucht, der läßt sich die Gelegenheit nicht nehmen, auch einen Blick in eine der berühmten Gärtnereien mit ihrer üppigen Blütenpracht zu werfen. So war am zweiten Reisetag eine Gärtnereibesichtigung in Lisse auf dem Programm, bevor man nach Rotterdam weiterfuhr, um bei einer großen Hafenrundfahrt diesen bekannten Hafen und weltweiten Warenumschlagplatz zu bestaunen. Auch ein Besuch der Stadt Den Haag mit Besichtigung Madurodam fehlte nicht im Reiseprogramm. Bei einem längeren Aufenthalt im Nordseebad Scheveningen hatte man unvorhergesehene Gelegenheit

„Männer sind auch bloß Menschen"

Großenheidorn (gf). Die Laienspielgruppe Großenheidorn, weit im Umkreis bekannt durch ihre erfolgreichen Aufführungen, wird nach der Sommerpause wieder aktiv. „Männer sind auch bloß Menschen", ein Lustspiel in drei Akten von Heinrich Bunge soll geprobt und aufgeführt werden. Es sind sechs Rollen zu verteilen. Beim ersten Kontaktgespräch war man einhellig der Meinung: Diese Rollen können wir charaktermäßig ohne Schwierigkeiten besetzen. Die Uraufführung ist Ostern 1986.

Unser Fernseh-Tip

vom 26 Okt. bis 1. Nov.

„Nachbarn in Europa". Informationen für Spanier, Jugoslawen und Griechen (II, 26. 10.)

„Länderspiegel". Meinungen aus der Bundesrepublik (II, 26. 10.)

„Die Katze kennt den Mörder". Amerikanischer Spielfilm (I, 26. 10.)

„Weltspiegel". Auslandskorrespondenten berichten (I, 27. 10.)

„Ein Mann ist soeben erschossen worden". Kriminalstück von Jaime Salom (II, 27. 10.)

„Herausforderung Islam". Politik mit Allah (I, 27. 10.)

„Ronny, Wiebke und die anderen". Bericht über junge Arbeitslose (II, 28. 10.)

„Ediths Tagebuch". Nach einem Roman von Patricia Highsmith (II, 28. 10.)

„Unter der Brücke". Chinesischer Spielfilm (I, 28. 10.)

„Direkt-Spektakel". Nur Äktschen bringt Sätisfäktschen (II, 29. 10.)

„Die Rocky Horror Picture Show". Kultfilm (II, 29. 10.)

„Direkt". Ein Magazin mit Beiträgen junger Zuschauer (II, 30. 10.)

„Der Kampfschwimmer". Fernsehspiel (I, 30. 10.)

„Favoriten". Ein Film von Charly Weller (II, 30. 10.)

„Das erste Mal über 130 gefahren". Von Unfallopfern und ihren Familien (II, 31. 10.)

„Unternehmen Arche Noah". Von Elke Heidenreich (I, 31. 10.)

„Fundsache". Fernsehspiel mit Ursela Monn (II, 1. 11.)

„Wilder Strom". Spielfilm von Elia Kazan (I, 1. 11.)

Hauptversammlung der SPD

Niedernwöhren (kp). Der SPD-Ortsverein Niedernwöhren lädt die Delegierten aus den Ortsteilvereinen Meerbeck, Niedernwöhrn, Lauenhagen, Pollhagen, Nordsehl und Wiedensahl zur Hauptversammlung ein, die am Dienstag, 29. Oktober, 20 Uhr im Gasthaus „Waldfrieden" in Mittelbrink stattfindet. Neben den Vorstandswahlen stehen Berichte der Samtgemeindefraktion sowie ein Referat des Landtagskandidaten Alfred Reckmann über aktuelle landespolitische Fragen auf dem Programm.

Haus bei Haus „General-Anzeiger"

Strickwaren-Modenschau reizt viele Frauen

Vehlen (ka). Daß eine Strickwaren-Modenschau selbst in einer Ortschaft eine besondere Anziehungskraft auf junge und ältere Frauen gleichermaßen auszuüben vermag, zeigte sich am vergangenen Donnerstag im Dorfgemeinschaftshaus in Vehlen. Gut 180 Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung hatten sich zu der von Marlies Kerkhoff, Inhaberin von Handarbeitsgeschäften in Vehlen und Bad Eilsen, in Eigeninitiative und mit eigenen Kräften vorgeführten Veranstaltung eingefunden und den Raum bis auf den letzten Platz gefüllt. „Das ständig steigende Interesse", so Frau Kerkhoff, „freut mich natürlich, schafft jedoch zusätzliche räumliche Probleme." Nach dreimaligen Modeschauen in Bad Eilsen ist sie im Frühjahr bereits aus Platzgründen nach Vehlen ausgewichen.

Sieben Mannequins — Tochter, Nichten und Freundinnen (Foto) — zeigten in flotter Folge Pullover und Westen aus Wolle namhafter Hersteller. Dominierende Farben waren Pink, Smaragd und Denver-Blau.

Der Modenschau vorausgegangen war ein vor einem Vierteljahr begonnener Strickwettbewerb, zu dem 55 Damen- und Kinderpullover und 13 Herrenpullover abgegeben worden waren. Vor der Modenschau waren sie nun ausgestellt und die Sieger von den Besuchern mittels Stimmzettel ermittelt worden. Bei den Damen- und Kinderpullovern erhielt Fräulein Wolf aus Luhden den 1. Preis von 100 DM, den 2. Preis von 75 DM Frau Wenzel aus Heeßen und den 3. Preis Frau Halwe aus Vehlen. Bei den Herrenpullovern erhielten die Damen Vogt aus Heeßen und Röbke aus Obernkirchen je einen Sonderpreis in Form von Wolle für einen Pullover. Die Geldpreise wurden in bar ausgezahlt.

Foto: Ackemann



770191

NIEDERSÄCHSISCHE BAUERNSTUBE UM 1900



Wohnstil und Lebensweise der Vorfahren auf dem Lande veranschaulicht die Bauernstube

Symphonie der Gerüche im alten Bauernhaus

Im Hause der Vorfahren wiederempfunden

Nach langen Jahren hat mich das dunkle Ahnenhaus im Bayernwald wieder aufgenommen. Mein Urgroßvater hat es erbaut. Es ist im Unterstock aus Steinbrocken gemauert; das obere Stockwerk wurde aus Eichenbohlen gefügt. Das Dach liegt niedrig und wirft seinen Schatten über die hölzerne Wand, während die Sockelmauer in der Sonne glüht. Heute lebt ein großer Herbsttag. Die schwarzen Wälder gehen auf und unter; sie starren wie Erzblöcke. Durch das Wiesental fließt ein Bächlein, die Stoppelfelder stehen steif und halb gepflügt, und der sagenhafte Arber verwischt sich im Dunst der Ferne. Es ist Spätnachmittag.

Ich bin allein in meiner Stube. Da regt sich das Gebälk und Gefach des Hauses, und aus allen Winkeln und Waben kommt es hervor: sie sind noch lebendig, die guten Geister, die alten Gerüche des alten Hauses! Sie huschen und tappen und schlürfen und schleppen sich, sie flattern und tänzeln und schwirren und schwinden, sie fließen und zittern und hüpfen und kreisen; es ist ein buntes Spiel, ein launiges Treiben. Wie all die heimlichen Dinge ringsum ausstrahlen und ausatmen, bald näher, bald ferner sind, als ob sie an meinem Leib und an meiner Seele naschen wollten! Ich kenne sie noch alle, die Kobolde und Waldschrate aus den Tagen der Kindheit. Damals hab ich sie bei ihrem Namen gerufen und nun sind sie alle wieder da, eine ganze kichernde Schar.

Zuerst die Urgerüche des bäuerlichen Anwesens, feste, derbe, bucklige Knechte! Es riecht nach Milch, Mist und Heu. Alle Kammern und Fächer und Ritzen werden von dieser Witterung durchdrungen, die vom Kuhstall aufsteigt, um sich säuerlich über die Dachschindeln zu legen. Zugleich weht von der Scheune herüber der feine, milde, sonnig-staubige Kleeduft, der seine Würze wie einen welken Wiesenteppich hinbreitet. Aus der Apfelkammer funkelt der prickelnde Duft des geduldig gelagerten Obstes: die Hutzeln und Schnitz, von toten Wespen umraschelt, trocknen und baumeln schon die linnenen Säcklein, und die Zwetschgen auf der Darre schrumpeln; Zuckerschimmel nistet in den Falten ihrer Haut. Vom Speichergebälk her wölkt es würzig von Pilzen, die, in Schwammerlsäcken aufgehängt, dem Winterschmaus entgegentrocknen. Wald und Sommerbeet tauschen noch einmal ihre Erinnerungen aus, werfen sich ihre Sonnenbälle zu, lassen Fichtennadelhonig fließen und proben prahlend ihre köstlichen Aromate: sie neigen sich brüderlich-schwesterlich zueinander, alte Gefährten und Kumpane, die einen seltenen Tropfen aufgespart haben. Das Licht sickert durch die Ritzen des bemoosten Schindeldaches, ein grünes zauberfrisches Licht, das sich ausbreitet als ein milder See, der seichte Wellen schlägt.

Da knarren die Bretter und Dielen des Bauernhauses, da bammeln in der Dachkammer die dicken Zöpfe der Zwiebeln; sie rascheln wie Mäuse im Stroh; ein beißender Wind weht in Auge und Nase, wenn sie, von einem brokatenem Strahlenbröckchen gestreift, unwillig zusammenzucken. Da ist auch der gelbe Geruch der Maiskolben; die Körner knirschen wie Sand. Indianischbraun und lederfarben und sehr behaglich aber schmauchen die aufgereihten Tabaksblätterbündel; sie werden schon fleckig und spreizen sich manchmal wie Palmwedel; sie sammeln ihr Harz zur Freude des Rauchers und schmoren im eigenen Saft. Ich sitze lauschend-geöffnet in der Stille des Hauses meiner Vorfahren und empfinde, wie die tausend Duftkörperchen und Strahlungen mir gegen Haut und Nase springen.

Ich muß niesen – und sieh, da öffnet sich vor meinen Augen ein wurmstichiger, bemalter Brautschrank von Anno dazumal. Es liegen darinnen blasses Wachs und bleiches Linnen; ein samtenes Gebetbüchlein vergilbt daneben. Im Filigran einer goldgeflochtenen Brautkrone tanzen die Sonnenstäubchen. Ich hebe den eisenbeschlagenen Dekkel einer Truhe. Sie klemmt und kreischt. Aus dem Schrein kriecht der modrige, mottige Geruch alter Sonntagsgewänder hervor. Längst vergangene Geschlechter melden sich in Lachen und Weinen; Sagen und Geschichten spinnen und kräuseln; die Luft bauscht sich wie ein Flachsbündel am Rokken, während die heimlichen Spinnräder der Vergangenheit summen.

Das Sieb der Zeit

Da flüchte ich mich vor dem Andrang des Gewesenen in die Getreidekammer. Auf dem Boden lagert ein Haufen Saatgut und in einem Kasten der Vorrat von Roggen- und Weizenmehl. Fruchtbarkeit brodelt ringsum, Sättigung und Dauer, und im Spinngewebe hängen Mehlflocken wie in den Mahlstuben der Mühlen. Man schmeckt Brot und Kuchen. Von irgendwoher vermeinst du sogar den Fettdunst des Krapfenbackens zu schnuppern. In der Ecke dort steht ein verdrossener Dreschflegel; er ärgert sich, weil er Austrägler geworden ist; er mußte sein Amt an die Dreschmaschine oder gar an den Mähdrescher abgeben. Es reizt mich, mit der Hand in den Roggenhaufen zu greifen. Die Körner rieseln durch meine Finger wie durch das Sieb der Zeit. In der Ecke nagt ein Mäusezahn an den morschen Bretterdielen. Um mich vor dem Andrang der Dinge zu schützen, rede ich mit dem Saatkorn. „Ihr harten gläsernen Körner, die ihr klingt, wenn die Schaufel in euch hineinfährt! Von Sonne, Wind und Regen und von Erdsäften strotzt ihr, „Halmentsprossene, Ährendstolze, ihr wißt, daß ihr nicht nur das tägliche Brot auf dem Tisch, sondern auch die weiße Hostie schenkt für die Wandlung in der Messe und für die Monstranz in der Kirche! Irdisch-heilig seid ihr!"

Wie ich also im Haus meiner Vorfahren umgehe und wie die Dinge sich gegenseitig rufen und begegnen, da mischt sich auch von unten die finstere Kellerhöhle ein: ihr schwammiger Bauch bläht sich empor; er stinkt nach faulenden Kartoffeln, nach Fusel und Steckrüben: das Widersprüchliche streitet sich, zankt und stößt sich, höhnt und kreischt hier hexenhaft. Recht grobe Kerle und Schlammpatzer sind's, die aus dem Höhlenuntergrund des Hauses sich hervorwürgen und meine Nase mit ihren Knollen bewerfen. Hinweg!

Ich ziehe mich in die Nähe der rußigen, zünftigen Räucherkammer zurück. Hier baumeln am Gestänge die Speckriemen und das Rauchfleisch, hier schlemmen die Blut- und Leberwürste, mästen sich die dicken Preßsäcke und suhlen sich die würzigen Schinken im Rauch des Herdschlotes. Hier hängt die Ernte der Schlachtung im Kamin.

Ein wenig beängstigt entdecke ich in der Herrgottsecke hinterm Kruzifix den geweihten Siebenkräuterbüschel; er hat wohl alle Mühe, den Streit der Dinge des Hauses zu schlichten.

Eben dringt die Abendsonne schräg durch die Fensterscheiben in die hölzerne Stube; sie weckt noch einmal die sterbenden Hausgeister; die geben keine Ruhe, und ich wandere zu Obst und Getreide, durch Haus und Hof, zu Mist und Heu, Holz und Harz, Wachs und Honig; welch ein Wirbel der Wesen! Welche Strahlungen!

Plötzlich stockt, wie von einem Zauberstab berührt, die Symphonie der Stimmen und Geräusche: die Vesperglocke der Dorfkapelle läutet! Vor mir steht, ängstlich an die Wand gedrückt, ein platter moderner Glasschrank. Ich nehme ein gipsernes Engelsfigürchen heraus; es lächelt gelangweilt, und ich, nun, ich lächle nachsichtig...

FRIEDRICH DEML

770192

Doppelkönige und göttliche Pferde

Das Giebelzeichen der gekreuzten Pferdeköpfe / Eine Jahrtausende alte Symbolik

770193

Gekreuzte Pferdeköpfe als Giebelzier an Bauernhäusern sind nach landläufiger Auffassung eine Eigentümlichkeit Norddeutschlands, insbesondere Niedersachsens. Es ist daher für viele überraschend, daß sich diese Ornamente auch in Niederösterreich, Bayern und Tirol bis nach der Ostschweiz finden lassen, wenn auch nur vereinzelt, an verlassenen und verfallenden Häusern. Nur in seltenen Ausnahmen wird der alte Giebelschmuck noch auf neue Dächer oder Neubauten übertragen. Angeregt durch Hinweise in Jacob Grimms „Deutscher Mythologie" befaßt sich seit gut hundert Jahren ein zahlreiches Schrifttum mit diesen Pferdeköpfen, in denen mehr zu sehen ist als nur ein ornamentaler Schmuck. Es gibt freilich auch eine Deutung, die nicht in mythische Zeit hinabreicht. Danach sind Tier- oder Pferdeköpfe nur Verzierungen der über die Giebel hinausstehenden Enden der Windschutzbretter. Diese Auffassung stützt sich darauf, daß solche Giebelzeichen in größerem Ausmaß erst nach dem Dreißigjährigen Krieg auftreten. Der heute noch faßbare Bestand setzt zwar erst mit dem 16. Jahrhundert ein, aber aus Grabfunden und Bilddokumenten sind neuerdings Giebel mit gekreuzten Pferdeköpfen aus sehr viel früherer Zeit festgestellt worden.

Eine Tradition über Jahrtausende weist Professor Dr. Richard Wolfram in den Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien nach. So fand man in dem Osebergschiff aus der Wikingerzeit, in dem eine norwegische Königin um 800 nach Christi am Oslofjord beigesetzt wurde, Bildgewebe, auf denen der Giebel eines vorchristlichen Kultbaus mit zwei großen Pferdeköpfen dargestellt ist, die nach außen blicken. Als Beweisstück aus der Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum im nördlichen Europa, Mitte des 11. Jahrhunderts, bietet sich der 175 Zentimeter lange Bildteppich von Skog im südlichen Nordlang Schwedens an. Dachreiter und Giebel des Langschiffes der abgebildeten Kirche tragen je einen Pferdekopf. Die mittelalterliche Kontinuität wird auch gestützt durch Giebelornamente an der Westfassade der beiden Heidentürme des Wiener Stephansdoms, die als stilisierte Pferdeköpfe gedeutet werden.

Vorgeschichtliche Beispiele ermittelte Professor Wolfram an zahlreichen Urnen, die — als Totenhaus gedacht — mehr oder weniger Haus- oder Speicherformen ihrer Zeit nachbilden, wobei gekreuzte Balkenenden über dem Giebel hörnerartig in Wechselform mit Pferdeköpfen ausgeformt sind. Im Brunnen der La-Tene-zeitlichen Wallburg Altenburg in Hessen-Nassau wurden zusammen mit Türflügeln und anderen Hausresten zwei Tierkopfgiebelbretter gefunden. Ähnliche Zeichen finden sich auch auf den erst 1931 entdeckten Felsbildern im Val Carmonica am oberen Gardasee, die von der ältesten Bronzezeit bis in den Ausklang dieser Periode reichen. Möglicherweise kann sogar noch die Jungsteinzeit für derartige Sinnbilder in Anspruch genommen werden. In der Bandkeramik Nordböhmens gibt es Stichbandmuster, die an ein Zelt gemahnen, dessen Windbretter gekreuzt und zu abgewinkelten Tierköpfen ausgearbeitet sind.

Viele Schriftquellen bezeugen, daß das Pferd in der Frühzeit in besonderem Maße mit dem Göttlichen verbunden war. Bei den Indogermanen galt es als ursprüngliche Erscheinung der Gottheit. Im zweiten Merseburger Zauberspruch klingt das Gefühl von der mythischen Priorität des Rosses ebenso an wie in den Namen verschiedener Könige, die ihren Stammbaum auf den göttlichen Ahnherrn zurückführen. Hengist und Horsa, die Anführer der Sachsen und Angeln bei der Eroberung Britanniens, galten als Urenkel Wodans. König Marke (Marke bedeutet Pferd) von Cornwall hat einer Mythe zufolge Pferdeohren gehabt. Auch ganze Völkerschaften trugen Pferdenamen; die Langobarden zum Beispiel nannten sich „Myringas", Stutensöhne. In Niedersachsen und in Schleswig-Holstein wurden die gekreuzten Windbretter mit den Pferdeköpfen am Bauernhaus auch so bezeichnet wie die einstigen Doppelkönige. In Jevenstedt, einem der ältesten Kirchorte Holsteins, und in Hermannsburg in der Lüneburger Heide bekundeten alte Leute: „Da waren überall Pferdeköpfe, und der eine hieß Hengst und der andere Hors." Solche „doppelten" Anführer stehen auch bei anderen germanischen Stämmen in einer Traditionskette, etwa bei den Wandalen, die neue Wohnsitze in Dakien unter Führung des Brüderpaares Rhaos und Rhaptos gewinnen.

Daraus schließt Professor Wolfram auf einen Zusammenhang der germanischen Doppelkönige mit den Dioskuren der griechisch-römischen Mythologie, den rossetummelnden Jünglingen Kastor und Pollux. Ein menschliches Spiegelbild sind die Anführer- und Begründerpaare von Staatswesen, etwa bei den Thebanern Amphion und Zethos, und bei den Spartanern war das Doppelkönigtum, abgeleitet von den göttlichen Zwillingen, eine dauernde Institution. Auf bronzezeitlichen Felsbildern Schwedens und auf einem jütländischen Bronzerasiermesser sind die göttlichen Zwillinge schon früher nachgewiesen. Beziehungen gibt es offenbar auch zur lugisch-wandalischen Kultgemeinschaft, deren Hauptheiligtum zuletzt der Zobtenberg in Schlesien war. Hier wurden, wie nach Tacitus berichtet, Götter verehrt, die Kastor und Pollux entsprachen und „Alken" genannt wurden. Der Name „Alces" bei den Naharnavalen für diese Doppelgottheit wird mit einer bei den Germanen älteren Schicht von Elchdarstellungen verknüpft. Es spricht vieles dafür, daß bei den Germanen eine Elchzucht, später auch eine Hirschzucht der Pferdezucht voranging, und daß diese Cerviden auch als Reit- und Zuchttier verwendet wurden. Auf Felsbildern der schwedischen Provinz Ostgotland wird die Sonnenscheibe mehrmals als von Elchen gezogen dargestellt. Auch auf den Felsritzungen im italienischen Val Camonica sieht man vor das Sonnenrad gespannte Hirsche.

R. K.

Pferdeköpfe an Bauernhäusern

Pferde waren zu Germaniens Zeiten die heiligsten Opfertiere

Um die viele Giebel unserer Bauernhäuser zierenden Pferdeköpfe hat es unter den Heimatforschern schon viel Rätselraten gegeben, und es ist noch keinem von ihnen gelungen, ganz hinter das Geheimnis dieser Tierdarstellungen zu kommen. Ihre Herkunft und ihre Sinndeutung bleiben geheimnisvoll bis auf den heutigen Tag.

Viele Bauern lassen heute noch aus alter Tradition die Pferdeköpfe und Wendenknüppel auf ihren Giebeln anbringen, ohne zu wissen, welche Bedeutung ihnen zukommt. Selbst die Thesen, die Professor Petersen, einer der her-

König, um ihr Wiehern und Schnauben zu beobachten. Und keine Art der Weissagung findet größeren Glauben, nicht allein beim Volk, sondern bei den Vornehmen und Priestern."

Am nächsten kommt man wohl der Bedeutung der Pferdeköpfe, wenn man annimmt, daß sie böse Geister abwehren sollten, und noch heute glaubt man auf dem Lande vielfach, daß ein derart verzierter Giebel den Blitzschlag verhindern könne.

Wer aber glaubt, daß gekreuzte Windbretter, deren Enden mit einem geschnitzten Pferdekopf versehen sind, nur in Niedersachsen, in Schleswig-Holstein und im benachbarten Mecklenburg anzutreffen sind, muß sich von Leuten, die Rußland kennen, dahingehend belehren lassen, daß man diese „Pferdegiebel" auch an der Straße von Warschau nach Moskau und in der Wolgagegend antreffen kann.

770194



770195

Die Wolfsangel — ein heraldisches Zeichen

Langendamm hat sie im Wappen des Ortes / Von Hermann Ziegler, Langendamm

Jene Menschen, die sich für Heraldik interessieren, fragen immer nach dem Sinn eines Wappens und nach der Bedeutung der Figuren, die sich im Schild befinden. Leider lassen sich bei alten Wappen darüber oftmals keine genauen Angaben machen. Bei den in der letzten Zeit entstandenen Ortswappen ist eine genaue Deutung immer möglich, ging man doch bei deren Gestaltung von bekannten Vorgängen und Gegebenheiten aus. So weisen die in den Schildern aufgenommenen Figuren immer auf die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung oder auf landschaftliche Besonderheiten des Ortes hin.

Nienburg, Stolzenau, Steyerberg, Wietzen und einige andere Orte führen in ihren Wappen das Zeichen der Hoyaer Grafen, eine Bärenklaue, und erinnern damit an die geschichtliche Vergangenheit. Die Fähre im Leeseringer Wappen und der Anker im Stolzenauer Siegel geben Hinweise auf wirtschaftliche Verhältnisse. Jede Figur in den genannten Wappen hat also eine ganz bestimmte Bedeutung.

In manchen Kreis- und Ortswappen befindet sich als Figur eine Wolfsangel. Sie weist fast immer auf die oftmals großen Wolfsplagen im 16. und 17. Jahrhundert in unserem Heimatgebiet hin. Obwohl die Bedeutung der Wolfsangel als heraldisches Zeichen klar ist, wissen heute doch nur wenige Menschen, was es mit diesem Gerät auf sich hat.

In vielen alten Akten wird über Wolfsfang und Wolfsjagd berichtet. In einer Chronik aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges heißt es: „Die Wölfe haben also gehecket, dieweil keiner ist, der ihnen zu Leibe gehen kann, daß wir uns derer nicht erwehren können. Gestern sind wieder drei Schafe weniger in den Kaben zurückgekommen, als morgens herausgelassen waren. Das sind 17 Stück in diesem Frühjahr."

Um dieser Plage Herr zu werden, benutzten die Bauern die Wolfsangel. Das Gerät war aus Eisen geschmiedet, und die Haken an den Enden waren scharf geschliffen. In der Mitte befand sich ein Loch oder auch ein kleines Querstück, das zur Befestigung diente. Um einen Wolf zu fangen, wurde ein junger Baum niedergebogen und die Wolfsangel, die mit einem Köder versehen war, daran befestigt. Eine leicht auslösbare Feststellvorrichtung hielt den gebogenen Baum in seiner gespannten Lage. Nahm nun ein Wolf den Köder an, so löste er die Feststellvorrichtung aus, und der Baum schnellte in die Höhe; dabei bohrte sich die Wolfsangel mit ihren scharfen Enden in die Fänge oder in den Körper des Wolfes, so daß er wie ein Fisch an der Angel hing.

Dieses Verfahren war zwar recht grausam, aber in der damaligen Zeit gab es keine bessere und vor allen Dingen auch keine einfachere Methode, um den Wölfen, die dem Vieh der Bauern nachstellten, zu begegnen.

Nicht nur mit Wolfsangeln sondern auch in Fallgruben, Wolfskuhlen genannt, versuchte man, Wölfe zu fangen. Zur Warnung für die Menschen, die in die Nähe der gut getarnten Fangvorrichtunggen kamen, ritzte man in die Rinde benachbarter Bäume als Hinweiszeichen Wolfsangeln ein.

Früh schon wurde die Wolfsangel oder der Wolfshaken zu einem heraldischen Zeichen. Das alte hannoversche Forstsiegel enthielt eine Wolfsangel, und die althannoverschen Jäger trugen sie als Abzeichen auf den Knöpfen ihrer Uniformen; in Jagensteinen und Grenzmalen war sie ebenfalls zu finden. Von den Gemeinden des Kreises Nienburg führt nur Langendamm eine Wolfsangel im Wappen.

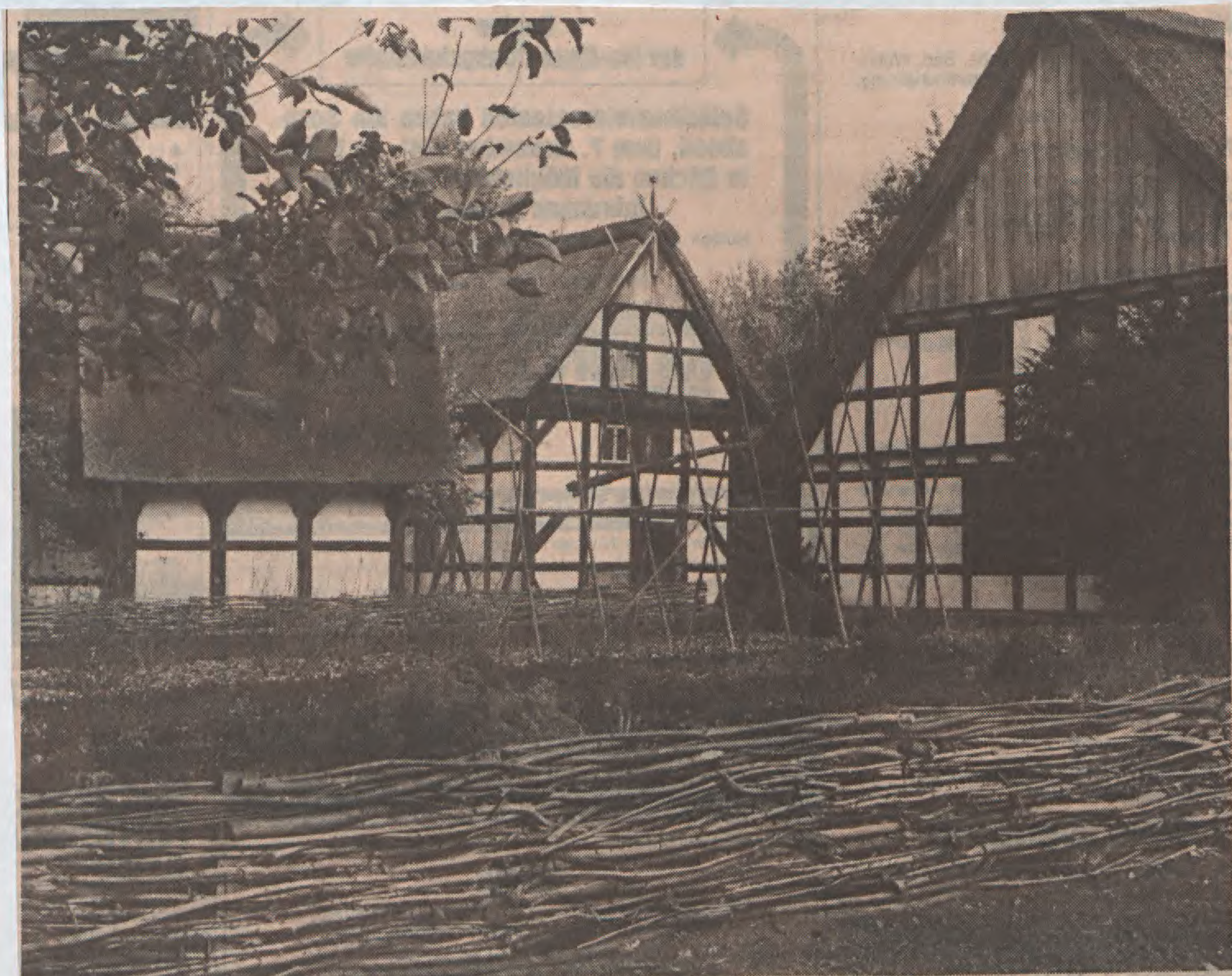
Das Klosterforstamt Rehburg hatte auf den Jagengrenzsteinen die Wolfsangel.

770196



Man könnte meinen, die Hofbewohner wären „nur mal eben" mit dem Pferdewagen in die Stadt gefahren: Der Museumshof in Rahden – vor 15 Jahren eingeweiht – vermittelt einen unverfälschten Einblick in eine in sich geschlossene bäuerliche Welt, die tatsächlich aber längst vergangen ist.
Fotos: Heckmann

770197



Perfekt innen und außen: Zum Museumshof in Rahden gehört auch ein mit Pflechtzaun umgrenzter großer Küchengarten.



770198

770199



Sorgfältig wieder hergerichtete bzw. erhaltene Gebäude, wie diese beiden Beispiele aus Bramkamp (links) oder Lavelsloh (rechts), vermitteln den von vielen Menschen heute schmerzlich vermißten Zauber ländlicher Beschaulichkeit und Geborgenheit. Fotos: Archiv

770200



Ein sogenanntes Zweiständerhaus, dessen ältesten Teile aus dem Jahre 1653 stammen und noch sehr gut erhalten sind, baut sich ein junges Ehepaar in Oyle neu auf. Links im Bild das eigentliche Wohnhaus, in dem man es sich auf rund 200 Quadratmeter Fläche später bequem machen möchte. Rechts davon entsteht ein Nebengebäude, das ursprünglich seinen Zweck als Scheune erfüllte und nun als Abstellraum genutzt werden soll. Auf dem reetgedeckten Dach zeugen allerdings Schornstein und auf jeder Seite zwei Gauben-Fenster von moderner Wohnraumnutzung. Die Arbeiten auf dem Dach (Foto rechts) wurden ebenso wie der Großteil der Instandsetzungen von Fachleuten ausgeführt. Um vor unliebsamen Überraschungen beim Aus- oder Aufbau alter Bauernhäuser gefeit zu sein, sollte man den Rat erfahrener Fachleute in Anspruch nehmen. Fotos: Marchewka

770201



Kleine-Leute-Haus in Brink

Kleine-Leute-Haus in Brink

Das „lüttje-lüe-hus" im alten Dorf Brink bei Langenhagen war Nebengebäude eines Vollmeierhofes. Die Bewohner solcher Häuser wurden hier die „lüttjenhüser" genannt. Es waren hofabhängige Leute ohne eigenen Haus- und Landbesitz, die als ganze Familie bei jeder geforderten Arbeit in Haus und Feld aushalfen und dafür auf dem Hof frei wohnen konnten. Sie waren keine Tagelöhner; denn diese standen in einem fest geregelten, entlohnten Arbeitsverhältnis. Die Männer gingen meistens einem Nebenerwerb als Handwerker nach. Hier in dem von Ackermann photographierten Haus wurde eine Flickschusterei betrieben, an die sich ältere Langenhagener noch erinnern. Der Lebensunterhalt wurde, wie das Bild zeigt, durch Kleinviehhaltung verbessert, und gewöhnlich bestellte der Bauer für die „lüttjenhüser" ein Stück Land, das sie abernteten.

Soweit die Photographie eine bauhistorische Bestimmung erlaubt, wird das Haus nicht als Wohnhaus erbaut worden sein. Seine Gerüstzimmerung (Ankerbalkenkonstruktion) ergibt einen vertieften Dachboden und damit großen Speicherraum. Ferner ist deutlich zu erkennen, daß die linksseitige Ankübbung ursprünglich nicht vorhanden war, so daß das Haus vormals einen weit schmäleren Grundriß hatte und links mit einer hohen Außenwand abschloß. Solche Baumerkmale aber lassen sich an Speichern und Backhäusern des 16./17. Jahrhunderts in den nördlich von Hannover gelegenen Dörfern feststellen. Die linksseitige große Ankübbung dürfte daher als Raumerweiterung im Zusammenhang mit späterer Wohnnutzung des Hauses vorgenommen worden sein. Die Kleinen-Leute-Häuser waren in Langenhagen in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts die letzten Rauchhäuser, also schornsteinlose Häuser. Strohdächer waren hier auch nach 1900 noch häufig zu finden. Erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden sie mehr und mehr durch Harteindeckung ersetzt.

770202

770203



Am Herdfeuer im Flett

770204

Am Herdfeuer im Flett

Diele und Flett des alten niederdeutschen Bauernhauses gingen ineinander über; sie bildeten einen T-förmigen Grundriß. Die breite, lehmgestampfte Diele lief in das querliegendende, mit dikken Kieseln gepflasterte Flett aus, das mit seinen „Unterschlägen" an die Außenwände des Hauses stieß, durch deren Halbtüren und Fenster das Licht einfiel. Diese äußeren Enden oder Flettarme wurden daher auch als „Luchten" bezeichnet. In der einen befand sich der Eßtisch, in der anderen der „Waschort" mit der Eimerbank und dem Zugang nach dem Brunnen. In der Mitte des Fletts lag der Herd.

Ackermanns Photographie stammt aus dem Jahre 1906. Sie wurde in Langenfort, einer zum vormaligen Dorf Langenhagen gehörenden Bauerschaft, aufgenommen und ist eines von mehreren Innenraumbildern, die den häuslichen Tagesablauf in verschiedenen alten Bauernhäusern nördlich von Hannover darstellen. Auf dem hochgemauerten Herd brennt das offene Feuer. Der Rauch steigt auf, verteilt sich unter dem aus der Herdwand hervorragenden Rähm, einer bohlenverzimmerten Schutzvorrichtung, und verläßt das Haus durch die Halbtüren des Fletts, über den Dachboden sowie durch die vielen, sich im alten Fachwerk bietenden Öffnungen. Das Flett mit dem offenen Feuer konnte daher nicht ein stubenfeiner Raum sein. Ackermanns Innenraumaufnahmen verdeutlichen die hier vorgenommenen hauswirtschaftlichen Arbeiten. Die Auffassungen der Zeit schwanken zwischen Verherrlichung und dem Ausdruck der Verbesserungswürdigkeit der mit dem Flett verbundenen Lebensweise. „Es ist das Schönste, was bäuerliche Raumkunst in deutschen Landen geschaffen hat." Hiermit bezieht sich der Autor auf die im alten Flett herrschenden Lichtverhältnisse, auf das von beiden Außenseiten hereinbrechende Licht, das sich mit dem Schein des Feuers vereint und das Halbdunkel der großen Diele miterhellt. Im Bericht eines Arztes aus dem Jahre 1903 ist hingegen zu lesen: „Im Winter bei geschlossenen Türen sind die Hausbewohner von früh bis spät in Rauch gehüllt", und er spricht von Katarrhen als einer ständigen Krankheit.

Das Andauern altüberkommener Lebensverhältnisse in „Rauchhäusern" war in den Dörfern nördlich von Hannover zu Ackermanns Zeit kein durchaus ungewöhnlicher Zustand, wie wir wissen. Seine Aufnahmen sind uns daher besonders wertvoll, weil die heute noch vorhandenen Rauchhäuser bereits seit Jahrzehnten nur noch als Ställe oder Scheunen benutzt werden.

770205



Bauernhaus in Isernhagen

Bauernhaus in Isernhagen

Das um 1910 aufgenommene Bild veranschaulicht, daß hinter der schönen Fachwerk-Schauseite des Hausgiebels damals noch tätiges Leben herrschte: Der beladene Erntewagen ist vor dem Tor abgestellt, und am Brunnen wird Wasser geschöpft. Das alte Hofgebäude wurde noch zweckentsprechend genutzt. Sein Erbauungsdatum fällt in die Zeit um 1600. Bäuerliche Lebensart und spätmittelalterliche Wirtschaftsweise haben die Bauform solcher Häuser geprägt, lassen sich aus ihrem Raumgefüge ablesen. Durch das hohe Tor wird die Ernte auf die mitten durch das Haus längslaufende Diele eingefahren und auf dem Dachboden gelagert. Im Winter ist die Diele auch Dreschplatz. Beiderseits von ihr befinden sich die offenen Stände der Kühe. So bindet die jahreszeitlich und tagtäglich anfallende Arbeit den Menschen an das Haus und bestimmt auch seine eigenen Wohnbedürfnisse in ihm. Im räumlichen Ganzen des einen, großen Hauses fügen sich Viehhaltung, Erntebergung und -verarbeitung, Wohnen und Arbeiten als Einheit zusammen. Dieses alte Bauernhaus war adäquater Ausdruck bäuerlicher Existenz der Vergangenheit.

Ackermanns Photographie aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts macht die inzwischen eingetretene Veränderung deutlich: Der Lebens- und Wirtschaftsvollzug des modernen Hofes ist nicht mehr in einem solchen Haus zu konzentrieren.

770206

770207



Alte Frau in Brink

770208

Alte Frau in Brink

Die Frau sitzt auf der Bank vor dem „Kleine-Leute-Haus in Brink", das wir von einer anderen Photographie Ackermanns kennen. Durch die Zusammengehörigkeit beider Aufnahmen werden Wohnverhältnisse und Lebensweise annähernd veranschaulicht, die von der traditionellen Bauernwirtschaft damals noch mitgeprägt wurden. Die alte Sozialform des Hofes schloß den vollen Arbeitseinsatz und vor allem die lebenslange Verfügbarkeit über die dem Hofe zugehörigen Leute ein. Ackermanns Photographie der alten Frau ist ein Zeugnis solcher Lebensunterordnung im Dienste des Bauernhofes.

Es ist deutlich zu sehen, daß die Frau ihren Sonntagsstaat angelegt hat: ein geblümtes Kleid mit einer langärmeligen Bluse darunter und eine gestreifte Kattunschürze, die vom längeren Liegen typische Knitterfalten aufweist. Das Haar wird durch den weiten Beutel der Leinenhaube verdeckt. Solche feine Sonntagskleidung wurde geachtet und daher geschont. Auch wird die Näherin nicht allzuoft benötigt worden sein. So dürfen wir davon ausgehen, daß in der Kleidung ein weit älterer Zustand als der von 1905 gezeigt wird. Das Kleid ist in Schnitt und Musterung städtisch; trachtenmäßige Elemente sind Zierschürze und Haube. Andere ältere Trachtenstücke aus ihren besten Jahren, etwa der Zeit von 1860/70, die sie bei dieser Gelegenheit sicher hervorgeholt hätte, besaß die alte Frau offenbar nicht. Dies mag für diese Landschaft das Verhältnis der ländlichen Kleidung zur städtischen Mode in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beleuchten, das hier auch noch einen sozialen Aspekt eröffnet.

770209

VERGESSENE HOFMARKEN

Längst vergangene Zeichen in niedersächsischen Landen

Von Hans Arnold Plöhn



…s- und Hofmarken, die am …igsten wiederkehren: 1. Dop…aken; 2. Wolfsangel; 3. Stun…las: 4. Krähenfuß; 5. ge…zte Feuerhaken; 6. Hofzeichen … Balthasar Meier in Hildes…; 7. Magdalena Bung, eben… einst in Hildesheim ansässig

Wenn auch die Anbringung von Haus- und Hofmarken nicht mehr üblich ist, so begegnen sie einem doch hier und dort an alten Häusern auf dem Lande wie in alten Städten, in Museen, auf bildlichen Darstellungen älteren Datums und nicht zuletzt in der heimatgeschichtlichen und familienkundlichen Literatur. Als die deutsche Wissenschaft auf diese Zeichen zum erstenmal hingewiesen wurde und sich mit ihrer Herkunft zu befassen begann — etwa im Anfang des vergangenen Jahrhunderts —, da war der Brauch, sie zu verwenden, schon lange abhanden gekommen. Ja, da konnte mancher Bauer nicht einmal mehr sagen, was die Hausmarke an seinem eigenen Besitz für eine Bedeutung besaß. Grund dafür war die schon weit verbreitete Fähigkeit, lesen und schreiben zu können. Die Gelehrten aber stellten fest, daß der Brauch, sein Haus und Vieh, Gerät und wertvolles Eigentum mit einem „Handgemal" immer derselben Art zu kennzeichnen, ganz außerordentlich alt war. In Skandinavien und auf Island wußte man das längst.

Es wurde ermittelt, daß dieser Brauch schon bei den westgermanischen Stämmen, die im späteren Deutschland saßen — also bei Alemannen, Franken, ja schon bei den Westgoten — zu Hause war. Von den nordgermanischen Völkern nicht zu reden, die ihn auch nach England brachten, wo er ebenso stark vertreten war wie bei uns, in Dänemark, Schweden, Norwegen und auf Island. Damals handelte es sich nicht um die Hausmarke, vielmehr um seine Vorform, die „bumark", wie es altdeutsch hieß — ein Zeichen, das jemand sein Leben lang verwendet, wenn er etwas bescheinigen, beurkunden als sein Eigentum kennzeichnen will; denn schreiben konnte man damals nicht. Solche Markierungen waren auch auf den Losstäben angebracht, die bei der Verteilung von Gemeindennutzungen und -pflichten verwandt wurden. Ferner gehören hierher die sogen. Richterzeichen, die der Richter oder der Schulze herumschickte, um zu irgendeiner Leistung aufzufordern. Schließlich zeichnete damit der des Schreibens Unkundige eine Urkunde mit der Feder oder kratzte das Handgemal in das Wachs des Siegels.

Man stellte auch eine große Ähnlichkeit dieser Marken mit den Runen fest. Sie ergab sich aus einer gemeinsamen Technik: beide wurden in Holz geschnitten. Daraus erklärt sich das Vorherrschen des rein Linearen gegenüber den Rundungen. Man schneidet leichter gerade Linien in die Baumrinde als Kreise, meißelt sie leichter in den Stein.

Aber die Kunst des Lesens und Schreibens war ja nicht nur bei der Landbevölkerung unbekannt, auch der Adelige beherrschte sie jahrhundertelang noch nicht und bediente sich der Hilfe eines Klerikers. Der Klerus konnte es zuerst, dann erlernten es die Bürger, soweit sie mit Handel und Schiffahrt zu tun hatten. Unter solchen Umständen war also die Marke ein willkommenes Surrogat für Stadt und Land. Die eigentliche Hausmarke kommt zuerst im 13. Jahrhundert vor. Vorher lagen die Steinmetzzeichen, die seit dem 11. Jahrhundert auftraten und sich auch schon bei manchen Römerbauten nördlich der Alpen erkennen ließen. Sie schließen sich in der Formgebung meistens an die Werkzeuge an. Sie wurden von den Bauhütten dem einzelnen verliehen — im Gegensatz zur Hausmarke, die man sich selbst erwählte; sie wurde in manchen Städten vorher im Kreise der Berufsgenossen herumgezeigt, um festzustellen, ob es nicht schon ein anderer führte. Wir wissen, daß manche der früheren Vorformen erblich waren, freilich setzte jeder Erbe zur Marke seines Vaters irgendeinen Beistrich hinzu. Als sich aber der Brauch, Hausmarken zu verwenden, durchgesetzt hatte, hafteten sie am Besitz und nicht an der Person und blieben daher unverändert — ähnlich wie in manchen Teilen Deutschlands ein einheiratender Wirt seinen eigenen Familiennamen zugunsten des Hofnamens im Sprachgebrauch seiner Standesgenossen einbüßte.

Die Einführung der Hausmarke geht offenbar nicht auf die Bauern, sondern auf die Städter zurück. Bestimmte Angaben datieren von 1250 an. Die ältestbekannte Figur in Hildesheim war der gekreuzte Doppelhaken, die sogen. Wolfsangel findet sich i… zahlreichen Orten, ebenso das Stundenglas, der Krähenfuß, das Pentagramm, ferner Arten von Kreuzen. Zahllos ist die Reihe der Hausmarken aus den verschiedenen Gegenden.

Wo wurden die Hausmarken angebracht? Meistens nahe der Tür oder auch am Sturzbalken





…Schulklasse entdeckte auf einer Wanderung zum Süllberg in der Nähe von Hannover die oben links abgebildeten Runensteine. Die …hen waren von Moos überdeckt, und nachdem sie von den Wucherungen befreit und mit Kreide nachgezogen worden waren, zeichneten …Schülerinnen die Runenlinien ab. Über die Herkunft der Runen ist nichts bekannt. (Aufnahmen: Lehrer Warnecke, Lüdersen)

oder am Schlußstein (Kämpfer) oberhalb dieser, an einem Windbrett oder Zierbrett, am Kamin (England) oder Beischlag (Ostdeutschland). Manchmal an der Wetterfahne — vielfach auch an verschiedenen Stellen gleichzeitig. Schenkte man der Kirche ein Gerät, so wurde gern die Hausmarke angebracht. Später verwendete man in manchen reichen Bürgerkreisen ein Wappen, wie der Adel es führte, gelegentlich auch beides, denn das Wappen haftete der Familie an, das Zeichen aber am Hause. Auf diese Weise konnte man später genau sagen, wer der Stifter war und wo er gewohnt hatte — Dinge, die die Familienkunde heute noch interessieren.

Einen starken Einschnitt in diesen Brauch bildete der 30jährige Krieg. Häuser wurden zerstört, Familien zerstreut oder ausgerottet, der Wiederaufbau dauerte lange, und bisherige Gemeinschaften hatten sich aufgelöst, auf dem Lande vor allem durch das Wüstliegen der Höfe. Es waren die alten Nachbarn nicht mehr beieinander, die gegenseitig ihre Marken kannten. Hinzu kam das jetzt beginnende Beamtentum und die Verbreitung des geschriebenen und gedruckten Wortes durch die Erfindung der beweglichen Lettern. Kurz, die Zeichen wurden durch Buchstaben ersetzt, durch geschnitzte Hausinschriften sogar.

In dieser Übergangszeit entstanden Zwischenformen, die aus den alten Strichen und Bögen und den neuen Initialen zusammengesetzt sind. Für ein Gebiet des südlichen Holstein hat man das Jahr 1688 als das letzte ermittelt, in dem eine Hausmarke noch als Signum unter einer Urkunde steht. Es handelt sich um einen Bauern. Auch an anderen Stätten treten allmählich diese Zeichen gegenüber den Buchstaben zurück, in Schonen seit etwa 1830, in Flandern schon um 1770, in Stralsund seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, in Peenemünde dagegen erst vor hundert Jahren, ebenso wie in Mecklenburg, während auf den Nordfriesischen Inseln die Hausmarken seit etwa 1780—1800 nicht mehr verwandt werden. Soweit es sich nicht um alte Gebäude handelt, so beschränkt man sich seit damals und auch heute noch auf der gewissermaßen zieratweisen Verwendung auf Gerät und auf eine zweckgebundene Art beim Abstempeln des eigenen Viehs.

Die letzte Stufe der Hausmarke nach der rein geometrischen und der mit Initialen verbundenen Form war die mit einem Wappen kombinierte Kennzeichnung. Beide besitzen völlig verschiedene Ursprünge, aber in der Spätzeit wurden heraldische Figuren und Hausmarken manchmal durcheinandergeworfen, vor allem in den reichen Städten, und so gab es denn Hausmarken, die in ein Wappenschild oder aber in die Helmzier geraten sind.

Es gab solche Formen, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Wappen verwendet wurden, gleichsam aus dem Schild herausstiegen; schließlich sind Marken bekannt, die eine bildliche Darstellung in primitiver Gestaltung in sich tragen und den Übergang bilden zu den Signeten, wie sie etwa Notare verwendeten und ihre Nachkommen in den heutigen Schutzmarken und Warenzeichen führen.



Die hier abgebildeten Hofzeichen stammen sämtlich aus Niendorf in Holstein und sind Anfang d 17. Jahrhunderts gebräuchlich gewesen: 1. Hermann Ramke; 2. Hinrich Engelbrecht; 3. Hinrich Egge 4. Joh. Engelbrecht; 5. Joh. Sethe; 6. Claus Möller; 7. Claus Engelbrecht. (Zeichnungen: sämtlich Plö

Zum Schluß muß noch eine Variante erwähnt werden: die Gildezeichen, die vielfach Teile einer Hausmarke mit dem Symbol des jeweiligen Gewerbes verbanden. Die Anwendungsmöglichkeiten waren in jenen Zeiten eines geschlossenen Ständewesens mannigfach genug. Gildetruhen, Willkommsbecher, Teller und Krüge dieser Korporationen wurden damit geziert, bei Stiftungen an Kirchen und Klöster wurden sie als Kennzeichen für die Spendergruppe auf den geschenkten Taufbecken, den Glocken, Hostientellern oder -löffeln eingeritzt. An den Gildehäusern waren sie angebracht, auf Grabsteine gemeißelt, ebenso wie dort auch Hausmarken verwendet wurden. Ja, es gab in Lübeck eine Vorschrift, nach der jeder Bäcker das Zeichen seines Backhauses in das Brot einstreichen, jeder Schmied beim Herstellen von Messern diesen „sin Merke" aufschlagen mußte. Die Münzmeister und Glockengießer hatten ihre eigenen Zeichen, ebenso die Papiermüller, die es als sogen. Wasserzeichen in das Papier hineinarbeiteten.

Heute sind solche Bräuche in das Warenzeichenrecht eingegangen. Längst haben wir alle schreiben und lesen gelernt, die Zeiten, in denen ein alter Bauer seine drei Kreuze an Stelle des schon längst abgekommenen „Han mals" unter die Urkunde kritz gehören in unserem Jahrhun auch der Vergangenheit an aber die letzten Ausläufer di Haus- und Hofmarken erken wir noch genau so, wie die schung die Vorformen entdeckt

770210



770211

770212

In Flett und Grotdäl

Das häusliche Leben unserer niedersächsischen Bauern spielte sich zu ältester Zeit fast ausschließlich auf der Diele, dem Flett ab, denn dieses war der einzige Wohnraum des Hauses. Die Stuben und Kammern wurden dem Bauernhaus erst später angefügt, als die Bedürfnisse der Landbewohner mannigfacher geworden waren.

Das Flett war von der großen Lehmdiele, der Grotdäl, vielfach durch ein Holzgatter getrennt, das dem oft frei im Hause umherlaufenden Kleinvieh das Eindringen verwehren sollte. In der Mitte des Flett, dessen Fußboden mit kleinen Steinen, oft in hübschen Mustern, gepflastert war, befand sich das Heiligtum des Hauses, der aus Feldsteinen gefügte Herd. Seine Form war in einigen Gegenden rund und niedrig, in anderen jedoch viereckig und etwa zwei Fuß hoch. Das Feuer auf diesem Herd verlöschte nie, selbst nachts wurde es glimmend erhalten und mit dem eisernen oder tönernen Füerstülper bedeckt, damit die Katzen, die sich gern am Feuer wärmten, in ihrem Fell nicht etwa glimmende Funken in das Stroh trugen. Frühmorgens fachte die sorgsame Hausfrau die Glut mit einem Blasebalg, dem Püster, oder auch wohl mit eigener Lungenkraft an, und bald brodelte die Morgensuppe über dem flakkernden und knisternden Feuer.

Über dem Herd hing an dem oft mit geschnitzten Pferdeköpfen geschmückten, durch den Rauch glänzend schwarz gefärbten Rehmen der Kesselhaken, eine lange, flache, gezähnte, unten zu einem Haken umgebogene Stange, an deren Seiten zuweilen Tüllen für den lichtspendenden Kienspan angebracht waren. Dieser Kesselhaken spielte in dem Bauernhaus mit dem Herd zusammen eine bedeutende Rolle. Vor dem Kesselhaken empfing der Bauer einst von seinem Gutsherrn gegen einen Schilling den Hof, und wollte der Herr den Bauern „abmeiern", so hing er zu Lichtmeß einen Schilling an den Kesselhaken. Der Bauer mußte dann zu Michaelis ausziehen. Solche Höfe nannte man Schillingshöfe.

Ein dämmriges Licht erhellte das Flett von kleinen, auf beiden Seiten angebrachten Fenstern, die häufig mit buntbemalten Glasscheiben verziert waren. Es waren dies Geschenke von Nachbarn und Freunden zur Erinnerung an die „Husbörn", das Richtefest, und bei dem sogenannten Fensterbier gestiftet. Auf jeder Seite hatte der Raum zudem eine waagerecht geteilte Tür, die sogenannte Blangen- oder Lüttdör im Gegensatz zu der großen Tür, die von außen auf die Lehmdiele führte und Grotdör sowie auch Missendör genannt wurde. An den Seitenwänden des Flett befanden sich die Schlafstätten, mit Schiebetüren versehene Butzen.

Hier standen auch die mächtigen Truhen und Schränke, glänzten auf den „Börden", als Stolz der Hausfrau, die zinnernen und tönernen Teller und Schalen. Am Speckwiemen vor dem Rehmen hingen Schinken, Würste und Speckseiten zum Räuchern. Um den Herd herum standen einfache Stühle mit aus Binsen oder Weidengeflecht hergestellten Sitzen; der lange eichene Eßtisch hatte seinen Platz am Fenster, an ihm wurden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen. Jeder Hausbewohner hatte seinen bestimmten Platz. Messer, Gabeln und selbstgefertigte Holzlöffel steckten in einem Lederriemen an der Wand. Suppe und Milch wurden aus einer gemeinsamen Schüssel gegessen.

Während des Tages waren die Männer auf dem Felde beschäftigt und das Flett dann die Arbeitsstätte der Hausfrau und Mägde. Tatenloser Müssiggang war auf dem Bauernhof ein Unding; selbst die altersschwachen Altenteiler halfen noch in Haus und Hof, soweit es ihre Kräfte zuließen. Der Hausfrau oblag auch die Sorge für das Vieh; in dem großen Grapen über dem Herdfeuer brodelten die Kartoffeln für die „Swien", und auch die Milchwirtschaft ließ die Hände nicht ruhen, denn das Melken, Buttern und Käsemachen nahm viel Zeit in Anspruch.

Auf die Zubereitung der Mahlzeiten verwandte man hingegen nicht allzu viele Mühe. Das Essen war einfach, derbe, doch nahrhaft und reichlich, denn die Männer brachten einen tüchtigen Hunger mit, wenn sie vom Feld kamen. Eine Milchsuppe mit eingebrocktem Schwarzbrot, ein großer Grapen mit „Klüten", Mehlklößen oder Kartoffeln und einige große Stücke gekochten Specks oder Pökelfleisch bildeten den täglichen Küchenzettel, wenn nicht mit Fleisch und Kartoffeln zusammengekochte Bohnen, Steckrüben oder Erbsen damit abwechselten. Abends gab es wieder Klüten, gebratene Kartoffeln oder Pellkartoffeln und wohl auch einmal als leckeres, von den Kindern besonders bevorzugtes Gericht, „Pannkoken"; einige Satten Dickmilch wurden dazu ausgelöffelt.

War das Flett mehr die Arbeitsstätte der Frauen, so arbeiteten dafür die Männer, soweit sie nicht auf dem Felde waren, auf der Grotdäl. An den Seiten standen links die Kühe und rechts die Pferde. Besonders zur Erntezeit war die Grotdäl oft die Stätte reger Arbeit. Die großen, mit Heu oder Korngarben hochbeladenen Wagen fuhren dann durch die Grotdör in das Haus und ihre Last mußte durch die Luke auf den Boden „gestakt" werden. Später wurden die Garben zum Ausdreschen dann wieder heruntergeworfen.

Erst nach Anbruch des Abends, wenn die Arbeit getan war, wurde es im Flett und auf der Grotdäl ruhiger. Dann setzten sich die Hausbewohner, ob Bauer oder Bäuerin, Altenteiler, ob Knecht oder Magd, noch auf ein Stündchen zur gemütlichen Unterhaltung um das Herdfeuer, wo der Trankrüsel, oder zu älterer Zeit der Kienspan ein mattes Licht verbreitete. Auch Nachbarn pflegten sich noch einzufinden, „um dit un dat tau besnacken". Auch lebten einst in fast jedem Dorf einige alte Leute, die als Geschichtenerzähler beliebt waren und abends gern ihren gespannt horchenden Zuhörern von allerlei Fahrten, alten Sagen und geheimnisvollen Spukgeschichten berichteten. Solche meist mit einer lebhaften Phantasie begabten Originale bildeten oft die lebendige Dorfchronik, und ihr Gedächtnis, in dem auch die kleinste Begebenheit haften geblieben war, fand immer neuen Stoff zur Unterhaltung.

Die gutmütige Hausfrau spendete den Ihren und den Gästen dann auch wohl einen Trunk eigengebrauten Braunbieres, das aus großen weißglasierten buntbemalten Fayence-Krügen oder aus Zinnkrügen getrunken wurde. Aber auch jetzt wurden die Hände nicht müßig in den Schoß gelegt, sondern mit Ausnahme des Hausherrn und der Gäste hatte jeder seine Arbeit. Die Hausfrau besserte Strümpfe und Kleidungsstücke aus, die Mägde spannen, haspelten oder nähten, während die Knechte Harkenzinken, Löffel und anderes Gerät schnitzten, reparierten oder Körbe flochten.

Nach wenigen Stunden begab sich alt und jung zur Ruhe, um für den kommenden arbeitsreichen Tag, der schon beim ersten Morgengrauen begann, neue Kräfte zu sammeln. In Flett und Grotdäl des alten strohdachgeschützten Bauernhauses wurde es still ...

Gerhardt Seiffert



Der Herd im Flett — des Hauses heilige Stätte. Archiv Seiffert



Die Wehlburg, eine der schönsten Hofanlagen Niedersachsens, hat im Museumsdorf Cloppenburg ihre neue Heimat gefunden.
Aufn.: Jochen Mellin

770213

Brautschatz half die Schulden tilgen

Wehlburg fand im Altersheim für Bauernhäuser eine neue Heimat

Prunkstück im Museumsdorf Cloppenburg / Ländlicher Alltag von einst soll lebendig werden

Von Jochen Mellin

770214

Cloppenburg

Über sieben Generationen hat die Familie auf jenem Gehöft im Artland bei Bersenbrück gelebt, das ihnen den Namen Wehlburg gab. 1750 erbaut, hat das oft als schönste Bauernhaus Niedersachsens bezeichnete Anwesen jetzt eine neue Bestimmung erhalten. Nach dem Abbruch an seinem alten Standort wurde es im Museumsdorf Cloppenburg wiederaufgebaut und am Freitag der Öffentlichkeit übergeben.

Die Familie Wehlburg hat als Ersatz einen neuen Aussiedlerhof bekommen, auf dem das Wirtschaften leichter fällt. Trotzdem dürften die Wehlburgs mit einer gewissen Beklommenheit an der Feier im Museumsdorf teilgenommen haben, denn schließlich fällt die Trennung vom altgewohnten Zuhause doch schwer. Das gesamte „Projekt Wehlburg" einschließlich Ersatzhof hat fast 1,4 Millionen Mark gekostet.

Mit der Verpflanzung der Wehlburg in das Museumsdorf, das „Altersheim für Bauernhäuser", hat das Niedersächsische Freilichtmuseum einen Höhepunkt und zugleich eine Wende in seiner Entwicklung erreicht. Der endgültige Ausbauzustand ist fast erreicht. Jetzt sollen nur noch einige wenige Gebäude hinzukommen.

Der Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kunst, Professor Dr. Joist Grolle, definierte die in Zukunft vorherrschende Aufgabe des Museumsdorfes so: „Jetzt muß versucht werden, den Besuchern das Gezeigte besser verständlich zu machen." Durch Sonderausstellungen und Dokumentationen sollen soziale und kulturelle Zusammenhänge verdeutlicht werden, um den Alltag und die Lebensweise der bäuerlichen Bevölkerung hervorzuheben. Die bisher nur als Schauobjekte dastehenden Häuser sollen auf diese Weise mit Leben erfüllt werden.

Der Besucher der Wehlburg würde dann erfahren, daß Heinrich Wehlburg schon ziemlich stark verschuldet war, als er 1750 mit dem Bau der neuen Wehlburg begann. Die Wehlburg sollte prächtig werden und möglichst das neue Haus eines Nachbarn übertreffen. Schließlich war auch die alte Tradition fortzuführen, daß das Gehöft wehrhaft und trutzig aussehen mußte, denn es sollte immerhin die Nachfolge jener herrschaftlichen Wehlburg antreten, die Johann Raderde 1444 kaufte und deren Name er für sich übernahm.

Heinrich Wehlburg dürfte rund 2500 Taler für das neue Haus bezahlt haben. Vor 200 Jahren kostete eine Kuh um 15 Taler, heute rund 2000 Mark. Der alte Heinrich hatte den Wert von rund 250 Kühen aufzubringen, das wäre heute ungefähr eine halbe Million Mark.

Die nachfolgenden Wehlburg-Generationen hatten an den Schulden schwer zu tragen, wenn sie auch schon eine gewisse kaufmännische Tüchtigkeit bewiesen. Um 1800 betrug die Schuldenlast mehr als 13 000 Taler. Fast 6000 Taler hatten die Wehlburgs sich von zahlreichen Heuerleuten zusammengeliehen, der untersten ländlichen Sozialschicht. Diese Familien waren zum großen Teil von ihrem Schuldner abhängig und machten kein gutes Geschäft: Von 1750 bis 1800 stiegen die Getreidepreise um 36 Prozent, die Löhne aber nur um 9 Prozent. Bei gleichbleibenden Zinsen von drei Prozent profitierten die Wehlburgs von dieser Entwicklung und konnten die Schulden nach und nach abtragen, nicht zuletzt durch reichhaltige Brautschätze ihrer ei heiratenden Frauen.

Reiche Bauernbräute sind heute selt und können auch nicht zur Finanzieru des Museumsdorfes herangezogen werde Das Land Niedersachsen trägt die Pers nalkosten des Museums und hat für c Wehlburg 190 000 Mark Zuschuß gegebe Minister Grolle versprach „großzügige H fe" bei dem nächsten großen Projekt, de Wiederaufbau der Aerzener Zehntscheu Sie soll als Ausstellungshalle dem je stärker zu verfolgenden museumspädago schen Aufgaben dienen.

Professor Grolle kündigte an, daß in d kommenden sechs Jahren unter Einsa aller verfügbaren Mittel der Bestand c Bau- und Kunstdenkmale in Niedersachs erfaßt werden soll: „Auf dieser Grundla können dann gezielt Erhaltungsmaßna men geplant werden."

Und noch ein Vorhaben, das der Minis unterstützen will (sofern er Geld dazu h vielleicht aus der Spielbankenabgab Bäuerliches Schriftgut aus alten Zeiten s helfen, die Lebensweise der ländlich Bevölkerung noch besser zu erforsch Grolle: „Wir müssen in jede Truhe sehen Wenn Hofakten erst einmal verstreut si haben die Forscher sehr bedeutsame Unt lagen verloren."

Bleibt zu hoffen, daß nicht der Historik und Oldenburger in dem Minister Gro ihn zu übertriebenen Versprechungen v anlaßt hat. Für alle Fälle bekam er bei c Feier im Hof der Wehlburg auf Pla deutsch Lob ausgesprochen. Drei Ha werksgesellen urteilten im Willkomme spruch: „De Grolle heff war in'n Kanist dorför is hei ja uk Minister."

Der so Angesprochene bekam ein Hu sen geschenkt und mußte sich sagen lass „Glück kann ok äin Minister bruken, mott so manges runnersluken."

770215

Mühlengeschichten aus dem Landkreis Hannover

Die Viehbruchsmühle verfiel innerhalb von zehn Jahren

Von Heinz Koberg

Hannover-Land. Mühlen waren für viele Generationen nicht nur wirtschaftsbestimmend, sondern sie prägten auch die Landschaft. Im Gebiet des heutigen Landkreises Hannover hat es einst mehr als 120 Windmühlen und mehr als 100 Wassermühlen gegeben. Viele sind verschollen und haben keine Spuren hinterlassen. Von einigen ist ihr Schicksal bekannt. Aber nur eine Bockwindmühle und eine Holländerwindmühle drehen noch ihre Flügelkreuze, sind noch voll funktionstüchtig. Über das Schicksal der Mühlen im Landkreis Hannover will in unsere Serie berichtet.

Mitten im Viehbruch, im Norden der Gemeinde Wedemark, von Oegenbostel und Plumhof ein gutes Stück Weges entfernt, stand an der Großen Beeke eine Wassermühle. Geduckt unter einem tief heruntergezogenen roten Ziegeldach, überstand sie Jahrhunderte. Eichen, Birken und Kiefern rahmten sie ein, als im Oktober 1971 die Beilage „Niedersächsische Heimat" der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung darüber berichtete.

Damals schon war der Mühlengraben ausgetrocknet, der Kolk versandet. Das große Wasserrad hing schief in den Lagern, die losen Schaufelbretter klapperten im Wind. Aber die Inneneinrichtung, der Mahlstuhl war noch vollständig und auch offenbar funktionsfähig. Diese Zeitung versuchte mitzuhelfen, das endgültige „Aus" mit zahlreichen Appellen an Ämter und Behörden zu verhindern. Es war vergebens. Am 26. Januar 1980 hieß es dann: „Winter zerstörte endgültig, was Zeit und Menschen begannen." Ein Mühlenschicksal von vielen hatte sich erfüllt.

Im Fachwerk des Torbogens war der Spruch gut zu lesen: „Gott, dessen Aug uns stets bewacht, ist fester Baugrund auf Erden. Jürgen Heinrich Peters – Anna Dorothea geb. Meinen 1801." Der beschworene feste Baugrund vermochte den Verfall des ehemals prägenden Bauwerks nicht aufzuhalten.

1971 hatte diese Zeitung die Frage gestellt, wer die guterhaltenen Teile des Mahlwerks sichern könnte, damit sie nicht mit dem Haus zugrunde gehen. Die Eigentümer, die Brüder Grabowski, schenkten das „umgehende Zeug" dem Heimatbund Langenhagen. Es wurde am 12. Oktober 1971 mit Hilfe eines fahrbaren Krans ausgebaut und abtransportiert. Seither wartet es darauf, wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden.

Darüber hat es im Ortsrat von Kaltenweide (Stadt Langenhagen) eine politische Kontroverse gegeben. In einem interfraktionellen Antrag forderten CDU und UWGK, daß am Mühlengraben in Kaltenweide eine alte Wassermühle aufgestellt werden sollte, in der die Teile der Viehbruchsmühle Verwendung finden könnten. Da nach Ansicht der SPD-Fraktion Wassermühlen nicht typisch für den nordhannoverschen Bereich sind, sah sie keine Notwendigkeit, die Windmühle von Gerhard Riemer am Mühlenweg in Kaltenweide durch eine Wassermühle zu ergänzen. Es steht allerdings fest, daß der schon erwähnte Mühlengraben eine Wassermühle in Bissendorf angetrieben hat, die bereits 1770 abgebrochen wurde, vorher aber jahrhundertelang gearbeitet hat.

Zurück zur Viehbruchsmühle. Nicht allein der Zahn der Zeit ist schuld daran, daß sie von 1971 bis 1980 immer mehr zusammenfiel und jetzt nicht mehr vorhanden ist. Paragraphen haben das Ihrige dazu getan. Den Brüdern Grabowski wurde nicht erlaubt, Hand anzulegen, nachdem sie 1971 Grundstück und Gebäude gekauft hatten. Offizielle Bauvoranfragen seit 1976 waren negativ beschieden worden, Substanzsicherung wurde nicht erlaubt. Das Bundesbaugesetz sprach dagegen, obgleich auch der Denkmalspfleger des Landkreises, Henner Hannig, nach Ortsbesichtigung sein Urteil abgab: Kein Baudenkmal, aber ein erhaltenswertes Bauwerk, das an seiner Stelle in der Landschaft seinen Platz ausfüllt und eine fühlbare Lücke hinterlassen würde, wenn es verschwinden müßte.

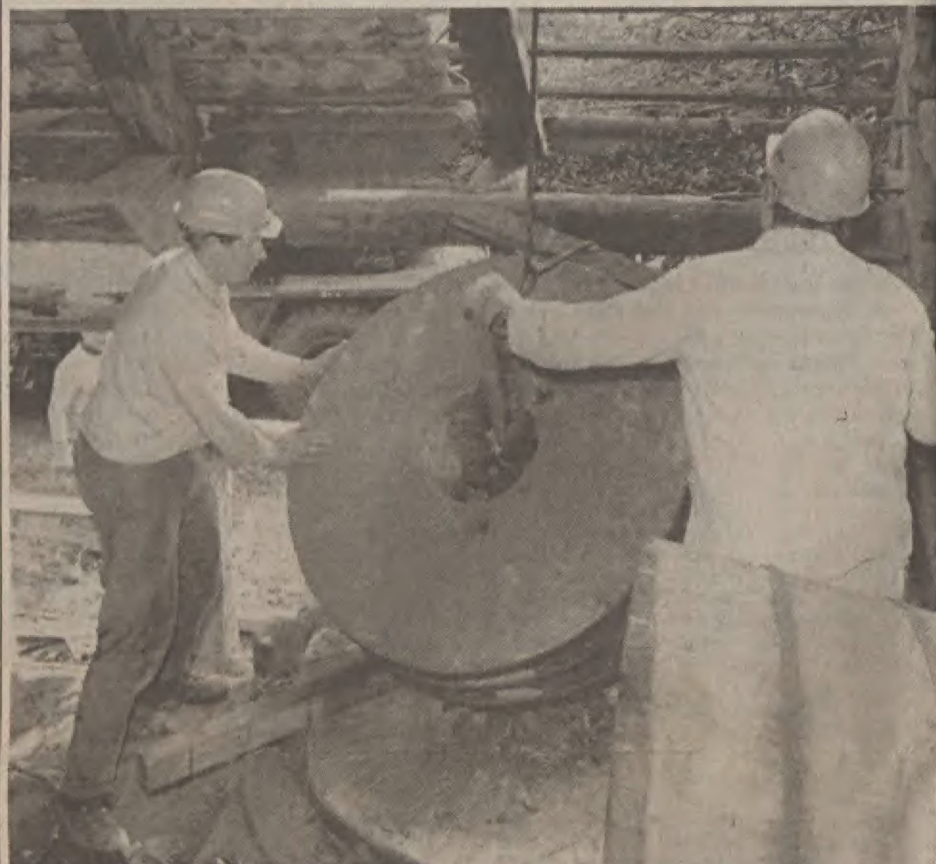
Aber es verschwand. Was Wind und Wetter nicht vermochten, vollendeten Menschen. Das ungesicherte Bauwerk in der freien Landschaft wurde systematisch ausgeraubt. Eichenfachwerke wurden auseinandergenommen und gestohlen, was im Wege stand, sinnlos zertrümmert. Das letzte wertvolle Stück, der Setzbalken mit der Inschrift, verschwand im Herbst 1979.

Um diese Zeit stellte das Bauamt der Gemeinde Wedemark fest, daß eine Instandsetzung nicht mehr möglich sei, sofortige Sicherung des Geländes aus Gründen der Gefahrenabwendung sei erforderlich. Damit hatte sich der positive Bauvorbescheid des Bauaufsichtsamtes Hannover erledigt. Er war nach jahrelangen, immer erneuerten Anträgen erteilt. Zu spät!

Sagen und Geschichten

Lebendig bleiben sollen Sagen und Geschichten um diese Mühle, soweit sie noch zusammenzutragen waren. In Buchholz bei Schwarmstedt, so erinnern sich die Alten rings um das Viehbruch, wohnte ein Riese. Der hatte bei Brelingen einen guten Freund. Einmal glaubte er zu hören, daß der Brelinger seinen Backtrog auskratzte, um Teig zu kneten. Da lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und er strebte mit Riesenschritten südwärts.

Er lief so schnell, daß sich zwischen Plumhof und Sprockhof seine Stiefel mit Sand gefüllt hatten. Da mußte er bei Oegenbostel stehenbleiben und den Sand auf einen Haufen schütten. Das ist nun der Brelinger Berg. Oder war es die letzte Eiszeit, die den Sand- und Kieshaufen aufschüttete? Auf jeden Fall entstand die weite, stille Bruchlandschaft voller Schönheit, die im Süden durch den Moränerücken begrenzt wird.



Mahlsteine und das laufende Gut, das wuchtige Räderwerk, wurden im Oktober 1971 ausgebaut und vom Heimatbund Langenhagen sichergestellt. Die Besitzer hatten die intakten Teile verschenkt.



Unübersehbar war der Verfall der Viehbruchsmühle. Unbekannte hatten Fenster zerschlagen und begonnen, das Balkenwerk zu stehlen. die Aufnahme entstand im Spätherbst 1977.

Wenn wir aber den Gedanken verfolgen, daß es der Riese war, dann mag auch stimmen, daß die Appetitsfäden aus seinen Mundwinkeln zur Großen Beeke wurden. Sie durchzieht das Bruch und fließt westlich von Vesbeck in die Leine. Soweit die alte Sage.

Eine Windmühle stand daneben

Geschichtlich ist die Viehbruchsmühle seit 1575 nachgewiesen. Sie war Eigentum des Bissendorfer Amtsvogts Cord von Bestenbostel. Als er 1621 verstarb, wurde die Mühle gemeinsames Eigentum deren von Mandelsloh und von Bestenbostel. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Anwesen an die Müllerfamilie Peters verkauft. Sie blieb Eigentümer bis 1939.

Das Staurecht an der Großen Beeke war geteilt. Im Sommer durfte die Vesbecker Mühle mahlen, im Winter die Viehbruchsmühle. August Peters baute aus diesem Grunde 1775 auf dem Damm des Stauteiches noch eine kleine Windmühle. So konnte er seine Bauernkunden auch im Sommer mit Mehl und Schrot versorgen. Der letzte Müllermeister, Hermann Peters, verstarb unverheiratet 1927. Die Viehbruchsmühle hörte auf, am Bach zu klappern. Des Müllers Schwester Alwine, ebenfalls unverheiratet, vererbte das Grundstück 1939 an ihren Neffen Rudolf Bernstorf in Plumhof.

Die Mühle klapperte auch nachts

Er vervollständigte die Geschichten um die Mühle bei einem Gespräch im ausgehenden Sommer 1971. Er stand in seinem Bauerngarten zwischen Phlox, Reseda, Sonnenblumen und Gemüsen. Über den Zaun erzählte er, daß er sich an den Onkel noch



Der Winter 1979/1980 machte den Verfall der Wassermühle im Viehbruch endgültig. Das Bauwerk war nicht mehr zu retten.

gut erinnern könne. Er sei ein guter Müller gewesen und in der Gegend sehr beliebt.

Weil er beide Mühlen betrieb, mahlte er das ganze Jahr hindurch. Die Bauern und ihre Knechte kamen gern zu ihm. Hauptsächlich aus Jeversen und Marklendorf, zehn Kilometer weit. Sie wechselten sich ab mit der Mühlenfahrt. Immer nahm einer das Korn für die anderen mit. Wenn der Wind flau oder der Wasserstand niedrig war, wurde der Wagen während des Tages nicht leer. Dann gab es eine lange Nacht. Müller, Bauer, Fuhr- und Mahlknecht spielten Karten, bis der Morgen graute. In das Klappern der Mühle mischte sich das Klatschen der Karten auf dem Tisch. Bei seinem Onkel, so erinnerte sich Bernstorf, gab es nicht nur Korn zum Mahlen, sondern auch zum Trinken. Der kam aus Brelingen.

Nach 1945 diente das Mühlengebäude als Notunterkunft für kinderreiche Familien. Dann wurde es vermietet. Anfang der fünfziger Jahre erhielt Bernstorf einen dicken amtlichen Brief. Darin stand, daß nunmehr sein Staurecht erloschen sei, gewerbliche Nutzung der Wasserkraft sei nicht mehr zulässig. Auf das Schicksal der Mühle hatte das amtliche „Aus" keinen Einfluß mehr – sie lag schon seit 30 Jahren still. Die Windmühle war bei einem Sturm 1943 zusammengebrochen.

Der Plumhofer Landwirt verkaufte die Mühle 1959. Das Gebäude war noch in gutem Zustand. Es wechselte noch einmal den Besitzer. Dessen Bemühung, eine Baugenehmigung für die Erhaltung des Hauses und Nutzung des Grundstücks zu bekommen, war vergeblich. Bis es zu spät geworden war.

Die Vesbecker Wassermühle

Die Vesbecker Wassermühle, die sich das Staurecht mit der Viehbruchsmühle teilte, lag fünf Kilometer stromab an der Großen Beeke. Als 1968 der Bachlauf ausgebaut wurde, verschwanden die letzten Teile des Wasserrades. Diese Mühle ist im Lehnsregister der Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt. Dietrich von Vesbeck war der Belehnte.

In dem Wohnhaus, das neben der ehemaligen Mühle steht, kann man im Vorraum noch zwei verblichene Wandbilder erkennen. Rechts die Wassermühle mit Rad und links eine Windmühle. Sie soll 100 Meter nördlich auf einer Anhöhe gestanden haben und ein Erdholländer gewesen sein. Der Müller hatte, wie bei der Viehbruchsmühle, Gelegenheit zu arbeiten, wenn er den Stau nicht nutzen durfte. Das Gefälle der Beeke zwischen beiden Wasserrechten betrug weniger als fünf Meter.



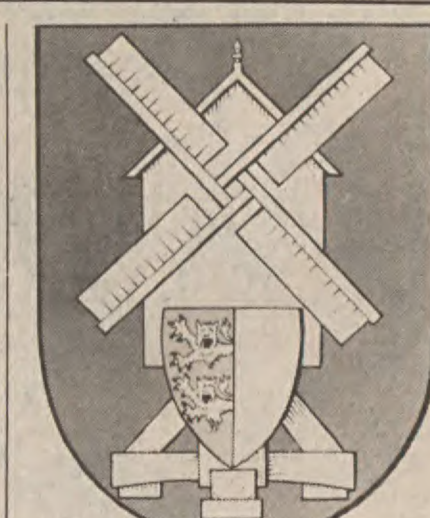
Das unterschlächtige Wasserrad der Viehbruchsmühle war im August 1971 schon weitgehend zusammengebrochen, die Achse hing schief in ihren Lagern. Die großen Antriebsräder auf der Gegenseite waren noch heil.











Die Abbildungen wurden dem Wappenbuch Landkreis Hannover vom Januar 1985 entnommen. Sie zeigen von links die Wappen der Stadtteile und Ortschaften Großburgwedel, Gailhof, Schneeren, Bennemühlen und Müllingen.

In 13 Wappen sind Mühlen heraldisch verarbeitet



Steinmetzbetriebe stellten aus Deistersandstein jahrhundertelang Mahl- und Schleifsteine her. Matthäus Merian der Jüngere zeigt in einem Stich des Klosters Barsinghausen arbeitende Männer (im Vordergrund). Das Blatt von 1654 ist im Heimatmuseum Barsinghausen aufbewahrt.

Mühlen und Mahlsteine sind von Heraldikern in die Wappen von 13 Ortschaften und Stadtteilen im Landkreis Hannover als typische Elemente eingearbeitet. Sie sind in dem Wappenbuch abgebildet, das der Landkreis Hannover anläßlich seines 100jährigen Bestehens am 1. April 1985 herausgegeben hat. 185 alte und neue Gemeindewappen sind darin aufgenommen, dazu die vier der ehemaligen Kreise, aus denen der Landkreis Hannover bei der Verwaltungs- und Gebietsreform 1974 gebildet wurde, und das neue Kreiswappen.

Mühlen können mit Löwen, Adlern oder Wolfsangeln in der Häufigkeit ihrer Verwendung nicht konkurrieren. Aber sie waren doch wichtig genug. Sie lieferten das Mehl für das tägliche Brot oft für mehrere Dörfer im Umkreis.

Die Stadt Barsinghausen hat im unteren Teil des Stadtwappens einen Schleifstein abgebildet, dazu die Schlägel. Steinmetzbetriebe waren jahrhundertelang ein bedeutender Wirtschaftszweig am Fuß des Deisters. Sie lieferten Mahl- und Schleifsteine nicht nur in die Dörfer ringsum, sondern exportierten sie in das gesamte nördliche Europa. Matthäus Merian der Jüngere hat in einem Stich von Kloster und Dorf Barsinghausen aus dem Jahre 1654 einen Steinmetzbetrieb in den Vordergrund gestellt, anstatt der sonst bei ihm üblichen Gruppen arbeitender Bauern.

Winninghausen (Stadt Barsinghausen) zeigt ein Wassermühlrad unter einem Widderkopf im Wappen. Am 21. September 1304 hat der Edelherr Rudolf von Loh dem Kloster Barsinghausen unter anderem eine Mühle in Winninghausen übertragen. Es gibt zwar von einer ehemaligen Wassermühle an der Beeke keine Überreste. Ihr Vorhandensein ist aber mündlich durch die Generationen überliefert.

Das Wappen von Beinhorn (Stadt Burgdorf) weist einen silbernen Mühlstein vor, der an die Moormühle erinnert. Sie stand an der Bundesstraße 3. Im Sorgenser Wappen steht ein silberner Mahlstein für die Bockwindmühle, die noch vorhanden und vorbildlich wieder hergerichtet ist.

Fünf Bockwindmühlen stehen für Großburgwedel. Der Ort hatte nach Manekes Beschreibung des Fürstentums Celle um 1800 tatsächlich fünf Windmühlen und damit die größte Zahl weit und breit. Für die Wellmühle, eine Wassermühle nördlich von Wettmar (Gemeinde Burgwedel), zeigt das Wappen dieses Dorfes ein halbes Wasserrad.

Zwei Windmühlenflügel sind im Kaltenweider Wappen enthalten (Stadt Langenhagen), vier in dem von Schneeren (Neustadt) und eine silberne Bockwindmühle in dem von Müllingen (Gemeinde Sehnde): Sie soll auf dem Mühlenberg gestanden haben. Die Ableitung des Namens Müllingen von „Zu dem Mühlenberg" ist jedoch unwahrscheinlich. Der 1022 als „Muli" bezeichnete Ort bestand schon, lange bevor die ersten Windmühlen bei uns errichtet wurden.

In der Gemeinde Wedemark haben vier Ortschaften einen Bezug zu ihren Mühlen im Wappen: Bennemühlen das mittelschlächtige Wasserrad der ehemaligen Gutsmühle, Berkhof ein halbes Rad, das die Viehbruchsmühle symbolisiert, Gailhof das Wasserrad der Mohmühle an der Wietze und Negenborn einen Mühlradring, der an mindestens zwei an der Jürse gelegene Wassermühlen erinnert.

Auf der Suche nach dem Profil der hannoverschen Bezirksräte: Bilanz der 13 Gremien (Teil 3)

Die erste Legislaturperiode der 13 hannoverschen Bezirksräte neigt sich dem Ende zu. Mit Beginn der Ratsferien haben die meisten wenigstens informell die Arbeit abgeschlossen. Grund genug für die Stadtteil-Zeitung, nicht nur zurückzuschauen, sondern auch in Hinblick auf die Kommunalwahl am 5. Oktober nach Selbstverständnis und Wirksamkeit der Vertreter des hannoverschen Volkes auf unterer kommunalpolitischer Ebene zu fragen. Ein zweiteiliges Feature, das mehr den atmosphärischen Zwischentönen nachspürt, bildete den Auftakt. Es folgt nunmehr, jeweils aus Sicht des Bezirksrates, ein Rückblick auf die Arbeit der einzelnen Gremien. Wie aber schätzen Rat, Verwaltung und nicht zuletzt die Bürger die Leistungen dieser ersten fünf Jahre Bezirksratstätigkeit ein? Ein abschließendes Fazit wird die Antwort geben.

Zufriedener Bezirksrat Bothfeld-Vahrenheide, doch:

Ergebnis der Verkehrsberuhigung wird mit Skepsis abgewartet

Geplante Sperrung der Brücke Im Heidkampe brachte Unruhe

Wie einst im legendären Spielfilm „Die Brücke am Kwai“ schieden sich auch in Bothfeld die Geister an einer Brücke, der Im Heidkampe. An der von der Verwaltung für eine wirksamere Verkehrsberuhigung vorgeschlagenen Sperrung entzündeten sich die Gemüter verschiedener Interessengruppen. Die Wogen schlugen hoch im Bezirksrat Bothfeld-Vahrenheide, wenn auch die Mitglieder des Gremiums, gemessen an den Bürgern, ihre Ruhe bewahrten. Als die Luft draußen, sprich, als die Sperrung der Brücke vom Bauausschuß abgelehnt war, ging es im Bezirksrat, wie sooft in den vergangenen fünf Jahren, wieder friedlich zu. Interfraktionell einigte man sich auf ein Konzept zur Verkehrsberuhigung – um dann kräftig die Verwaltung zu schelten, nachdem diese die meisten Vorschläge als undurchführbar abgelehnt hatte.

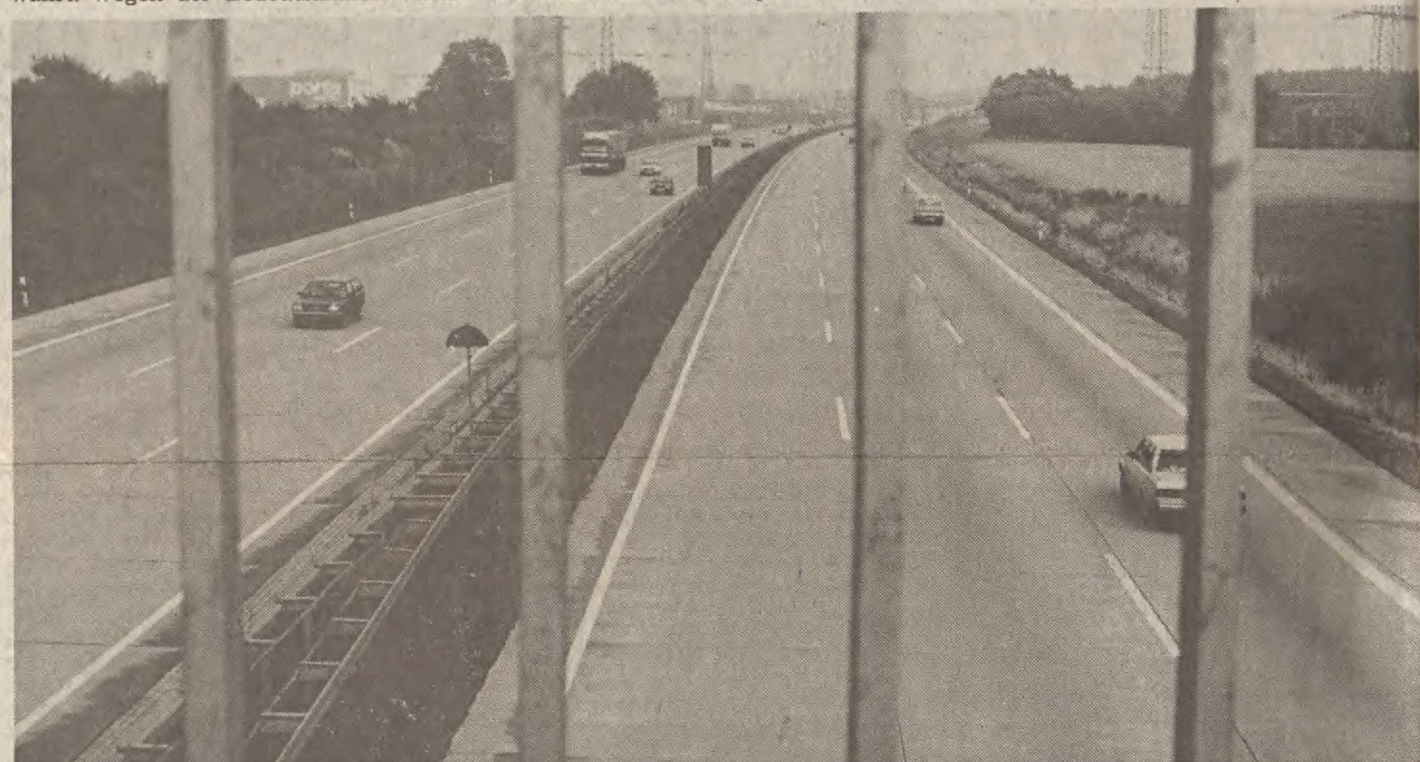
„Wir haben eben manche Dinge anders gesehen als die Verwaltung“, zieht Bezirksbürgermeister Gerhard Springer (CDU) eine nüchterne Bilanz aus den teilweise heftigen, aber seltenen Auseinandersetzungen mit den städtischen Planern. So freut sich der Bezirksbürgermeister, der bei den Kommunalwahlen wieder antritt, darüber, daß der Bezirksrat die eigentlich vorgesehene dichte Bebauung am Birkenweg und einen vierspurigen Ausbau der Langenforther Straße verhindern konnte. Durchgesetzt habe sich der Bezirksrat auch mit seiner Auffassung, am Sahlkampmarkt eine Nebenstelle des Ordnungsamtes einzurichten. Überhaupt sei die Arbeit des Bezirksrates durch die Initiativen aller Fraktionen erfolgreich gewesen.

Eingeschränkt gilt diese Auffassung, gibt Gerhard Springer zu, allerdings für die Verkehrsberuhigung. So bewertet er verschiedene Maßnahmen eher skeptisch: „Tempo 30 Im Heidkampe ist nicht der wahre Jakob.“ Ob dem Bezirksrat eine wirksame Verkehrsberuhigung gelungen sei, werde sich erst in der Zukunft zeigen.

In seinem gemeinsam mit CDU-Fraktionssprecher Bernhard Windscheid erarbeiteten Rückblick auf die vergangenen fünf Jahre betont der Bezirksbürgermeister ausdrücklich die rege Bürgerbeteiligung, die im Laufe der Zeit immer stärker geworden sei. Die „immer voll ausgenutzte“ Bürgerfragestunde habe sich bewährt. Wegen der Bedeutsamkeit vieler von Bürgern vorgetragenen Problemen und Anregungen sei die Fragestunde häufig sogar verlängert worden, um die manchmal 20 bis 30 Teilnehmer zu Wort kommen zu lassen.

Lobend äußert sich Bezirksbürgermeister Springer über die Zusammenarbeit der einzelnen Fraktionen. Die meistens sachliche Atmosphäre habe dazu geführt, daß viele Beschlüsse einstimmig gefaßt werden konnten. Durch interfraktionelle Beratungen sei es häufig gelungen, auch bei schwierigen Themen Kompromißlösungen zu finden.

In ähnlicher Weise, wenn auch mit einer kleinen Spitze, sieht SPD-Fraktionssprecher Dieter Zywicki die vergangenen fünf Jahre der Bezirksratstätigkeit: „Bis auf einige unvermeidbare Auseinandersetzungen im ideologischen Bereich und über Profilierungsabsichten mancher Leute war die Zusammenarbeit realistisch.“ Trotz mancher gegensätzlicher Auffassungen – wie bei der Frage, ob der Neubau einer Kindertagesstätte an der Schwarzwaldstraße notwendig sei – sei der menschliche Kontakt unter den Bezirksratsmitgliedern nie unterbrochen gewesen. Auf jeden Fall habe sich die SPD auch als Minderheit in vielen Fragen durchsetzen können. So führt es Dieter Zywicki, der nicht wieder für den Bezirksrat kandidieren wird, auf die Initiativen seiner Fraktion zurück, daß über den Bau des Autobahnrastplatzes Vahrenheide „massiv Öffentlichkeit hergestellt wurde“ und die sofortige Realisierung verhindert werden konnte. Auch das „Umschwenken“ der CDU auf den zweispurigen Ausbau der Langenforther Straße sei auf Drängen der SPD zurückzuführen. Ein ausdrückliches Lob spendet der SPD-Fraktionssprecher der Verwaltung: „Das Amt für Bezirksratsangelegenheiten hat die Interessen des Bezirksrates und der Bürger in vorbildlicher Weise vertreten.“ hm



Die geplante Sperrung der Brücke im Heidkampe brachte dem Bezirksrat Bothfeld-Vahrenheide Leben vor allem in die Bürgersprechstunde.
Aufn./Repro: Mursch-Güntzel



Linden vor der Sanierung zeigt das Foto. Für den Bezirksrat Linden-Limmer war dieses Thema gleich zu Beginn seiner Arbeit Herausforderung und zugleich Hypothek.

Belasteter Bezirksrat Linden-Limmer

Des öfteren war der politische Umgangston im Rathaus am Marktplatz härter als anderswo

Sanierungsgebiete Linden-Nord und Linden-Süd setzten entscheidende Akzente

Als der Bezirksrat Linden-Limmer im November 1981 seine Arbeit aufnahm, war er von einer schweren Hypothek belastet. Die CDU hatte die Bildung neuer Sanierungskommissionen für Linden-Süd und Linden-Nord mit der Begründung blockiert, deren Aufgaben könne nun ein von der Bevölkerung gewählter und damit politisch viel besser legitimierter Bezirksrat übernehmen. Die SPD trat, obwohl mit absoluter Mehrheit ausgestattet, denn auch eher widerwillig in dem neuen Gremium an.

Klar, daß die Politik in diesem Bezirksrat von Anfang an unter besonderen Vorzeichen stehen mußte. Zwei Sanierungsgebiete im Bezirk – das gab es nirgendwo sonst in Hannover. Dazu eine Mehrheitsfraktion aus einem sozialdemokratischen Ortsverein, der innerhalb seiner Partei nicht nur wegen seiner Größe traditionell eine Sonderrolle einnimmt, und obendrein – auch das eine einmalige Erscheinung unter den 13 Bezirksräten – ein DKP-Bezirksratsherr mit von der Partie.

In der Tat war der politische Ton im Lindener Rathaus des öfteren härter als in anderen Bezirksräten. Etwa wenn SPD und DKP den Bezirk zur atomwaffenfreien Zone erklärten oder Resolutionen gegen die Entlassung von DKP-Mitgliedern aus dem öffentlichen Dienst (DKP-Bezirksratsherr Rolf Schön war selbst ein Betroffener) verabschiedeten, hier sogar unterstützt von ihrem FDP-Kollegen Dr. Hans Wiehler. Einmal beantragte die CDU sogar – wenn auch vergeblich – die Abwahl von Bezirksbürgermeister Werner Strohmeier (SPD), weil dieser durch Tragen einer Plakette seine Neutralitätspflicht verletzt habe.

Im Lauf der fünf Jahre gemeinsamer Arbeit hat sich der Umgang miteinander aber doch eingespielt. Vor allem in den Sanierungsfragen blieben, von Ausnahmen abgesehen, die erwarteten schweren Konflikte aus. Überdies haben die Lindener Sozialdemokraten inzwischen ihren Frieden mit der Institution Bezirksrat gemacht. Fraktionschef Klaus Huneke: „Über den Bezirksrat läßt sich ein guter Kontakt zum Bürger herstellen, besser als das der Rat oder auch die Parteiorganisation kann.“

Für den CDU-Fraktionsvorsitzenden Bernd Arnemann ist das schon ein Grund zum Frohlocken. „Nach fünf Jahren kann man sagen, der Bezirksrat hat sich ohne Wenn und Aber bewährt“, sagt er und fügt hinzu: „Die SPD hat sich wider besseres Wissen lange gegen diese Erkenntnis aus eigener Erfahrung gesperrt.“ Der Bezirksrat habe Entscheidungen auf örtlicher Ebene sachgerechter und durchsichtiger gemacht; als Faktor für Bürgernähe sei er unverzichtbar geworden.

Im Verständnis von Bezirksratspolitik schwingen bei beiden Fraktionschefs freilich erhebliche Unterschiede mit. Huneke bewertet es als dicken Pluspunkt, daß auch Themen behandelt werden konnten, die nicht in die unmittelbaren Kompetenzen einer Bezirksvertretung fallen. Beispiel: die atomwaffenfreie Zone. So etwas schuf Möglichkeiten, auch allgemein politisch Flagge zu zeigen. Arnemann dagegen sieht just darin einen Mißbrauch des Bezirksrats: „Es geht uns nicht um ideologiebeladene Beschlüsse zur Weltpolitik, sondern um Verbesserungen für unseren Stadtteil“, meint er. Logisch, daß sich die CDU-Fraktion an Abstimmungen zu solchen Fragen nie beteiligt hat.

Mit der Bürgerfragestunde habe der Bezirksrat sogar einen Teil der Rolle der alten Sanierungskommission mit aufnehmen können, resümiert Bezirksbürgermeister Strohmeier heute. Allerdings wünscht sich SPD-Fraktionschef Huneke eine flexiblere Handhabung: Statt des einstündigen Blocks mit Bürgeranfragen sollte es die Möglichkeit für die Zuhörer geben, jeweils zu den einzelnen Tagesordnungspunkten etwas zu sagen.

Auch mit den geringen Entscheidungsrechten haben die Sozialdemokraten ihre Schwierigkeiten. Die Niederlage bei der Ansiedlung des Asphaltmischwerks, die gegen ihren Widerstand über die Bühne ging, liegt ihnen noch im Magen, auch für Rolf Schön (DKP) übrigens ein Paradebeispiel für die eher schwache Stellung des Bezirksrats. Für den Bezirksbürgermeister ist die Sache klar: „Der Bezirksrat hat sich bewährt“, erklärte er rundweg, „aber wir brauchen mehr Kompetenzen, sei es bei der Sanierung, bei der Industrieansiedlung oder Haushaltsfragen.“ kr

LMAC lädt zur Fahrt ins Almetal ein

Zu einer Tourenfahrt in das Almetal lädt der Lindener Motorrad- und Automobil-Club (MLAC) am Sonntag, 27. Juli, ein. Für alle Freunde der Motortouristik sowie die Oldtimerfahrer – Gäste sind willkommen – dürfte diese Reise eine willkommene Abwechslung sein. Sie führt zunächst in Richtung Hildesheim, dort wird das Mittagessen eingenommen. Danach geht es weiter nach Bodenburg, und zwar zum Bahnhof der Almetal-Museumsbahn. Mit dieser wird eine Fahrt nach Almstedt-Segeste und zurück unternommen. Anschließend geht es nach Bad Salzdetfurth, wo ein Kurparkbummel auf dem Programm steht. Die Rückreise nach Hannover ist beliebig. Anmeldungen und weitere Informationen unter Rufnummer 84 16 68. Treffpunkt ist um 10.45 Uhr am Möbelhaus Niemann in Laatzen, Hildesheimer Straße 8.

Schauspielschule im Kulturtreff Hainholz

Der Kulturtreff Hainholz, Voltmerstraße 40, richtet am Dienstag, 29. Juli, und am Donnerstag, 31. Juli, jeweils von 15 bis 17 Uhr eine Schauspielschule für Acht- bis Dreizehnjährige ein. Die jungen Schauspieler können beim Spielen lernen, wie man die Stimme, das Aussehen und die Bewegungen verändern kann, um in eine große Rolle zu schlüpfen. Die Schauspielschule wird am 5. und 7. August um 15 Uhr fortgesetzt. Anmeldungen im Kulturtreff unter Telefon 3 50 45 88.

Wenn Sie einen Hinweis geben wollen, wenn Sie ein Ereignis aus Ihrem Stadtteil melden wollen, wenn es ein Problem gibt, bei dessen Lösung die Stadtteil-Zeitung helfen kann:

Schreiben Sie uns!

Anschrift: Redaktion Stadtteil-Zeitung, Postfach 209, 3000 Hannover 1, Redaktionsschluß montags 15 Uhr.

Rufen Sie uns an!

Montags bis freitags von 10 bis 17 Uhr erreichen Sie die Stadtteil-Zeitung unter

Telefon 51 57 09
oder 51 57 19

„Kindertagesstätte wird trotz Ablehnung von CDU/FDP gebaut“

SPD-Ortsverein Vahrenheide/Sahlkamp nimmt Stellung

„CDU und FDP im Stadtbezirksrat Bothfeld/Vahrenheide haben erneut ihre Unfähigkeit bewiesen, die drängenden Probleme in diesem Stadtbezirk zugunsten der Bewohner zu lösen.“ Mit diesen Worten kritisierte der Vorsitzende des SPD-Ortsvereins Vahrenheide/Sahlkamp, Günter Richta, die Ablehnung des Kindertagesstättenneubaus an der Schwarzwaldstraße im Stadtteil Sahlkamp durch CDU und FDP im Bezirksrat (die Stadtteil-Zeitung berichtete). „CDU und FDP sind jetzt dafür verantwortlich, daß 100 Kinder und Eltern noch länger auf einen Platz in einer Kindertagesstätte warten müssen“, erklärte Richta weiter. Die von der CDU favorisierte Lösung, durch einen Umbau in der Grundschule Hägewiesen den Bedarf an Kindertagesstättenplätzen zu decken, würde lediglich 50 Plätze zu einem hohen Preis bringen und den Einwohnern neue Probleme dadurch bescheren, daß in absehbarer Zeit nicht ausreichend Schulräume vorhanden wären. Der Vorsitzende der Sozialdemokraten bedauerte, daß auf dem Rücken der Eltern und Kinder diese unverständliche Verzögerungstaktik praktiziert werde.

Entschieden trat Richta der von einigen Bürgern geäußerten Befürchtung entgegen, daß nach der Bezirksratsentscheidung die Grundschule Hägewiesen in der Ferienzeit doch noch umgebaut und Schüler und Lehrer vor neue vollendete Tatsachen gestellt werden könnten. Er betonte: „Der Rat der Landeshauptstadt hat den SPD-Antrag zum Neubau einer Kindertagesstätte an der Schwarzwaldstraße beschlossen. Die Einwohner können sicher sein, daß dieser Ratsbeschluß auch verwirklicht wird, auch wenn CDU und FDP möglicherweise versuchen sollten, auch in den Ratsgremien die weiteren Entscheidungen zu verzögern. Die Kindertagesstätte wird trotz der Ablehnung durch CDU und FDP gebaut!“

Gericht entschied: Rampe wird geöffnet

Neue Zufahrt wurde für den Fahrzeugbetrieb freigegeben

Die Auseinandersetzungen um die Rampe für den Individualverkehr von der Mecklenheidestraße zur Hogrefestraße/VW-Werk an der Wendeschleife in Stöcken sind beendet. Das Oberverwaltungsgericht Lüneburg hat eine Entscheidung der hannoverschen Verwaltungsrichter aufgehoben und den Fahrzeugbetrieb auf der Rampe freigegeben. Daraufhin wurde die neue Zufahrt, die die Wohngebiete von Stöcken und Ledeburg entlasten soll, vergangene Woche eröffnet.

Gegen die Inbetriebnahme hatte das Ehepaar Ursula und Peter Sievert aus der Mecklenheidestraße, das in unmittelbarer Nachbarschaft der Zufahrt wohnt, Klage vor dem Verwaltungsgericht erhoben. Sievert hatte geltend gemacht, daß der gültige Bebauungsplan dort, wo nun die Rampe errichtet worden war, eine Grünfläche vorsah. Gleichzeitig hatte er aber zu erkennen gegeben, daß es ihm nicht generell um die Stillegung der Rampe gehe, sondern darum, daß dort nur VW-Verkehr entlangfahren solle. Sievert hatte die Stadt aufgefordert, an der Einmündung des Lippertweges in die Hogrefestraße die Fahrbahn so zu blockieren, daß kein Verkehr von der Mecklenheidestraße mehr in die Wohngebiete einfahren könne. Erst dann, so der Kläger, sei von einer echten Verkehrsberuhigung durch die Neubaumaßnahme zu sprechen.

Während die 6. Kammer des Verwaltungsgerichtes Hannover entschieden hatte, daß das Vorhaben „ohne Rechtsgrundlage ins Werk gesetzt worden ist“, und daraufhin die Bauarbeiten an der Rampe sowie deren Inbetriebnahme stoppte, stellten sich die Richter des Oberverwaltungsgerichtes, das von der Landeshauptstadt angerufen worden war, jetzt auf den Standpunkt, dem Ehepaar Sievert fehle jedes Rechtsschutzbedürfnis. Im Klartext: Sie hatten überhaupt kein Recht auf Klage, da ihr Haus und damit auch ihr Wohnumfeld zur Mecklenheidestraße und nicht zur Rampe im Westen ausgerichtet sei.

„Ob der Kläger noch ein Hauptverfahren anstrebt, wissen wir nicht. Der Betrieb geht jedenfalls nach den VW-Werksferien über die Rampe“, versicherte Christian Gnädig vom Bauverwaltungsamt. Die Sache sei für die Richter in Lüneburg so eindeutig gewesen, daß sie nicht einmal geprüft hätten, ob der Rampenbau tatsächlich dem gültigen Bebauungsplan entgegengestanden habe, meinte Gnädig. WSt

Stadtbüchereien haben auch während der Ferien geöffnet

Alle Stadtteilbüchereien – bis auf die in Anderten und die im Berufsschulzentrum – haben während der Ferien geöffnet. Dort gibt es leichte Ferienlektüre für den Sommer und eine Menge neuer Taschenbücher. Die Auswahl ist groß. Sie reicht von der Unterhaltung über Liebesromane, Krimis bis zu Science-fiction- und Abenteuerromanen. Es gibt auch viele Informationen und Tips für Reisen in Niedersachsen, Deutschland und in andere Länder. Kinder können bei einem Preisrätsel mitmachen.

Während der Ferien gelten verlängerte Ausleihzeiten. Die einzelnen Büchereien sind montags und donnerstags von 12 bis 19 Uhr, dienstags und freitags von 11 bis 17 Uhr und sonnabends von 10 bis 13 Uhr geöffnet. Davon weichen die zentrale Stadtbibliothek – montags, dienstags, donnerstags und freitags von 11 bis 19 Uhr und mittwochs und sonnabends von 11 bis 16 Uhr – und die Büchereien Mühlenberg, Roderbruch und Bothfeld ab. Sie öffnen montags, dienstags, donnerstags und freitags von 11 bis 19 Uhr. Die Jugendbücherei am Bonifatiusplatz öffnet montags von 13 bis 18 Uhr sowie dienstags, donnerstags und freitags von 11 bis 19 Uhr.

WÄSCHE BARTLING
Kinder-T-Shirt ab 7:-
Da.-Blusen ab 29:-
Da.-Strickjacke ab 29:-
Da.-Hosen ab 39:-
Herren-Hemd 1/1 Arm ab 9:-
Herren-Hemd 1/2 Arm ab 15:-
Vahrenwald Grabbestraße 2

Musterschau täglich von 8.30-17 Uhr
Sa. 10–13 Uhr
Überdachungen
Wintergärten Fenster Türen
Markisen Rolläden Rolltore
Sicht- und Windschutzwände
OK O. KAUFHOLD & Co. GmbH
Krepenstr. 8 · Tel. (0511) 63 60 91
Han.-Hainh. (hinter Realkauf Hainholz)

SEURING HST PLUS
Die Holz-Haustür mit der Stahl-Glaslaser-Verbundtechnik
Angebot für Altbauten
Maßgefertigte Haustüren zum Sonderpreis
Hildebrandt Bauelemente
Richard-Schöne-Weg 10
Wedemark 15, OT Resse
Tel. (0 51 31) 5 13 55

BRAUN-Servicestelle
für Leinhausen/Stöcken/Herrenhausen.
Wir führen das gesamte Braun-Rasierer-Programm einschließlich Ersatzteile.
RECHT & ÖHLERKING
Stöckener Straße 29, ☎ 79 27 49

Kaufe alte Federbetten
☎ (0 51 21) 5 72 28

Waren Sie schon im?
Gehn Sie doch mal ins?
Geschenk-Boutique
DAS FRAGEZEICHEN
Engelbosteler Damm 38

W. Hansmann KG
Der gute Umzug
Stadt-, Nah- und Fern
☎ (05 11) 73 09 78

Markisen-Angebot
Erstklassige Qualität zum günstigen Preis. 180 versch. Dessins in Dralon. Kurze Lieferzeit. Dir. vom Hersteller.
BAUELEMENTE QUIRAM, Rolläden, Vordächer, Jalousien, Stöckener Str. 111/Ecke An d. O. Marsch, ☎ 79 36 68

AB Bestattung -Erd -Feuer -See 70 21 29 + 71 51 83
Ackermann-Bauer
Vorsorgeverträge – Hausbesuche
Auf d. Loh 12 (Hainh. Brücke) Stöckener Str. 21 Ehlvershof 4

770216

Müllers Kunst hatte große Zeit

Die älteste Bockwindmühle der Heide in Frankenfeld

Von Gerhard Eitzen

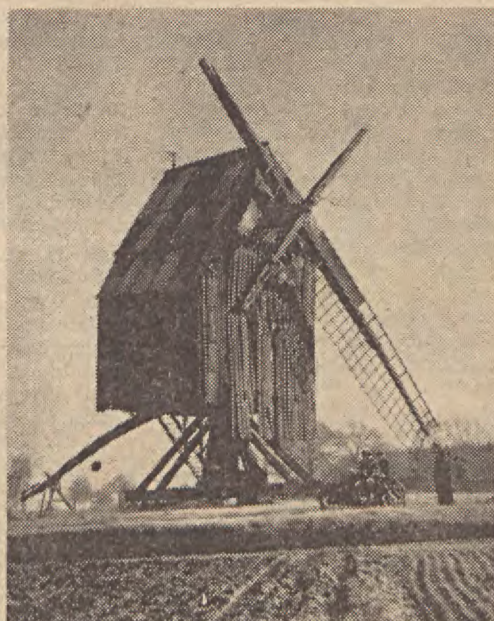


Bild links: 360 Jahre alt ist die älteste Bockwindmühle der Heide in Frankenfeld bei Fallingbostel. Sie steht unter Denkmalsschutz und soll jetzt nach Rethem (Aller) gebracht werden. (Eitzen)

Zu den markantesten Erscheinungen der niederdeutschen Landschaft gehören immer noch die Windmühlen. Ihre Konstruktionen mit den mächtigen Getrieben durch hölzerne Zahnräder, Drehlager und Hebelvorrichtungen sind technische Kulturdenkmale von hohem Rang. Aber die Tage der Windmühlen sind gezählt; denn sie sind in technischer Hinsicht veraltet; vom Winde abhängig, können sie mit den mit Elektrizität betriebenen Mühlen gegenüber nicht mehr konkurrieren. Es fehlt zwar nicht an Bemühungen, dem Nachteil durch Verbesserungen abzuhelfen. So hat man hin und wieder die Flügel mit den Ventikanten nach dem System Bilau versehen, die auch bei schwachem Winde den Betrieb ermöglichen. Es ist jedoch nicht gelungen, mit dieser Maßnahme das große Mühlensterben aufzuhalten.

Im Heidegebiet gibt es heute nur noch verhältnismäßig wenig Windmühlen. Unter ihnen verdient die Bockwindmühle von Frankenfeld im Kreise Fallingbostel besondere Aufmerksamkeit. Sie wurde 1594 von Arnd von Hohnstedt erbaut und ist damit die älteste Windmühle Niedersachsens deren Baujahr bekannt ist. Doch bevor diese Mühle einer näheren Betrachtung unterzogen wird soll die Entwicklung des Mühlenbaues kurz gestreift werden.

Mit der ersten kultivierten Ackerfläche zum Anbau von Körnerfrucht in der jüngeren Steinzeit erfand der Mensch auch die erste Vorrichtung zum Zerquetschen und Zerreiben der Körner. Er bediente sich primitiver Handmühlen, die aus einem großen, muldenartig vertieften Stein bestanden, in dem ein kleinerer Stein bewegt wurde. Aus dieser Reibemühle entwickelte sich die Drehmühle, bei der ein vom oberen Läuferstein kommender Zapfen in den unteren festliegenden Stein greift. Mit einem seitlich angebrachten Griff wurde der Läuferstein gedreht. Ein weiterer Fortschritt war die Erfindung der Kurbel, mit der der Läuferstein in kreisende Bewegung versetzt wurde. Derartige Handmühlen sind noch vereinzelt in unseren volkskundlichen Museen zu finden. Das Korn wird oben hineingeschüttet und gelangt durch eine mittlere Öffnung zwischen die Mühlsteine; durch ein seitlich angebrachtes Loch trat das Mehl heraus.

Lange Zeit war es nur die Menschenkraft, die beim Zermahlen des Getreides eingesetzt wurde. Unter den Naturkräften, die für diesen Zweck verwendbar waren, entdeckte der Mensch zuerst die des treibenden Wassers. Älter als die Windmühle ist daher die Wassermühle. Sie wurde im vierten Jahrhundert zuerst im Moselgebiet durch die Römer bekannt und breitete sich von dort aus über die anderen nordischen Länder aus. Aber ihre Leistungsfähigkeit war doch sehr an den Standort und an Wasserfälle gebunden. Sie konnten nur dort angelegt werden, wo das Wasser genügendes Gefälle hatte; wo der Bach aber spärlicher floß, staute man Wasser auf, und es entstand der Mühlenteich. Unabhängiger ist die Windmühle.

Wo sie zuerst aufkam und wer ihr Erfinder war, ist nicht mehr festzustellen. Eine angelsächsische Urkunde aus dem Jahre 833 enthält die älteste Nachricht über eine Windmühle. Vorher soll es schon im Orient Windmühlen gegeben haben, jedoch ist diese Vermutung nicht mehr mit Sicherheit zu belegen.

In Niederdeutschland weist die Geschichte der Windmühlen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Freilich ist über die Gestalt dieser frühen niederdeutschen Windmühlen nichts mehr überliefert, aber es kann angenommen werden, daß es sich um Bockwindmühlen handelte, bei denen das gesamte Mühlenhaus auf einem mächtigen Hausbaum sich drehte. Im allgemeinen waren die Mühlen in den Händen der Klöster oder unter herrschaftlicher Gewalt, und erst spät finden wir sie in Privatbesitz. Bis ins vorige Jahrhundert bestand Mühlenzwang. Die Bauern eines größeren Bezirks waren einer bestimmten Mühle zugeteilt, nur dort durften sie ihr Korn mahlen lassen, nur dort Mehl und Grütze kaufen. So stauten sich oft vor den Mühlen die Wagen mit den Kornsäcken.

Zu diesem Mühlentyp gehört auch die Windmühle aus Frankenfeld. Ihre zunächst sonderbar anmutende Konstruktion soll an Hand der Zeichnung in großen Zügen beschrieben werden. Auf den kreuzweise übereinandergelegten Schwellen erhebt sich der 72 Zentimeter starke Hausbaum. Er wird durch Kreuzstreben versteift, die von den Schwellen aufsteigen und sich gegen den Hausbaum stemmen. Dieser wird in einer Höhe von gut drei Metern von dem sogen. Sattel umschlossen, der von allen Seiten her etwas in den Hausbaum eingreift. Auf dem Sattel sind zwei kräftige Tragebalken drehbar gelagert, auf denen sich das Mühlenhaus erhebt. Das Hauptgewicht des Mühlenhauses liegt jedoch weiter oben auf dem Mehlbalken. So wird der mächtige Querbalken genannt, der mit einem Zapfen drehbar auf dem Hausbaum ruht. Hausbaum und Mehlbalken bilden zusammen die Figur eines aufgerichteten Hammers, wobei der Hausbaum dem Stiel entspricht. Beide zusammen werden daher auch als Hammer bezeichnet. Auf den Enden des Mehlbalkens liegen wiederum zwei starke Hölzer, die sogen. Mehlleisten. An ihren Enden sind die vier Eckständer befestigt, die das gesamte Mühlhaus umrahmen und auch das Dach tragen.

Das Mühlenhaus wird mit dem Stert gegen die jeweilige Windrichtung gedreht. Das ist infolge der großen Auflage mit starker Reibung eine schwere Arbeit, die durch eine Winde erleichtert wird. Dabei wird das Ende des langen Stertes mit einer Kette an einem jener Pfähle befestigt, die kreisförmig um die Mühle angeordnet

Weltgeschichte ging daran vorüber



Kleinigkeiten haben nicht das Gewicht großer Dinge, aber sie sind mitunter zählebiger als diese, namentlich, wenn sie niedersächsischen Geblüts sind. Dies Emailleschild stieß die Weltgeschichte wohl an, aber sie mußte es stehen lassen. Wie zu Kaisers Zeit, die der gekrönte Adler ausweist, zeigt es noch heute an, wo in Niederhaverbeck am Wilseder Berg der Bürgermeister zu finden ist. Der Himmel besonnt es, Regen rinnt an ihm hernieder, die Wetter bekümmern es ebensowenig wie die Gewitter der Weltgeschichte, die zu seiner Zeit drei Reiche untergehen ließen. (Foto: Rebhuhn)

770217

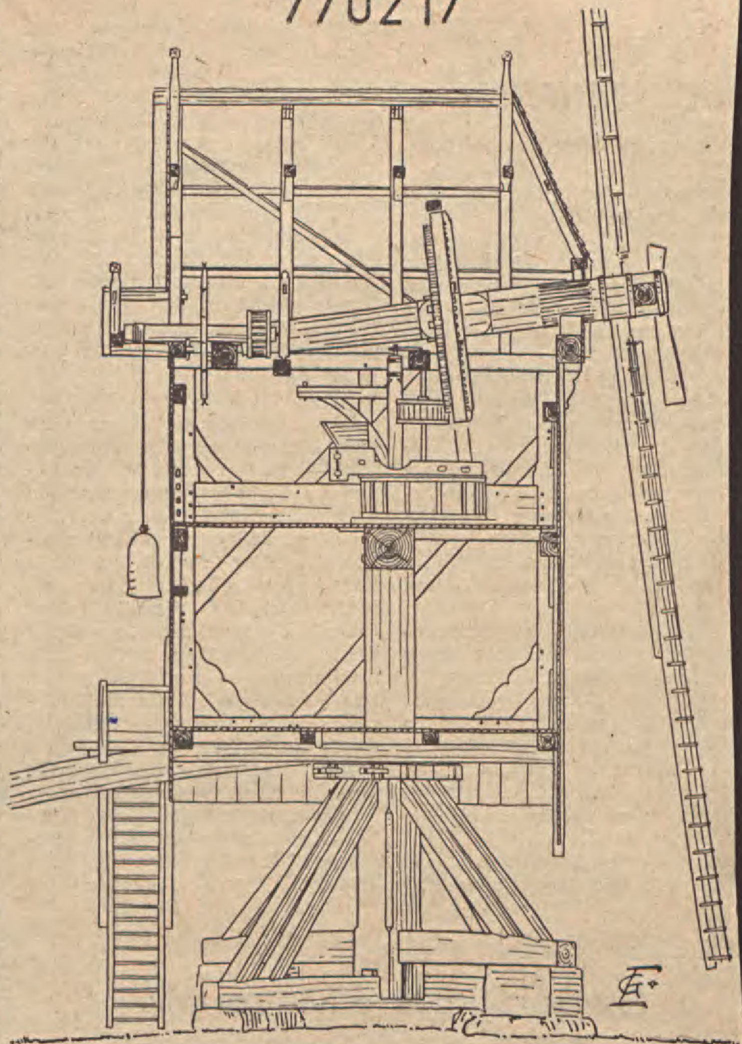


Bild rechts: **Ein Paradestück alter Mühlenbaukunst ist das Getriebe der Frankenfelder Windmühle. Die ältesten Teile der eichenen Mahlgänge stammen aus dem Jahre 1594.** (Zeichn.: Eitzen)

sind. Der Stert steckt im Hausbaum und ist außerdem fest zwischen die beiden Tragebalken eingekeilt.

Triebwerk und Mahlgänge befinden sich im oberen Geschoß des Mühlenhauses. Auf dem Gebälk ruht die flach geneigte Hauptwelle. Ihr Kopf ragt vorn aus dem Haus hervor und trägt die Flügel, die vom Müller Ruten genannt werden. Auf diesen sind die gitterartigen Hecken befestigt, die beim Betrieb mit Segel bespannt werden. Mit der waagerechten Hauptwelle dreht sich das riesige Kronrad, das mit seinen seitlich angesetzten Zähnen die Mühle in Bewegung setzt. Über dem Kronrad liegt die aus Eichenholzstücken zusammengesetzte Bremse oder Passe. Sie kann mit einem Seil über einem langen Hebel bedient werden. Die Hauptwelle betreibt auch den Aufzug, der die Säcke mit Mahlgut ins Mühlenhaus befördert.

Die zahlreichen Kamm- und Zahnräder, die wir heute in der Frankenfelder Mühle sehen, stammen natürlich nicht mehr aus der Bauzeit, sondern sind im Laufe der Zeit erneuert und im Zuge von Umbauten eingesetzt worden. Zuerst hatte die Mühle nur einen Mahlgang, der unmittelbar vom Kronrad angetrieben wurde. Diesen Zustand gibt die beigefügte Zeichnung wieder. Später wurden im Obergeschoß zwei Mahlgänge eingerichtet. Da sie nicht mehr unmittelbar vom Kronrad angetrieben werden konnten, mußte ein besonderes, senkrecht laufendes Getrieberad eingebaut werden, das mit seinem Stirnrad die Mahlgänge betreibt. Weiterhin wurde im Untergeschoß ein Pell- oder Graupengang angelegt, der durch eine senkrechte Welle vom Getriebe her bewegt wird. Durch die zusätzliche Anlage von Mahlgängen wurde der Raum ziemlich knapp, und man sah sich genötigt, für die Beutelkiste einen Anbau zu erstellen, der dem Mühlenhaus seitlich angehängt wurde. Dadurch bekam die Mühle ihre heutige, unregelmäßige Gestalt.

Auch sonst hat das Äußere der Mühle im Laufe der Zeit mancherlei Wandlung erfahren. Die Holzverschalung mußte ausgebessert und erneuert werden. Die ursprüngliche Schindelbedachung wich Blechplatten, die zwar häßlicher, aber zweckmäßiger waren. Die beschädigten und zum Teil abgefallenen Flügel verraten, daß die Mühle heute nicht mehr in Betrieb ist. Dem drohenden Verfall ist nun durch den Ankauf der Mühle durch den Kreis Fallingbostel begegnet worden. Man beabsichtigt, das wertvolle Kulturdenkmal nach Rethem zu bringen und dort wieder zu errichten. Es ist zu hoffen, daß dieses Unternehmen mit gutem Erfolg verwirklicht wird.

...hmerzensgeld

...e sind durchaus vertretbar

...tofahrer, der sich verkehrs-...drig verhielt, der Hausbesitzer, ...r bei Glatteis nicht streute, ...r Arzt, dem ein Kunstfehler ...terlief, der Tierhalter, dessen ...nd einen Menschen biß — sie ...e werden von dem Verletzten ...h hinsichtlich des Schmerzens-...des in Anspruch genommen. Es ...l ein Ausgleich für die erlit-...en körperlichen und seelischen ...merzen darstellen und in Fäl-..., in denen eine Entstellung die ...ensfreude beeinträchtigt, ge-...sse Annehmlichkeiten und Er-...chterungen ermöglichen.

...st die Entstellung allerdings ...art, daß sie sich nachteilig auf ...n Erwerb oder das Fortkom-...n des Verletzten auswirkt, so ...schränkt sich der Anspruch ...ht nur auf ein Schmerzensgeld. ...r Verletzte kann verlangen, ...ß ihm der gesamte, tatsächlich ...chweisbare Schaden ersetzt ...rd. Das kommt auch in Frage, ...nn sich etwa die Heiratsaus-...hten eines jungen Mädchens ...rringern.

...ie Höhe des Schmerzensgeldes ...htet sich nach der Dauer und der Heftigkeit der körperlichen und seelischen Schmerzen. Auch die persönlichen und vermögensrechtlichen Verhältnisse beider Teile müssen dabei berücksichtigt werden. So wird z. B. in einem Urteil gegen einen Zahnarzt, der ein Schmerzensgeld von 2500 Mark zahlen mußte, ausdrücklich betont, daß ein junges Mädchen zwei Vorderzähne verloren hatte, weil im Laufe der Behandlung eine Entzündung eingetreten war. Ein junges Mädchen, das von einem Hund gebissen wurde, erhielt 600 Mark, weil die Heilung sehr langwierig war. Eine entstellende Narbe blieb aber nicht zurück.

Das Schmerzensgeld hat noch eine Besonderheit. Der Anspruch geht — im Gegensatz zu den anderen Schadensersatzansprüchen — nicht auf die Erben über, es sei denn, daß er eingeklagt worden ist. Wer das Erben ernst nimmt, muß also bei einem lebensgefährlichen Unfall seines Erbonkels sofort dem Schuldigen einen Zahlungsbefehl über ein Schmerzensgeld zustellen lassen. Das kann sogar „in Geschäftsführung ohne Auftrag" geschehen, wenn der Onkel das Bewußtsein verloren hat und gar nichts mehr davon erfährt. Wenn die Zustellung vor dem Ableben des Verletzten erfolgt, so ist das Schmerzensgeld für die Hinterbliebenen gerettet.

Dr. Peter Paulsen.

...om Büchertisch

Sieben tapfere Mütterlein

Das Buch handelt „auch" vom ...rieg, aber aus einer ganz neuen ...icht, und wer erst einmal ein... des Schicksals einen befriedigenden Ausgang beschied. Es klingt fast unwahrscheinlich, aber es ... Schlachtfeld an den heimischen Herd zurückzubringen. Herbert Reinecker, ein Autor von vierzig Jahren, der mit dem Bundesfilmpreis 1953 für das beste Drehbuch ausgezeichnet wurde, hat den Stoff in eine balladeske Form gekleidet, und seine eigenwillige Sprache gehört wohl dazu, um das frontnahe Erleben noch stärker zu unterstreichen. In oft atemberaubender Eindringlichkeit reihen sich die Bilder aneinander, und zwischendurch fragt man sich, wie der Autor das Wagnis zu Ende führen wird, und hinterher bedauert man, daß dieses Buch („Kinder, Mütter und ein General", erschienen im Verlag C. W. Leske, Darmstadt; 326 Seiten, Preis: 12,80 DM.) nicht schon um Jahre früher geschrieben wurde; denn an dieser Auseinandersetzung kann niemand vorübergehen. Jeder Mann und jede Frau müßten das Buch gelesen haben.

Die Tragödie eines Kaisers

In einer Darstellung, die an Hand völlig unbekannt gewesener mexikanischer Geheimarchive ergänzt werden konnte, zeichnet Egon Caesar Conte Corti das Schicksal des Kaisers Maximilian. In historisch einwandfreier Schau entsteht der Versuch des Habsburgers, dem mexikanischen Volk Frieden und Wohlstand zu bringen, bis er feststellen muß, daß seine Mission scheitert. (Fischer-Bücherei, Frankfurt a. M. und Hamburg, 250 Seiten, Preis: 1,90 DM.)

Die Alpenblumen-Märchen

Sie sind gewiß verwöhnt, die deutschen Märchenfreunde, die großen und die kleinen, aber die Märchenwelt, die Ernst Kreidolf ihnen mit seinen figürlichen Alpenblumen erschließt, ist so faszinierend und voller Leben, daß dieses schmucke Bändchen reine Freude auslöst (erschienen im Rotapfel-Verlag, Zürich; mit 17 mehrfarbigen Bildern, Preis: ...0,80 DM). Wohl sind die Verse ...u den einzelnen Darstellungen ...ür Kinder schwer verständlich, ...afür zwingt das Buch die Er...wachsenen um so mehr in seinen ...Bann.

... wird man Ihnen Schwierigkei-

...hütze 23. Nov. bis 21. Dezember

...ellen Sie sich in der kommen-...n Woche eintretenden Forderun-...nmen ablehnend gegenüber. Sie ...ieser Sache ein gewisses Recht, ...ht ungenützt lassen sollten. Am ...ird man Sie mit einer schwieri-...e betreuen.

...einbock 22. Dez. bis 20. Januar

...nen steht eine außerordentlich ...nstige Woche bevor. In Ihren ...en sehen die Dinge nicht gerade ... Sie sollten aber versuchen, sich ...ame zu trennen, denn hier droht ...r die Sie nicht unterschätzen

...assermann 21. Jan. bis 18. Febr.

... Herzensdingen sehen die Dinge ...n klein wenig komplizierter aus ...ber mit etwas Geschick und Di-...sen sich alle Dinge wieder ein-... geschäftlicher und beruflicher ...ben Sie Grund, außerordentlich ... sein.

...sche 19. Februar bis 20. März

...rmeiden Sie es nach Möglichkeit, ...h mit einer Dame zu streiten, ...r versuchen, Sie zu ärgern. Ge-... ihre Scherze nicht ein. Trotz ...n Pläne dürfen Sie die etwas ...h erscheinenden Dinge der Woche ...hen.

Okular: das war erst Nummer 1; Nummer 2 kommt jetzt mächtig heran. Ein Schlachtschiff älterer Bauart. Welches, kann jetzt nicht festgestellt werden und ist auch weniger wichtig, als es zu treffen. Schon steht das Boot viel zu nahe auch an diesem zweiten, das da heranwuchtet. v. Tiesenhausen muß erst noch etwas ausholen mit seinem Boot, weil er sonst zu sehr herankommt.

Wird dieser Riese auch sinken, wenn man ihn wirklich trifft? Schlachtschiffe haben unzählige Schotten in ihrem Innern, die eine Abteilung von der anderen abschließen. Durch sie wird ein Wassereinbruch lokalisiert. Die Vernichtung eines Schlachtschiffes gilt als weitaus höchste Leistung im Seekrieg; denn diese bilden ja das Rückgrat jeder Flotte. Und nun gar mit einem winzigen Tauchboot, ganze 500 Tonnen groß, gegen 30 000! Das wäre eine Sache.

Mit allen Mitteln wird herangedreht. Steuerbord-E-Maschine äußerste Kraft voraus, die andere gestoppt. Ruder hart backbord dreht das Boot an. Anders wirkte sich die Ruderlage nicht genügend aus, wenn v. Tiesenhausen überhaupt noch zum Schuß kommen will. Alles verschiebt sich so maßlos schnell.

Jetzt wird das Schlachtschiff im Fadenkreuz immer breiter. „Fächer fertig!" Nur der Schußwinkel, den das Boot bildet, ist noch zu groß, über 90°. Aber der Schuß kann noch nicht fallen. Das Boot ist fast genau querab vom Ziel, dessen mittlere Partie das Sehrohrbild voll ausfüllt. Alles klar, nur das Boot ist noch nicht weit genug zum Gegner herum. Wird es kommen, ehe auch der vorbei ist? Vom Bugraum immer noch „Hartlage!" Ja! Ist das ein Ziel! Endlich! „Fächerrr . . ." befiehlt v. Tiesenhausen — . . . „losss!"

Drittes Schlachtschiff setzt zum Rammstoß an

Wie beim Schulschießen verlassen die vier Aale in ordnungsmäßigem Abstand das Boot. Nur so nebenbei stellt der Kommandant das fest. Im schnellen Weiterdrehen des Sehrohrs hat er gerade noch bemerkt, daß das dritte der Schlachtschiffe als eine gewaltige graue Stahlmasse auf ihn zukommt. Ein gigantischer Berg. Schnell herunter mit dem Boot!

Eine verdammt schwierige Aufgabe für den Leitenden Ingenieur, Obltn. (Ing.) Siegert. Geringe Fahrt im Boot — vier Torpedos haben es hintereinander verlassen, also steigende Tendenz vorn, bis dort nachgeflutet ist; dazu starke Ruderlage, und obendrein gewaltige Massenbewegungen in nächster Nähe. Zwar geht das Boot zunächst wirklich etwas tiefer, kommt dann aber doch heraus. Der Zentralemaat hat ordnungsgemäß sofort den Gewichtsverlust vorn an Wasser dorthin nachzufluten begonnen.

Aber: „Herr Oberleutnant!" kommt es aus der Zentrale in den Turm, „Boot ist mit der Oberkante Turm heraus".

Was das in diesem Augenblick bedeutet, weiß nur der Kommandant. Es kann nur eines kommen: der Rammstoß des Riesen, der ohnehin direkt auf das Boot zulief. Keiner sonst ahnt es.

„Turm räumen!" ruft v. Tiesenhausen unverzüglich. Augenblicklich wirft der Obersteuermann die Klamotten hinunter in die Zentrale. Dann schließt er, wie sie alle drunten sind, das Luk zwischen Zentrale und Turm. Vielleicht, hofft der Kommandant, wird nur der Turm beschädigt, wenn sie endlich noch hinabkommen. Wenigstens soll dies Schott dicht sein. Jeden Augenblick muß sich der Stoß ereignen, der Anprall, mit dem alles zu Ende sein kann. Der Dritte kam zu genau auf das Boot zu und war viel zu nahe. Taucht denn das Boot immer noch nicht.

Die Zentrale ist jetzt angespannteste Konzentration. Nur wie nebenbei werden erst drei Detonationen gehört, kurz darauf eine vierte; gar nicht sehr laut. Schraubengeräusche sind deutlich mit dem Ohr zu vernehmen.

Noch immer erfolgt der von v.Tiesenhausen erwartete Rammstoß nicht. Das dritte Schlachtschiff, die „Valiant", wie man später erfährt, hat auch alles getan, um es zu zerstören. Im Boot starren sie auf die Zeiger — — noch immer ereignet sich nichts; weder das Absinken, noch der Stoß. Endlich geht es doch hinab. Aber mit viel zu starker Vorlastigkeit rauscht das Boot durch. Egal! Erst mal weg!

Gerammt worden sind wir jedenfalls nicht, empfindet der Kommandant vorerst erleichtert. Knackgeräusche. Sollten das Schotten sein, die unter der Gewalt von Wassermassen auseinanderbrechen? Sollte das getroffene Schiff sinken? v. Tiesenhausen wagt es kaum zu hoffen, und im Augenblick hat er anderes, das seine ganze Aufmerksamkeit und Spannung in Anspruch nimmt. Die Manometer zeigen zunehmend Tiefe an. Doch bei 70 Meter werden sie unbegreiflich langsamer, bei 80 Metern stehen sie still. Sie stehen still. Jeden Augenblick müssen die Wasserbomben kommen. Was ist denn da los?

Verdutzt bleibt alles ruhig. Fieberhaft wird überlegt, was wohl der Grund für solches Verhalten des Bootes sein mag. Der Leitende wendet radikale Mittel an, um das Boot tiefer zu bringen. Aber nichts ändert sich.

Das alles spielt sich in Sekunden ab. Der Kommandant denkt unversehens an einen Fall im Atlantik. Es fällt ihm ein. —

„Frage: Vorderes Tiefenmanometer!" unterbricht seine Stimme die spannungsvolle Stille. Da „schaltet" der betreffende Mann blitzschnell, die richtige Manometergruppe wird angestellt. In diesem Augenblick muß allerdings dieser und jener einmal schlukken, der das Ergebnis sieht und es jetzt hört: Derart tief sind sie denn doch noch nie gewesen. „Endstellung!" kommt nämlich von vorn der Ruf. Derart tief, das ist gar nicht, das ist niemals vorgesehen!

Wie tief sind sie denn überhaupt? Schon längst knackt es unangenehm in der Bootsröhre, man hat nur nicht so darauf geachtet bei der Spannung, als jeden Augenblick der Rammstoß des Riesen erfolgen mußte, bei der völligen Konzentration darauf, das Boot wegzubringen. Das Holz der inneren Verkleidung wird von dem sich zusammenstauchenden Druckkörper tatsächlich schon hart gepreßt. Gibt es kein Halten mehr?

U-Boot geht auf 260 Meter Tiefe

Aber das Boot schafft es. Es entsteht kein Leck, keine undichte Stelle. Der L. I. fängt es auf, und es gelingt ihm auch, U 331 auf zivilere Tiefen zurückzubringen. Nach einer ganzen Weile erst beginnt der Zeiger am Tiefenmesser zu zittern. Dann kommt er in angegebene, aber keineswegs für das Boot vorgesehene Tiefenschichten zurück. Mindestens 260 Meter tief muß man gewesen sein. Für 100 Meter sind diese Boote konstruiert, wenn auch mit dreifacher Sicherheit, und so geht man auch mal auf 120, 130, ja 140 Meter, wenn es denn sein muß, um Wasserbomben zu entgehen. Aber 260!

Endlich kann von Gefechtsstationen weggetreten werden. Man tauscht Eindrücke aus. „Haben wir den Zerstörer denn getroffen?" fragt einer ahnungslos, der vom Maschinenraum jetzt durch die Zentrale kommt, und erfährt, daß es sich um ein Schlachtschiff gehandelt hat. Vorher war einfach keine Zeit dazu, die Männer zu unterrichten. Gegen 21 Uhr läßt von Tiesenhausen auftauchen und geht, nachdem er die Torpedierung eines Schlachtschiffes durch Funk gemeldet hat, auf seine bisherige Position.

Wie spielte sich der Vorgang an der Oberfläche ab?

Die vom Periskop beobachteten Signale hatten in der Tat eine Formationsänderung eingeleitet, zu deren Ausführung sich zunächst die beiden Zerstörer vorsetzten. Wäre U 331 nicht in eben diese Formationsänderung hineingeraten, die die Aufmerksamkeit des Gegners stark in Anspruch nahm, müßte man es festgestellt haben. Hätte es nicht in dieses Manöver hinein seinen Angriff gefahren, der Große hätte es sehr wahrscheinlich überkarrt, wie v. Tiesenhausen selbst sich ausdrückt. Das von ihm ohne klare Vorstellung und Absicht angeordnete Kreisschlagen vor dem Tauchen war durch die Verzögerung, die es brachte, sicherlich entscheidend.

Die bis dahin in Kiellinie steuernden Schlachtschiffe „Queen Elisabeth", „Barham" und „Valiant" mußten etwas nach Backbord eindrehen, um damit zu der neuen gestaffelten Formation zu kommen. Sogleich nach diesem Eindrehen wurde von der „Valiant" eine heftige Detonation auf dem mittleren Schiff, der „Barham", wahrgenommen. Die „Valiant" drehte bereits, nur etwa 130 Yards entfernt und nur 7° an Steuerbord ihren Kurs eben nach Steuerbord kreuzend, als dicht vor ihr ein U-Boots-Turm die Wasseroberfläche durchbrach.

Der Kommandant der „Valiant" befahl sofort „Hart Steuerbord! Äußerste Kraft voraus!", um dies Boot zu rammen. Da aber das große Schiff bereits im Drehen nach Backbord begriffen war und auf den neuen Kurs so schnell nicht gebracht werden konnte, verschwand der Turm des Bootes querab neben dem Schiff unbehelligt. Hätte dessen Angriff und das aus ihm folgende Auftauchen vorn nur um ein geringeres früher stattgefunden, es wäre bei der notwendig geringen Schußentfernung von der nachfolgenden „Valiant" wahrscheinlich gerammt und dann zweifellos vernichtet worden. Die Zeitverzögerung war aus der vollen Drehung des Bootes vor dem Tauchen zu erklären.

Solange der Turm des Bootes an der Oberfläche zu sehen war — 45 lange Sekunden —, versuchte man von der „Valiant" aus, es mit den leichten Maschinenwaffen zu treffen. Es befand sich aber derart dicht an deren Steuerbordseite, daß ihre Rohre nicht genügend gesenkt werden konnten und die Geschosse über Turm und Sehrohroberteil, die sichtbar waren, hinweggingen. Schließlich verschwand das deutsche Boot etwa 35 Yards von der Backbordwand des riesigen Schiffes entfernt, das nun seinerseits wiederum nach Backbord zurückdrehen mußte, um nicht in die noch in Fahrt befindliche „Barham" hineinzulaufen. Diese legte sich bereits stark über, und mit einer gewaltigen Detonation flog sie plötzlich buchstäblich auseinander.

Von den vier Torpedos hatten drei getroffen, einer die Munitionskammer. Das war die vierte Detonation, die im Boot gehört wurde und die zur Folge hatte, daß das 31 100-Tonnen-Schlachtschiff 4 Minuten 45 Sekunden nach dem ersten Treffer auseinanderflog und sank.

Eine Tatsache, die vom Gegner erst zwei Monate später zugegeben wurde.

(Fortsetzung folgt)

Das nächste Mal lesen Sie:

Das U-Boot-Sterben beginnt 1943

770218

Wassermühlen



In einem kühlen Grunde ...

Dichter besangen sie, Wilhelm Schott malte sie – Wassermühlen, die früher an jedem rauschenden Bach klapperten

770220



Die 1248 erbaute Grander Mühle im Sachsenwald ist Deutschlands älteste Wassermühle. Als Wilhelm Schott sie 1930 malte, war sie bereits stillgelegt

▷

Das zerbrochene Ringlein

Von JOSEPH VON EICHENDORFF (1788–1857)

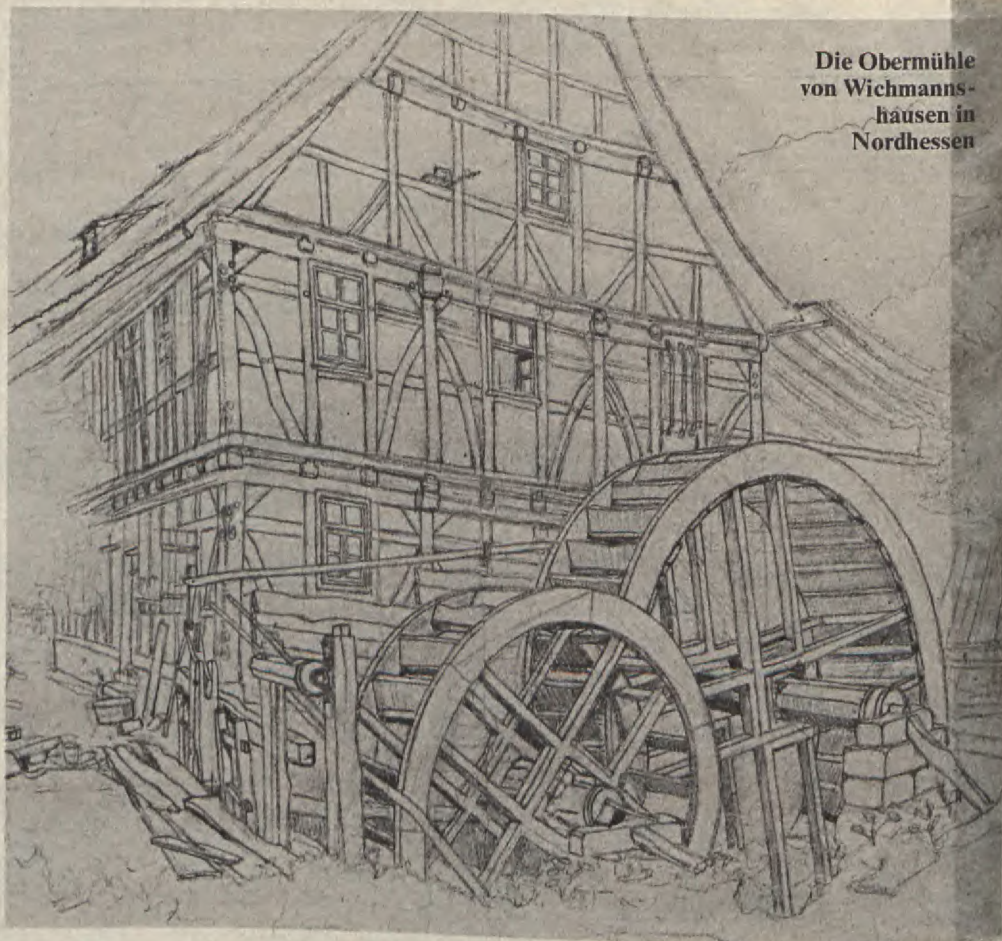
In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

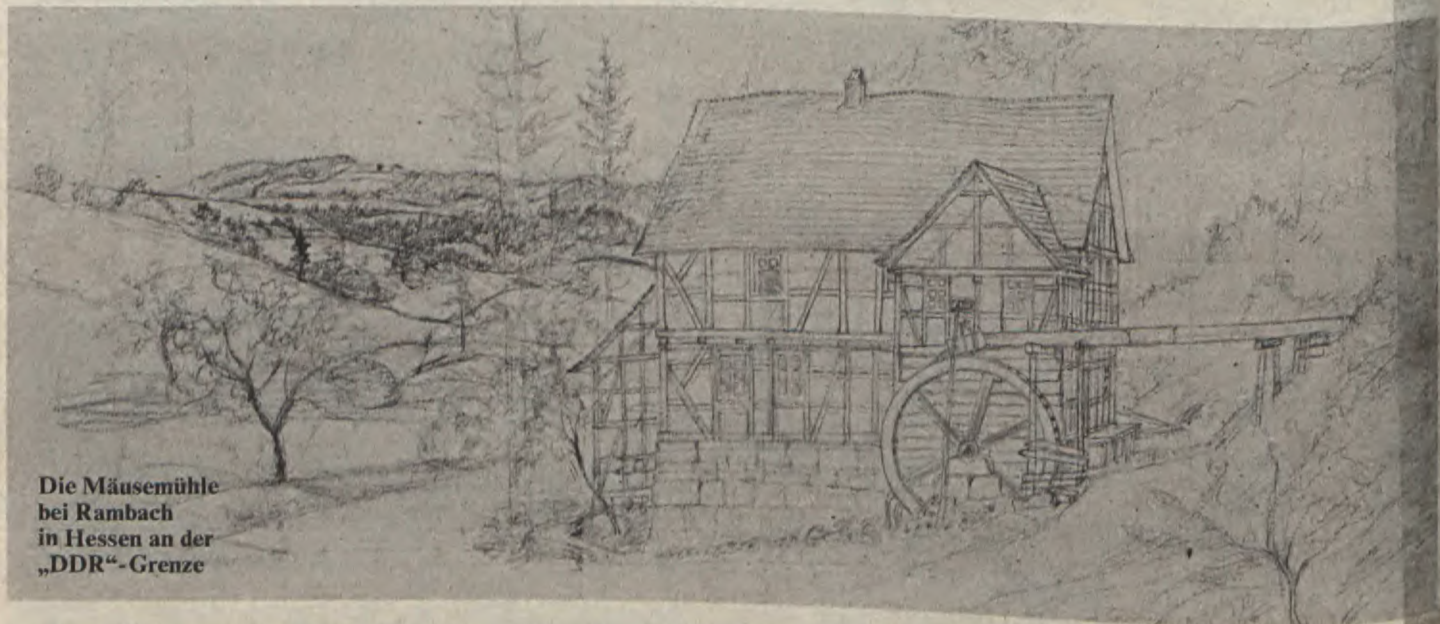
Ich möcht als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will –
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!



Die Obermühle von Wichmannshausen in Nordhessen



Die Mäusemühle bei Rambach in Hessen an der „DDR"-Grenze

Die Mühlen

Von FRIEDRICH GEORG JÜNGER (1898–1977)

Oft faßt den Wanderer ein Grausen,
Hört er im Tal die Mühlen gehen,
Die Räder, die saturnisch sausen,
Die Wasser, die sich dunkel drehen.

O welches Reiben, Wehn und Klirren
Von Sieb und Hauen, wie es schüttelt!
Wie ächzt es laut in den Geschirren,
Das nimmermüde Werk, es rüttelt.

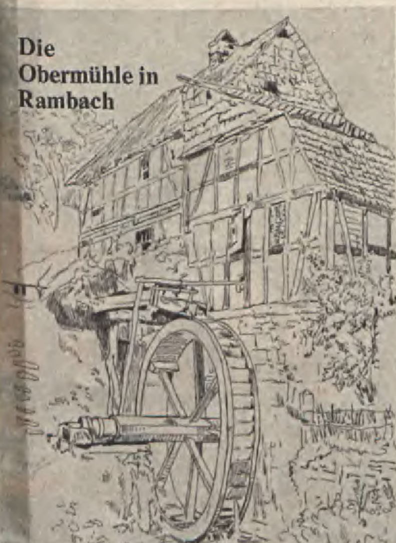
Hier ist kein Ruhen, kein Verweilen.
Wie Hungernde, die durch die Leere
Der Zeiten rastlos fliehn und eilen,
So stürzen rauschend über Wehre

Die wilden Wasser auf die Reise,
Das Mahlwerk ächzt, und Riemen, Scheiben
Und runde Steine gehn im Kreise,
Nichts will an seinem Orte bleiben.

© VERLAG KLOSTERMANN

Die Oberm… Ramba…

Die … Gils… bei … haus…


Die Obermühle in Rambach

Wanderschaft

Von WILHELM MÜLLER (1794–1827)

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn,
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

0 Wandern, Wandern, meine Lust,
0 Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn,
Und wandern.

Die Mühle

Von RAINER MARIA RILKE (1875–1926)

Du müde, morsche Mühle,
dein Moosrad feiert Ruh, –
Aus der Olivenkühle
schaut dir der Abend zu.

Der Bach singt wie verloren
Menschenlieder nach,
tiefer über die Ohren
ziehst du dein trutziges Dach.


Die Rabenmühle im Fuldatal bei Rotenburg


Die von Gilsa'sche Mühle bei Völkershausen in Hessen

Westermühlen

Von THEODOR STORM (1817–1888)

Die Heimat hier und hier dein erster Traum!
Das Mühlrad rauscht, so lustig stäubt der Schaum,
Und unten blinkt der Bach in tiefem Schweigen,
Ein Spiegelgrund, drin blau der Himmel ruht.
Vom Ufer rings mit ihren dunklen Zweigen
Taucht sich die Erle in die klare Flut.
Horch, Peitschenknall und muntrer Pferdetrab!
Die Räder knirschen durch den feuchten Sand.
Halt an, halt an! Nun sacht den Berg hinab
Und durch den Bach zum andern Uferrand.
Dann wieder aufwärts links den Weg entlang
Hinauf zur Mühle mit des Kornes Last,
Wo von der Eiche unermüdlich klang
Der Stare fröhlich Plaudern hoch vom Ast.
Zehn Schritte noch, da steht im Schattengrunde
Der Linden halb versteckt das Müllerhaus;
Der Müller mit der Tabakspfeif im Munde
Lehnt in der Tür und schaut behaglich aus.

▷

770223



Die Grießmühle in Motzenrode bei Eschwege. Dieses Bild ist das erste Ölgemälde, das Wilhelm Schott schuf. Es entstand 192

FOTOS: ARTEMIS VERLAG MÜNCHEN IN EINEM KÜHLEN GRUNDE . . . BILDER VERSCHWUNDENER MÜHLEN VON WILHELM SCHOTT

Von dreihundert Mühlen stehen heute noch zwei

Von IRIS ROHWEDDER

„Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenschein."

Mit diesem Satz beginnt die bezauberndste Novelle des Dichters Joseph von Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts." Als der schlesische Freiherr sie 1826 schrieb, verdiente er seinen Lebensunterhalt als Jurist im preußischen Staatsdienst. Allein die wenigen Zeilen verraten die Meisterschaft des Romantikers. Kein anderer Ort als die Mühle ist als Ausgangspunkt der märchenhaften Reise des liebenswert-naiven Taugenichts vorstellbar.

Der rauschende Bach, das klappernde Mühlrad, die mahlenden Steine haben die Menschen seit je in ihren Bann gezogen.

„Die Mühle", erklärt der Schriftsteller Rolf Hochhuth, „ist ein archetypisches Gehäuse, ein Bild, das jedermann, und sei er sogar derart verweltstädtert, daß er nie in seinem Leben eine Mühle gesehen hat, in sich trägt seit Anbeginn."

Von Homer bis Hemingway haben Dichter über Müller und Mühlen geschrieben. Im 20. Gesang der Odyssee legt Homer einer Mühlenarbeiterin „prophetische Worte" in den Mund. Hemingways Roman „Wem die Stunde schlägt" beginnt: „Ein Fluß lief an der Straße entlang, und in der Tiefe des Passes sah er eine Mühle am Ufer ..." Auch Deutschlands Dichterfürst Goethe kam ohne Mühlen-Metapher nicht aus. Im Faust I. gesteht ein Schüler: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Keine Dichtergeneration aber hat so häufig Mühlen besungen wie die Romantiker.

Seine schönsten Mühlenverse dichtete Joseph von Eichendorff bereits als 22jähriger 1810: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad . . ." Angeregt wurde er durch ein Volkslied, in dem es heißt: „Da drunten in jenem Tale, da treibt das Wasser ein Rad, das treibt nichts als Liebe, vom Abend bis wieder am Tag."

Der Dessauer Dichter Wilhelm Müller schrieb 1816 einen Zyklus „Müller-Lieder", den Franz Schubert 1823 vertonte. Eins der Lieder ist „Das Wandern ist des Müllers Lust."

Zur selben Zeit schuf der Leipziger Lehrer und Musiker Ernst Anschütz Text und Musik von „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach."

Zu den Mühlendichtern der Romantik zählen auch Adelbert von Chamisso und Clemens von Brentano, Justinus Kerner und Nikolaus Lenau.

In der nächsten Dichtergeneration haben u. a. Theodor Storm, Eduard Mörike, Heinrich Heine das Thema aufgegriffen. Wilhelm Busch bedichtete und zeichnete mehrfach Mühlen. In einem Brief des 40jährigen Karikaturisten heißt es: „Der Müller in der alten Mühle mitten im Dorf (Ebergötzen, wo Busch aufwuchs) ist seit meinem zehnten Jahr mein bester Freund. Alljährlich besuche ich ihn und schlafe noch immer gut beim Rumpumpeln des Mühlwerks und dem Rauschen des Wassers."

Als Busch das schrieb, waren die Müller noch reiche, angesehene Leute. Als nach der Jahrhundertwende Rainer Maria Rilke und Friedrich Georg Jünger, Gottfried Benn und Bert Brecht über Mühlen dichteten, hatte das Sterben der Wind- und Wassermühlen bereits begonnen.



Wilhelm Schott, 87, malte das Bild „Riedmühle bei Ulfen" 1929

Im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts entstanden die ersten „Kunstmühlen". Nicht mehr Rad und Flügel trieben sie an, sondern Dampfmaschinen und Turbinen. Das Getreide wurde nicht mehr von schweren Mühlsteinen zerrieben, sondern durch Walzen. Diese Mühlen waren weit leistungsfähiger. Denn nicht nur Gottes Mühlen – auch Wassermühlen mahlen langsam: gerade zwei Zentner Getreide an einem Tag.

Und: die Mühlsteine mußten regelmäßig nachgeschärft werden. Der Dichter Stefan Andres, Sohn eines Müllers bei Trier, hat diese Arbeit in dem Roman „Der Knabe am Brunnen" beschrieben. „Alsdann nahm der Vater seinen Schärfhammer ... und begann auf den Stein zu schlagen. ‚Pick-pick-pick' machte es, die Funken stoben, winzige, helle Steinchen flogen umher, und der Vater rief mir zu, ich sollt ja nicht zu nahe kommen."

Zur tödlichen Konkurrenz für die Flügel- und Wassermühlen wurden die Großmühlen in den zwanziger Jahren. Sie holten nun mit Lastwagen von den Höfen das Getreide ab und gaben dafür sofort Geld und Futtermittel. Die Bauern, die bisher ihr Getreide selbst zur nächsten Mühle gefahren und einige Tage später gemahlen abgeholt hatten, zogen dieses System natürlich vor. Den kleinen Mühlen fehlte das Geld für Lastwagen: als Malterlohn erhielt der Müller nur drei Gulden und 16 Pfund Mehl pro Zentner Getreide.

1926, genau 100 Jahre nachdem Eichendorff seinen Taugenichts geschrieben hatte, malte Wilhelm Schott sein erstes Ölbild von einer Mühle. Der Feilenmachersohn aus Kassel wollte ursprünglich Maler werden, doch der Vater überredete ihn, den Lehrerberuf zu ergreifen. Nach Ende des 1. Weltkriegs wurde er in das kleine Hessendorf Röhrda in der Nähe von Eschwege versetzt. In diesem Dorf gab es sieben Wassermühlen.

Schott erlebte, wie die Müller verarmten, ihre Mühlen verfielen. Er beschloß, die untergehenden Mühlen für die Nachwelt zu erhalten – auf dem Papier.

Zehn Jahre lang fuhr der Dorflehrer jeden Nachmittag, an dem es nicht regnete, mit seinem Fahrrad zu den Mühlen in der Umgebung; in den Ferien machte er Studienreisen nach Bayern oder Niedersachsen. Die schönsten Mühlen zeichnete er und malte er: im Laufe der zehn Jahre entstanden so mehrere hundert Skizzen und vierzig Gemälde. Die Mühlen, die sie zeigen, sind fast alle verschwunden.

Der Siebenundachtzigjährige, der heute in Eschwege lebt:



FOTOS: ARTEMIS VERLAG MÜNCHEN, IN EINEM KÜHLEN GRUNDE ... BILDER VERSCHWUNDENER MÜHLEN VON WILHELM SCHOTT

stand 192



Die Angermühle in Röhrda. Sie war die schönste der sieben Mühlen des Dorfes, in dem Wilhelm Schott als Lehrer arbeitete.

„Vor 50 Jahren standen im Umkreis von 50 Kilometern hier noch rund 300 Mühlen. Heute gibt es nur noch zwei, die ich beide damals nicht gemalt habe. Sie waren zu uninteressant."

Das Mühlensterben hat sich fortgesetzt: vor 25 Jahren wurden in der Bundesrepublik 14 000 Mühlen gezählt, heute sind es 2000.

Wenn heute noch vereinzelt am rauschenden Bach ein Mühlrad klappert, dann meistens, um Touristen anzulokken. Mühlenromantik ist bei den Städtern gefragt: allein im Westerwald wurde ein Dutzend ehemalige Wassermühlen zu Pensionen umgebaut.

Aber die Zeiten haben sich geändert: Das Rumpumpeln der Mühle, das Busch so schätzte, wiegt die Gäste nicht mehr in den Schlaf. ■

Der Wanderer in der Sägemühle

Von JUSTINUS KERNER (1786–1862)

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein!

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

770226

Wettervorhersage
Bauernregeln

770227

Aussaat und Ernte im altniedersächsischen Brauchtum

Gerhard Seiffert berichtet über Arbeits- und Wetterregeln unserer bäuerlichen Vorfahren

Enger und inniger als heute waren einst unsere niedersächsischen Vorfahren auf dem Lande mit ihrem Boden und ihrer Arbeit verbunden. Das zeigte sich vor allem in den vielfältigen, von Generation zu Generation getreulich überlieferten Arbeits- und Wetter-Regeln wie in den Sitten und Gebräuchen. Diese rankten sich vor allem um den Segen der Erde, um Aussaat und Ernte.

Der Winterroggen zum Beispiel wurde nach Kreuzerhöhung, dem 14. September, gesät. Er mußte am Walpertstage, dem 1. Mai, so hoch sein, daß ein Rabe sich darin verstecken konnte. Von der Blüte an sollte das Korn noch acht Wochen lang auf dem Halme stehen, denn 14 Tage lang blüht es, 14 Tage lang setzt es an, 14 Tage lag es still und ebenso lange reift es. Wenn der blühende Roggen sich wellenförmig im Winde bewegte, so sagte man, daß wilde Sauen durchlaufen. Gerste mußte man säen, wenn das Holz grün wurde, also im April und nicht später, denn im Volksmund hieß es: „Gerste im Mai gibt lauter Spreu".

Hülsenfrüchte, so wußte es einst der alte Volksglaube, durfte nicht an Tagen gesät werden, die mit „tag" endigen, also nur am Mittwoch oder Sonnabend, sonst würden sie nicht weich beim Kochen. Erbsen sollte man vor Sonnenaufgang säen. Eine allgemeine Regel galt: Was unter der Erde wächst, muß bei abnehmendem und was darüber wächst bei zunehmendem Monde gesät werden, sonst ginge es leicht in Samen und nicht in Frucht. Von Wicken und Rüben sagte man: Am Sankt Kilian (8. Juli) säe Wikken und Rüben an. Leinsamen mußte man am 100. Tag des Jahres, also am 10. April, säen. Der Leinsamen wurde mit großen Schritten aufs Feld getragen und dann der Sack auf der Morgenseite des Ackers aufgestellt. War das Säen beendet, so wurde der leere Sack in die Höhe geworfen, um damit anzudeuten, wie hoch der Flachs werden solle.

Erntewetter und Erntespruch

Welches Wetter wünschte sich nun der Landmann in der Ernte? Man sah es gern, wenn es bis zu Pfingsten regnete, ebenso war bis Johanni, 24. Juni, Regen nicht unwillkommen. Dann aber wünschte sich der Bauer heiteres, sonniges Wetter. Daher der Spruch: „Vör Johanni schall de ganze Gemeine um Rägen bät'n, nach Johanni dät's een ohl Wiew allein". Allgemein bekannt ist auch heute noch, daß, wenn es an Siebenschläfer, dem 27. Juni regnet, es noch weitere sieben Wochen regnet, weniger dagegen, wenn am 1. August Regen fällt, dann wird das Korn teurer, und wenn es auch auf Weidenbäumen wüchse.

War das Getreide abgemäht, setzte man es in Kreuzhaufen, die oft so umfangreich waren, daß sie eine Mandel, 15 Stück, hergaben. Sobald der Bauer zum ersten Mal sich auf dem Erntefeld sehen ließ, wurde ihm von einer Garbenbinderin ein Strohseil oder ein Feldblumenstrauß an den Arm gebunden und dabei in einigen Gemeinden unserer Heimat der Spruch aufgesagt: „Heute morgen, da ich früh aufstand, hört' ich ein Glöcklein läuten. Da dachte ich in meinem Sinn: was wird das wohl bedeuten? Es hat bedeutet dieser Tag, daß ich unseren Herrn anbinden mag. Doch geschieht's im Guten, nicht im Bösen, und ich hoffe, er wird sich lösen, und ist es auch kein Gläschen Wein, so kann es auch beim Bier und Branntwein sein." Dieser Spruch war gebietsweise unterschiedlich, wurde natürlich in mundartlicher Sprache vorgetragen, endete aber stets mit der Bitte um eine flüssige Spende, da dann die Erntearbeit flotter weitergehen würde. – Mit dem letzten Fuder wurde der Erntekranz hereingebracht, worauf der Ernteschmaus und heiterer Tanz folgten.

Das Aussaat-Orakel

Ging erst der Wind über die Haferstoppeln, so war der Herbst nahe. Doch vorher suchte man sich zu vergewissern, ob man die nächste Aussaat früh oder spät vornehmen sollte. Um dies zu ermitteln, pflegte man am 10. August drei volle Kornähren in die Erde zu stecken und mit Nummern zu bezeichnen. Trieb Nr. 1 zuerst, so hielt man das für ein Zeichen, das Winterkorn früh zu bestellen, schoß Nr. 3 zuerst, so wurde eine späte und bei Nr. 2 eine mittlere Bestellzeit gewählt.

Die Schnitter erhielten früher den „Zehnten" für ihre Arbeit, das war das zehnte Mandel (15 Garben) von Roggen, Weizen, Bohnen und Erbsen. Dagegen von Gerste und Hafer nicht, diese wurden mit Geld entschädigt. Das Dreschen begann zu alten Zeiten erst, wenn die ganze Feldarbeit draußen beendet war, meist zur Winterszeit. Auch die Dreschzeit wurde mit einer kleinen Feier abgeschlossen, wobei es immer vergnügt herging. Die Drescher durften dabei alles mit nach Hause nehmen, was an Speisen und Getränken nicht verzehrt worden war. Lässige Drescher dehnten zuweilen ihre Arbeit bis in den frühen Sommer aus. Heute dagegen räumt der Mähdrescher in kurzer Zeit mit dem Getreide auf. Praktischer und vorteilhafter ist dies jedenfalls, aber die Poesie ist dabei verloren gegangen.

Dank für das neue Brot

Ein besonders schöner Brauch sei zum Abschluß nicht vergessen: Kam das erste Brot von der neuen Ernte auf den Tisch, so mußte jedes Mitglied der Familie, wie auch alle zum Hof Gehörigen, die am Tisch versammelt waren, ein Vaterunser beten. Das geschah aus Dank gegen den gütigen Vater im Himmel, der wieder neues Brot gespendet hatte. Eine ebenso sinnige Sitte war es auch, wenn wohltätige Leute diesen oder jenen Armen schon vor der Ernte einige Laibe von dem ersten neuen Brot „angelobten".

Man mag heute in unserem modernen, aufgeklärten Zeitalter über diese alten Sitten und Gebräuche hie und da mitleidig lächeln, so waren sie doch einstmals unseren niedersächsischen Vorfahren Jahrhunderte hindurch ein sie mit ihrer Arbeit zutiefst verbindender Lebens- und Glaubens-Inhalt.

770228

Alte Bauernregeln

Dem Korn unter dem Schnee tut die Kälte nicht weh.— Januarsonne hat weder Kraft noch Wonne. — Januar warm, daß Gott erbarm'! — Wie der Januar — so der Juli.

Die heilige Agathe ist reich an Schnee. — Ist der Februar mäßig kalt, keine gute Ernte fallt.

Lang Schnee im März bricht dem Korn das Herz. — Märzenschnee ist Dung der Saat. — Der böse März hat ein arges Herz — Soviel Nebel im März, soviel Frost im Mai — Im März soll es so kalt sein, daß den Raben die Eier erfrieren.

Aprilregen großer Segen. — Ist Ambrosius (4. April) schön und rein, wird St. Florian (4. Mai) dann wilder sein.

Der Florian, der Florian noch einen Schneehut setzen kann. — Regen im Mai — viel Klee und Heu!

Juni kühl und trocken, dann gibt's was in die Milch zu brocken. — Reif in der Juninacht, dem Bauern Beschwerde macht.

Wie der August heuer war, wird sein der nächste Februar. — Gewitter am Bartholomä (24.) bringt oft Hagel und Schnee. — Was der August nicht vermocht, kein September mehr kocht. — Je mehr der heilige Dominikus (6.) schürt, desto ärger man im Winter friert.

Der September entspricht dem März, wie der Juni dem Dezember. — Wenn im September viel Spinnen kriechen, sie einen harten Winter riechen. — Willst du Korn haben im Überfluß, sä' es am Ägidius (1. 9.).

Im Oktober Sturm und Wind, uns den frühen Winter künd't. —

Hängt das Laub bis zum November hinein, wird der Winter ein langer sein. — Wenn im November die Bäume blühn, wird der Winter sich lange zieh'n. — Wenn Allerheiligen (1. 11.) klar und helle, dann sitzt der Winter auf der Schwelle. — Fällt das Buchenlaub früh und schnell, wird der Winter streng' und hell. — Sankt Elisabeth (19. 11.) kündet an, was der Winter für ein Mann.

Bleibt der Winter fern, so nachwintert es gern.

770229

1. **Chronologische Charakteristika für 1977:**

Goldene Zahl	2	Sonntagsbuchstabe	B
Epakte	10	Sonnenzirkel	26

Das Jahr 1977 unserer **christlichen Zeitrechnung** ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und beginnt am Sonnabend, dem 1. Januar 1977.

Das Jahr 1977 entspricht dem Jahr 6690 der Julianischen Periode. Das jüdische Jahr 5738 beginnt am 13. September 1977.

Die **Russen** zählen ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl; am 12. Juni 1923 ist auch in der Sowjetunion der Gregoriasche Kalender eingeführt worden.

Die Araber, Perser und andere Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Flucht von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred (Hedschra) genannt wird. Sie beginnen am 12. Dezember 1977 das Jahr 1398.

In der **Türkei** gilt ab 1. 1. 1926 der Gregorian. Kaländer.

Der Unterschied zwischen dem Gregorianischen Kalender (Kalender neuen Stils seit 1582 n. Chr. Geb.) und dem Julianischen Kalender (Kalender alten Stils seit 46 v. Chr. Geb.) beträgt seit dem 14. März 1900 13 Tage, für das 19. Jahrhundert bis zum 12. März 1900 12 Tage und für jedes weitere zurückliegende Jahrhundert 1 Tag weniger.

2. **Finsternisse.** Im Jahre 1977 finden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondfinsternis statt: 1. Partielle Mondfinsternis am 4. April, in Deutschland sichtbar. — 2. Ringförmige Sonnenfinsternis am 18. April, in Deutschland nicht sichtbar. — 3. Totale Sonnenfinsternis am 12. Oktober, in Deutschland nicht sichtbar.

3. **Die vier Jahreszeiten**

Frühlingsanfang 20. März, Sommersanfang 21. Juni, Herbstanfang 23. September, Wintersanfang 22. Dezember

4. **Die vier Quatember**

20. März, 25. Mai, 5. Oktober, 30. November.

5. **Die alten und heutigen Monatsnamen:**

Lateinische Namen	Altdeutsche Namen	Heutige Namen
1. Martius	Lenzmond	März
2. Aprilis	Ostermond	April
3. Maius	Wonnemond	Mai
4. Junius	Brachmond	Juni
5. Quintilis	Heumond	Juli
6. Sextilis	Erntemond	August
7. September	Herbstmond	September
8. October	Weinmond	Oktober
9. November	Windmond	November
10. Dezember	Christmond	Dezember
11. Januarius	Schneemond	Januar
12. Februarius	Hornung	Februar

2. In unseren Landen war in früheren Jahrhunderten der **Julianische Kalender** in Gebrauch, den Julius Cäsar im Jahre 45 v. Chr. einführte. Nach diesem Kalender folgte auf je 3 Gemeinjahre von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen, oder das Jahr hatt eine durchschnittliche Länge von $365^1/_4$ Tagen. Aber mit der Zeit ergab sich durch genauere Beobachtung, daß die wirkliche Länge des Jahres, die durch den Wiedereintritt der Sonne in das Zeichen des Widders bemessen wird, etwas kleiner ist, und daß der Unterschied sich schon auf mehrere Tage belief. Deshalb führte Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 den nach ihm benannten **Gregorianischen Kalender** ein, welcher unter Wegwerfung der zuviel gezählten Tage zu der vorigen Einschaltung noch die Bestimmung hinzufügte, daß jedes volle Jahrhundert, welches nicht durch 400 teilbar ist, kein Schaltjahr sein solle. Dieser Kalender trat bei den Katholiken allgemein in Kraft, die protestantischen Stände Deutschlands dagegen nahmen ihn mit einigen Verbesserungen erst 1700 an, worauf 1777 eine Einigung unter dem Namen des allgemeinen **Reichskalenders** stattfand. Alle übrigen evangelischen Länder sind seitdem nachgefolgt. Nur die Bekenner der griechischen Kirche rechnen noch heute nach dem julianischen Kalender und sind seitdem gegenwärtig um 13 Tage hinter unserer Zeitrechnung zurück.

3. **Ostern** wird an dem Sonntage gefeiert, welcher auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsanfang folgt. Bei dieser Bestimmung wird Frühlingsanfang auf den 21. März angenommen, und der Vollmond nicht astronomisch, sondern durch die Epakte ermittelt.

Der **Ostervollmond** kann hiernach nicht früher als auf den 22. März (zuletzt 1818) und nicht später als auf den 25. April (zuletzt 1943) fallen.

II. Alphabetisches Verzeichnis der bekanntesten Kalendertage

St. Aegidius 1. Sept.
Allerheiligen 1. Nov.
Allerseelen 2. Nov.
Ambrosius 4. April
Andreas 30. November
Anna 26. Juli
Antonius 17. Jaonuar
Apollonia 9. Februar
Apostel-Teilung 15. Juli
Augustinus 28. August
Barbara 4 .Dezember (1)
Bartholomäus 24. August
Benediktus 21. März
Bernhard 20. August
Bonifazius 5. Juni
Dionysius 9. Oktober
Fabian, Sebastian, 20. Jan.
Franziskus 4. Oktober
Gallus 16. Oktober
St. Georg, Ritter, 23. April
Gertrud 17. März
Gregorius 12. März
Heil. 3 Könige 6. Januar
Jakobus major 25. Juli
Johannes 27. Dezember
Johannes der Täufer 24. Juni
Johannis Empfängnis 24. Sept.
Johannis Enthauptung 29. Aug.
Josephus 19. März
Katharina 25. November (2)
Kilian 8. Juni
Kreuzes Erfindung 3. Mai
Kreuzes Erhöhung 14. Sept.
Lukas 18. Oktober
Luzia 13. Dezember
Mariä Reinig. (Lichtm.) 2. Febr.
Mariä Verkündigung 25. März
Mariä Heimsuchung 2. Juli
Mariä Himmelfahrt 15. Augl.
Mariä Geburt 8. Sept.
Mariä Opferung 21. Nov.
Mariä unbefl. Empfängn. 8. Dez.
Maria Magdalena 22. Juli
Markus 25. April
Margaretha 13. Juli
Martini 11. November
Matthäus 12. September
Matthias 24. Februar
Michaelis 29. September
Nikolaus 6. Dezember
Pankratius 12. Mai
Pauli Bekehrung 25. Januar
Petrus u. Paulus 29. Juni
Petri Stuhlfeier 22. Februar
Petri Kettenfeier 1. August
Philippus u. Jacobus 1. Mai
Servatius 13. Mai
Sieben Brüder 10. Juli
Sieben Schläfer 27. Juni
Simon u. Judas 28. Oktober
Stephanus 26. Dezember
Sylvester 31. Dezember
Thomas 21. Dezember
Unschuldige Kinder 28. Dez.
Urbanus 25. Mai
Valentin 14. Februar
Vitrus 15. Juni
Walpurgis 1. Mai

Zu (1) und (2): Die Heiligen St. Barbara und St. Katharina und u. a. auch St. Christophorus hat Paul VI. im Mai 1969 durch eines seiner Ministerien abschaffen lassen, weil diese Heiligen „so gut wie sicher" nicht gelebt haben sollen.

770230

770231

Wettervorhersage aufgrund heimatkundlicher Indizien

Ein Nachwort zu einer Vorhersage im November 1978

3.3.79

Unsere langfristige Wettervorhersage im November 1978 auf Grund heimatkundlicher Indizien, also durch Heranziehung alter Wetterchroniken, war richtig. Der Winter 1978/79 kann schon jetzt als lang, kalt und schneereich gekennzeichnet werden. Die richtige Prognose wurde vor drei Monaten aus der Tatsache gefolgert, daß die schweren Novemberstürme, die in den vorigen Jahren verheerende Auswirkungen hatten, ausgeblieben waren, und eine Nordostströmung an die Stelle der Nordwestdrift getreten war.

Die Umstellung der großen Wetterlage im November vorigen Jahres stabilisierte sich in der Folgezeit und hielt – von kurzen Unterbrechungen abgesehen – bis in unseren Tagen stand. Die alten Wetterchroniken bekunden, daß eine solche Umstellung von der Westdrift zur Ostdrift im Monat November fast immer einen sehr kalten und langen und oft auch einen sehr schneereichen Winter im Gefolge hat. Das gilt in ganz besonderer Weise dann, wenn diese Umstellung nicht ins Extreme der Windrichtung fällt, das heißt, wenn statt einer richtigen Ostdrift nur eine Nordostdrift erreicht wird.

Dies war in den vergangenen Monaten der Fall. Unsere heimischen Wetter-Chronisten reden in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Und es soll hier einiges davon in Erinnerung gebracht werden. Der erste lange und bitterkalte Winter, den unsere Heimat-Chronisten registriert haben, ist der Winter 1709. Damals wurde das Wild zahm und die Sperlinge fielen tot aus der Luft. Der bekannte Lunser Pfarrer und Postillen-Verfasser Johann Ebel (1703 – 1738) berichtete u. a., daß den Milchkühen damals in den Stallungen die Euter und Beine erfroren.

Der zweite chronologisch erfaßte strenge und lange Winter begann Anfang Oktober 1740 und dauerte fast ohne Unterbrechung bis Ostern 1741. Damals barsten im „Mallen" des Hoyaer Landes die tausendjährigen Mammut-Eichen und auch die Steine. Viele Gewässer, vor allem die Teiche, waren nach den Bekundungen des Historiographen Hüne bis auf den Grund zugefroren.

Dieser wahrhaft sibirische Winter hatte im Kurfürstentum Hannover, das damals seit einigen Jahrzehnten durch eine Personalunion mit England verbunden war, eine gefährliche Hungersnot und eine große Teuerung im Gefolge. Der tatkräftige Landesherr kaufte im Herbst 1741 für eine halbe Million Taler Roggen in Livland ein, um die Not seiner welfischen Untertanen zu lindern.

Ungewöhnlich streng und lang waren nach den Bekundungen des Eitzendorfer Pfarrers und Heimatchronisten Wilhelm Soltmann (1905) auch die Winter der Jahre 1844/45, 1870/71 und 1890/91. In dem letzteren Winter wurden fast alle Ströme in Deutschland zum Stehen gebracht und sie blieben den größten Teil des Winters im Eis. Die stärksten Eisbrecher erwiesen sich damals als ohnmächtig gegenüber den Eismassen.

Der gewaltige Schneefall, der sich wie in diesem Jahr meterhoch auftürmte, brachte damals vielen Menschen in den Städten lohnende Beschäftigung. Das Wild aber verhungerte in großen Scharen, und die Landwirte hatten große Not mit der Fütterung des Viehs. Viele Bauern sahen sich genötigt, den Viehbestand drastisch zu reduzieren. Infolge dieser Notverkäufe gingen die Viehpreise stark zurück.

Der lange und bitterkalte Winter des Jahres 1844/45 dauerte vom 30. November bis zum 23. März. Noch höhere Kältegrade als in den vorgenannten Wintern des vorigen Jahrhunderts herrschten im Januar 1893. Damals wurden in den Kreisen Verden und Nienburg und in den alten Grafschaften Hoya und Diepholz bis zu 30 Grad minus Celsius gemessen.

In Lappland, der Heimat der neuen Lunser Pfarrfrau Stockstrom, sank das Thermometer am 14. Januar 1893 sogar auf 60 Grad unter Null. Sehr lange und kalte Frühjahrswinter traten in den Jahren 1901 und 1929 ein. Der letztere ist bei der älteren Generation noch in lebhafter Erinnerung. Die tiefsten Temperaturen wurden damals Mitte Februar gemessen. Diese strengen Winter gingen erst im Frühlingsmonat März zu Ende.

Es ist wahrscheinlich, daß auch der lange, kalte und schneereiche Winter dieses Jahres noch ein paar Wochen regieren wird. Gewiß ist allerdings, daß der Frühling auch in diesem Jahr der ungewöhnlichen Winterkälte nachfolgen wird – zur vollen Bestätigung der bekannten Leixner-Verse:

„Es muß doch immer wieder Frühling werden!
Alljährlich blüht, so tief der Schnee auch lag,
erneute Pracht frohlockend aus der Erden –
Nur nicht verzweifeln, jeder Nacht folgt ein Tag!"

Kurt Asendorf

770232

Der Hundertjährige enthält viele Irrtümer

Ein Beitrag über Entstehung, Verbreitung und Aberglaube

Ein neues Jahr hat begonnen, der Kalender für 1984 ist aufgeschlagen. In ihm liest man in Stadt und Land, vor allem aber in den vielfältigen, gerade jetzt erschienenen niedersächsischen Jahreskalenderbüchern unserer Heimat, auffällige Hinweise auf den Hundertjährigen Kalender, der monatsweise Prognosen für das zu erwartende Wetter gibt.

Obwohl die städtische Bevölkerung den abergläubischen Vorstellungen weniger zuneigt als vielleicht die ländliche, ist sie gerade in bezug auf alle Witterungsfragen genau ebenso leichtgläubig wie kritiklos.

Es ist jedoch schon unzählige Male dargelegt worden, daß der einhundertjährige Kalender kein Vertrauen verdient, daß seine Existenz nur einem, besser mehreren, krassen Mißverständnissen zu verdanken ist. Dennoch trauen ihm zahllose Leute wie einem Dogma von unbezweifelbarer Zuverlässigkeit. Es sei daher nachstehend einmal seine Entstehungsgeschichte – nach den Erkenntnissen des Wissenschaftlers Prof. Dr. R. Hennig, 1949 – behandelt, um zu zeigen, wie wenig Verlaß auf diesen Wetterkalender ist:

Im Kloster Langheim bei Bamberg gab es um die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Abt namens Mauritius Knauer, der für die Witterung seines Wohnortes erhebliches Interesse hegte.

In den sieben Jahren von 1652 bis 1658 notierte er jeden Tag, wie sich das Wetter dort gestaltet hatte. Nach 1658 setzte er diese Arbeit nicht mehr fort, weil er in dem damals verbreiteten Wahn befangen war, daß das Wetter sich nach sieben Jahren zu wiederholen pflege.

Diese Vorstellung wurde bedingt durch den damaligen astrologischen Aberglauben vom Zusammenhang der Planetenstellungen mit allerlei Vorgängen im menschlichen Leben, insbesondere auch mit dem Wetter. Die sieben damals bekannten „Planeten" – das waren Sonne, Mond, Merkur, Mars, Jupiter und Saturn – sollten sich im „Regieren" abwechseln und jeder sein eigenes Wetter in immer gleicher Wiederkehr herbeiführen.

Das Knauersche Tagebuch gelangte Ende des 17. Jahrhunderts in die Hände des Erfurter Arztes Hellwig. Dieser mißverstand die Aufzeichnungen und faßte sie als Prognosen für alle Jahre, die von dem an der Spitze stehenden Planeten regiert wurden, auf. Er ließ sie in einem Büchlein drucken, in dem gleichzeitig für jedes Jahr von 1700 bis 1800 angegeben war, in welchem Zeichen des Planeten es stand. Der Erfurter Buchhändler Weinmann gab dieser Zusammenstellung den Namen „Einhundertjähriger Kalender", der sich als erstaunlich zugkräftig erwies. Weil die Leute glaubten, es ließe sich mit Hilfe dieser Aufzeichnungen das Wetter der nächsten 100 Jahre vorhersagen, wurde die Schrift in über 135 Auflagen gedruckt. Selbst in Indien und China erfreute sich die Veröffentlichung Hellwigs ansehnlicher Beliebtheit und Beachtung.

Der originelle Name „Hundertjähriger Kalender" wurde von flüchtigen Lesern nochmals mißverstanden. An Stelle des Jahresregenten unter den Planeten, die eine siebenjährige Wiederkehr der gleichen Witterung verheißen sollten, wurde der Titel in der Weise gedeutet, daß sich nach immer genau 100 Jahren etwa dieselbe Witterung wiederhole. In dieser Form ist der Aberglaube gerade in der Gegenwart zumeist verbreitet. Von Planeten, die das Jahre regieren, weiß der heutige Durchschnittsbürger nicht mehr viel, daß sich aber nach 100 Jahren das Wetter wiederhole, ist vielen gewiß wie das Amen in der Kirche.

Erheblich zur Festigung dieses Irrglaubens beigetragen hat die Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten in der Tat eine Reihe von Fälle eingetreten ist, in denen eine auffällige Witterung nach genau 100 oder auch 200 Jahren wiederkam, wie etwa gelegentlich warme Sommer oder kalte Winter. Solche Wahrnehmungen genügten, um dem Rufe des mißverstandenen „Hundertjährigen" immer neuen Glanz zu verleihen.

Daß daneben zahllose Beispiele zu verzeichnen sind, in denen eine Wiederholung auffälligen Wetters nach 100 Jahren nicht erfolgte, bleibt unbeachtet, wie es die Regel ist, bei allen Prophezeihungen, die nicht in Erfüllung gehen. Solche kleinen Pannen des Hundertjährigen werden von den Gläubigen großzügig übersehen; sie sprechen immer nur von Fällen, in denen ihr Aberglaube in Erfüllung gegangen ist.

Wie dem nun auch immer sei, das bevorstehende Wetter ist für uns stets ein willkommener täglicher Gesprächsstoff. Es wird uns heute von Zeitungen, Radio und Fernsehen vorausgesagt – immer trifft es allerdings auch nicht ganz genau zu. Am zuverlässigsten ist und bleibt immer noch die uralte Volksweisheit: „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, dann ändert sich das Wetter, oder es bleibt so wie es ist!" – Wer aber weiterhin an den „olen Hunnertjähr'jen" glauben möchte, dem sei hier dessen Jahresprognose für 1984 überliefert. Sie lautet: „Das Jahr im ganzen gesehen ist mehr trocken als feucht, auch mehr kalt als warm, und selten recht fruchtbar." – Na also, jetzt wissen wir's!

Gerhardt Seiffert

770233

„Sündags motst du met de Fruenslüt snacken"

Der Bauernkalender unserer altniedersächsischen Vorfahren

Es geht dem Jahresende zu und von überall flattern nun mit den besten Wünschen für ein gutes neues Jahr die Kalender für 1977 ins Haus. Tages-, Wochen- und Monatskalender; Abreiß-, Wand-, Umsteck- und Taschenkalender. Vielfach verziert mit bunten Blumen, mancherlei Tieren und lockenden Bildern aus der großen weiten Welt; auf der Rückseite zahlreiche Spruchweisheiten, wechselnde Küchenzettel wie Sonnen- und Mond-Aufgänge und Untergänge. Kurz, von allem etwas, was der halbwegs am Tage interessierte Mensch wissen muß. So wird uns der Kalender zu einem guten Freund und Intimus, der uns schon am frühen Morgen einen Gruß schenkt, in dem Augenblick, da wir ihn eines seiner Blätter abzupfen, auf denen sich vielleicht ein kleiner Ratschlag, eine Prophezeihung oder ein fröhliches Augenzwinkern anbietet. Gewiß, man mag über sogenannte „Kalender-Weisheiten" lächeln, aber der dem Bett entstiegene Mensch ist nun einmal nicht der ideale Partner für große philosophische Betrachtungen.

Man kann sich heute einen Tagesanfang ohne einen Blick auf den Kalender eigentlich gar nicht mehr vorstellen. Doch Abreißkalender gibt es erst seit etwa hundert Jahren; wie also stellten unsere altniedersächsischen Vorfahren den Wochentag fest? Zu ältesten Zeiten pflegte der Bauer sich selbst einen Wochenkalender zu schaffen, und zwar in verblüffend einfacher Weise auf dem oberen Türfutter im Flett oder Döns. Er malte sich dort mit Farbe die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wochentage: S-M-D-M-D-F-S und schrieb dann selbst an jedem Sonntage die Daten der kommenden Woche mit Kreide darunter, nachdem er die der letzten Woche gelöscht hatte. Ein Blick also zum Balken über der Tür und man wußte, welchen Wochentag und welches Datum man hatte.

Der ländliche Humor pflegte den einzelnen Buchstaben durch Umwandlung in Worte mannigfache Bedeutungen unterzulegen, so zum Beispiel: „Süh mal, dine Mudder dei flickt Strümp" oder „Snell Mäken, du motst dat Füer schür'n;" „Sick möhn dat makt de Fruenslüt schön"; „Sünndags motst du met de Fruenslüt snacken" oder etwas bäuerlich-derber, „motst du met de Fruenslüt sloapen". Immer neue Sätze zu finden, war ein beliebter und unterhaltsamer Zeitvertreib am Feierabend, zur Winterszeit oder am Sonntagnachmittag, nicht nur im Familienkreise, sondern auch beim Zusammensein mit Nachbarn oder anderen Bekannten zu einer Zeit, da man es noch verstand, es sich in anspruchslosester Weise gemütlich zu machen. Ob wohl diese Deutung der Wochentage die Vorgänger der Sprüche auf den Rückseiten unserer heutigen Abreißkalender waren?

Später gab es dann auf dem Lande die alten Volks- und Bauernkalender in Broschürenform, die neben dem Kalendarium auch allerlei Unterhaltungsstoff enthielten. Sie wurden, zumal sie dann auch noch durch landwirtschaftliche Anregungen, Anweisungen für die Feld- und Gartenarbeit, Trächtigkeitskalender und Märkte-Verzeichnisse ergänzt waren, das ganze Jahr hindurch immer wieder und wieder benutzt, so daß sie am Schluß des Jahres ein recht zerlesenes, zerfleddertes und verschmutztes Ansehen hatten.

Ob nun der Kalender über dem Türsturz von Flett, Döns oder Kammer geschrieben war, als Hauspostille einst im Börd neben der Bibel lag, jetzt mit Terminen gespickt gemahnend auf dem Schreibtisch steht oder im vornehm weichen Juchtenleder mit Goldschnitt in der Tasche steckt — eines hat er wie eh und jeh gemeinsam: Uns ein ganzes Jahr lang ein treuer Begleiter zu sein; darum kommt er jetzt auch mit dem Wunsche „Viel Glück im neuen Jahr" zu uns ins Haus.



770234

„Ist der Februar weiß, wird der August heiß"

Im Februaur wächst der Tag um eineinhalb Stunden – Alte Wetterregeln und Bauernsprüche

Schaumburg-Lippe. Der Februar ist ein sehr zwiespältiger Monat. Meist zeigt er sich noch recht winterlich und kalt, nicht selten regt sich aber im Februar schon die Natur und zeigt den nahenden Frühling an. Unsere Vorfahren, die vom Jahresablauf weit mehr abhängig waren als wir, schätzten den Februar als „Lichtbringer", denn die Tage werden jetzt fühlbar länger. Im Februar „wächst" der Tag um genau eineinhalb Stunden.

Ein deutliches Markzeichen für die zunehmende Tageszeit ist „Mariä Lichtmeß" am 2. Februar. An diesem Tag fand das uralte Fest des zurückgekehrten Sonnenlichts und des nahenden Frühlings statt. Es wurde schon von den Ägyptern und den Römern gefeiert. Noch heute kann man den alten Spruch hören: „Lichtmeß – bei Tag eß!", und in vielen bäuerlichen Familien spart man sich von diesem Tag an während des Abendessens das elektrische Licht.

Auch als Wetterlostag hat der 2. Februar für den Bauern seine besondere Bedeutung. Nach diesem Tag beurteilt er die Wetteraussichten für die kommenden Monate. Nach den alten Wetterregeln darf an Lichtmeß nämlich kein warmes oder sonniges Wetter herrschen, weil es sonst noch einmal sehr kalt wird und der Winter noch lange nicht zu Ende ist. „Lichtmeß im Klee – Ostern im Schnee!", lautet ein häufig zitierter Wetterspruch. Eine andere Wetterregel besagt: „Scheint an Lichtmeß die Sonne heiß, kommt noch einmal viel Schnee und Eis!" Zu dem gleichen Schluß kommen auch die beiden folgenden Spruchweisheiten: „Gibt's an Lichtmeß Sonnenschein, wird's ein spätes Frühjahr sein" und „Sonnt die Katze sich im Februar, so friert sie im März trotz Pelz und Haar". Ist es dagegen an Lichtmeß kalt und trüb, dann heißt es: „Wenn es an Lichtmeß stürmt und schneit, dann ist der Frühling nicht mehr weit!"

Nicht ohne Grund fürchtet der Bauer einen warmen Februar, dem erfahrungsgemäß oft ein späterer Kälterückfall folgt. Bei längerer feuchtwarmer Witterung setzt nämlich schon im Februar die Vegetation an Bäumen und Sträuchern ein, die dann bei einem nochmaligen scharfen Frost großen Schaden leiden. Außerdem verhindert ein später Frosteinbruch im März oder April eine zeitige Frühjahrsbestellung. Deshalb sagt der Bauer: „Ist der Februar recht lau und warm, im Lenz viel Frost – daß Gott erbarm!"

Vor einem warmen Februar warnen auch die folgenden Wetterregeln und Spruchsweisheiten: „Wenn im Hornung die Mücken schwärmen, muß man im März die Ohren wärmen"; „Läßt der Februar Wasser fallen, läßt es der März gefrieren"; „Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht" und „Singt die Lerche schon im Februar hell, geht es dem Landmann noch einmal ans Fell."

Wenn im Februar dagegen noch eine dichte Schneedecke die Felder bedeckt, dann ist der Landmann zufrieden. Auch Frost und Sturm schrecken ihn nicht. Schnee, Frost und Eis im Februar sollen nämlich nicht nur ein baldiges Frühjahr, sondern auch einen schönen und heißen Sommer ankündigen und die besten Voraussetzungen für ein gutes Erntejahr schaffen: „Im Hornung Schnee und Eis, macht den ganzen Sommer heiß", behauptet ein alter Bauernspruch. Ueber Schnee und Kälte sollen auch die folgenden Spruchweisheiten hinwegtrösten: „Ist der Februar trocken und kalt, kommt das schöne Frühjahr bald"; „Gibt's im Hornung weiße Wälder, freuen sich drob Wies' und Felder"; „Besser im Honung frieren, als im Sonnenschein spazieren" und „Bringt Eis und Schnee der Februar, fruchtbar wird das ganze Jahr."

Auch die Lostage im Februar deuten ähnliche Zusammenhänge an: „Ist Romanus (28.) kalt und klar, deutet's an ein gutes Jahr." Wenn es dagegen am Peterstag (22.) regnet, so lehrt eine andere Spruchweisheit, dann regnet es Diebe und Mäuse. Am 6. Februar steht im Bauernkalender: „Die heilige Dorothee watet gern im tiefen Schnee" und eine andere Wetterregel behauptet: „Den meisten Schnee bringt Dorothee."

Die professionellen „Wetterfrösche" sind mit langfristigen Wettervorhersagen für den Februar sehr zurückhaltend. Der Hundertjährige Kalender sagt dagegen ein recht wechselhaftes Wetter im Februar voraus, das zunächst zunehmenden Frost und Schneefälle, gegen Ende des Monats aber Linderung und den ersten Frühlingshauch bringen soll.

770235

Es gibt eine verblüffende Wetterregel, die mit etwa 70% Treffsicherheit die meisten Bauernregeln in den Schatten stellt:

Morgen ist das Wetter so wie heute.

Sie bedeutet nichts anderes, als daß sich bei uns das Wetter in 10 Tagen durchschnittlich nur dreimal ändert. Das mag zutreffen, wenn man für die Wetteränderung einen nicht zu feinen Maßstab anlegt. Und das sollte man bei Wetterregeln ohnehin nicht tun.

Was Wetterregeln aller Art so beliebt und verbreitet machte, als es noch keine täglichen Wetterkarten im Fernsehen gab, war, daß sie überhaupt etwas über das kommende Wetter aussagten. Ob die Vorhersage stimmte, wurde wahrscheinlich so wenig überprüft wie in unserer Zeit das Wochenhoroskop der Zeitung.

Der *Hundertjährige Kalender* geht aufs Ganze. Er zeichnet schwarz auf weiß vor, wie das Wetter eines Jahres ablaufen soll. Weder seine wenig über einem Würfelergebnis liegende Trefferquote noch das Prognoseangebot der Medien konnten den Hundertjährigen bis heute aus den Küchenbuffets der Bauernhäuser verdrängen. Metereologisch ist er, was seine Tagesprognosen betrifft, ein Unding. Aber er stellt ein bemerkenswertes historisches Zeugnis methodischer Wetterbeobachtung dar für eine Zeit, in der es noch keine Wissenschaft vom Wetter gab.

Der oberfränkische Abt Mauritius Knauer schrieb von 1652 bis 1658, also kurz nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, das tägliche Wettergeschehen in ein Buch und glaubte, daß es sich nach sieben Jahren wiederholen würde – entsprechend einer Zuordnung zu den sieben damals bekannten Planeten. Ein Arzt namens Hellwig aus Erfurt garnierte später diese Aufzeichnung mit allerlei Beiwerk und erhob sie in einem Kalender für die Jahre 1701 bis 1800 zu einer hundertjährigen Voraussage.

Da der Hundertjährige trotz seines lokalen Ursprungs für ganz Deutschland gilt, stimmen seine Angaben irgendwann und irgendwo tatsächlich mit dem Wetter überein. So wie das Wetter hier vorhergesagt wird, war es ja auch einmal in Oberfranken, es kann also nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit wieder so sein.

Die Bauern der guten alten Zeit zogen den Hundertjährigen zwar gern zu Rate, aber sie machten sich auch ihren eigenen Vers darauf:

»Was der Herr für Wetter macht,
hat der Kalender nicht bedacht.«

Zweifellos entstanden zahlreiche Bauernregeln einst aus genauer Wetterbeobachtung; aber wie manche andere Überlieferungen auch, kamen sie nicht immer wohlbehalten auf uns. Schon die Angabe der sogenannten Lostage nach Kirchenheiligen, also Tage, deren Wetter für die Vorhersage ganzer Jahreszeiten benutzt wurde, geriet Ende des 16. Jahrhunderts ins Rutschen, als Papst Gregor XIII. zehn Kalendertage des Oktobers ausfallen ließ, um seinen neuen, den Gregorianischen Kalender, einführen zu können. Da inzwischen weitere drei Tage »verlorengingen«, ergibt sich schon ein Zeitunterschied von fast 2 Wochen. Gerade Lostag-Regeln liegen unserem heutigen Wetterverständnis besonders fern.



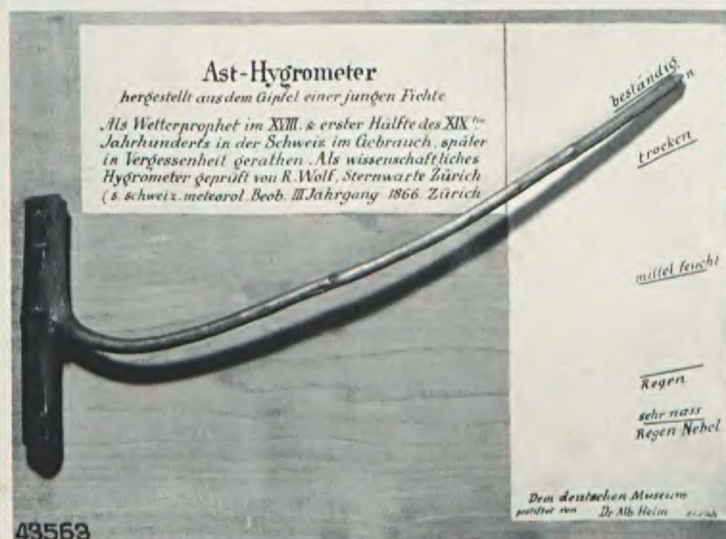






Gleichwohl scheuten sich namhafte Metereologen unserer Zeit nicht – so Dr. Heinrich Faust vom Deutschen Wetterdienst Offenbach –, dem Sinn solcher Sprüche mit Wissenschaftlichkeit nachzugehen. So schrieb er in seinem »Großen Buch der Wetterkunde« zur bekannten Siebenschläferregel, die sich auf den 27. Juni bezieht und so lautet:

Wie's Wetter war am
Siebenschläfertag,
so bleibt es sieben Wochen auch
danach.



Auch in Bayern hingen solche Wetterkünder über mancher Stalltür.

Auf
Hundert Jahr gestellter
Curiöser
Calender/
Nemlichen
Von 1701. biß 1801.
Darinnen zufinden
Wie ein jeder Hauß-Vatter/
hohes und niedriges Standes/ solche gantze Zeit über nach der sieben Planeten Influentz judiciren/ und sein Haußwesen mit Nutzen einrichten möge; auch mit Kupfferstichen ver-mehret/
Von
L. Christoph. Hellwigen/
Colleda, Thur. p. t. Cæs. [illegible] Stadt-Physic. zu Tännstädt.



ERFFURT
Bey Johann Georg Starcken/ 1701.

Titelblatt des »Hundertjährigen«

770236

Volkslied

770237

Das deutsche Volkslied

Begriffserklärung und Erneuerung

Wer heute im Gespräch mit seinen Mitmenschen sich über das deutsche Volkslied unterhalten will, kann erleben, daß hierüber weitgehend Unklarheit herrscht: Die einen wollen Schlager und Poplieder als Volkslieder ansehen, sofern sie sich durch Gitarrebegleitung ein volkstümliches Aussehen geben. Die anderen verwechseln das volkstümliche Lied mit dem Volkslied.

Das deutsche Volkslied muß, um als solches gelten zu können, unverwechselbare Eigenschaften aufweisen. Es gibt wohl keinen treueren Spiegel der Seele eines Volkes als das Volkslied! Was ist ein „Volk"? Ein „Volk" ist eine organisch gewachsene Gemeinschaft verschiedener, blutsmäßig verwandter Volksstämme. Volkstum ist also nicht etwas Primitives, Minderwertiges, längst Überholtes. Volkstum läßt sich zwar verfälschen, irreführen und manipulieren, aber auf die Dauer nicht ausschalten. Volkstum ist eine bestimmte artgebundene seelische Grundhaltung. Diese äußert sich in allen Lebenslagen eines Volkes in Volksbräuchen, Volkstrachten und nicht zuletzt, wohl am deutlichsten, in der gemeinsamen Sprache, dem Volkslied und Volkstanz. Zeiten der Blüte des Volksliedes sind Zeiten echten Volksbewußtseins. Zeiten des Verfalls des Volksliedes sind Zeiten der Vermassung beziehungsweise völkischer Gestaltlosigkeit. Darum kann sich in Zeiten des Volksliedverfalls das Oberflächliche und Entartete breitmachen.

Alle Nationen haben wertvolles Liedgut. Doch darf ohne Überheblichkeit nüchtern festgestellt werden: Kein Volk der Erde hat einen so großen und vielseitigen Bestand an wertvollen Volksliedern wie das deutsche Volk.

Es ist kein Wunder, daß Ideologien, die internationale Ziele verfolgen, für so ursprüngliche Lebensäußerungen wie das deutsche Volkslied kein Verständnis haben. Dem Menschen als Glied einer „Massengesellschaft" wird eine volksverhaftete seelische Grundschicht nicht zugesprochen. Schlager-, Jazz- und Popmusikindustrie werden großzügig durch Rundfunk und Fernsehen unterstützt. Die öffentliche Hand sieht es als „Kulturanliegen" an, erhebliche Mittel für Schlager-, Jazz- und Popmusikfestivals bereitzustellen.

Heute ist an die Stelle des deutschen Volksliedes weitgehend das Pseudo-Volkslied getreten.

Man muß es schon als Wunder bezeichnen, daß dem bewußt geförderten Niedergang des deutschen Volksliedes heute noch eine hervorragende Bereitstellung gesammelter Volkslieder durch Musikverlage gegenübersteht.

Wegbereiter des Volksliedes

Drei Männer haben auf diesem Gebiet selbstlos und unbeirrbar Pionierarbeit geleistet und in besonderem Maße trotz übermächtiger Gegenströmungen das Bewußtsein vom deutschen Volkslied lebendig erhalten:

Hans Breuer, 1918 als Oberarzt an der Westfront gefallen, Fritz Jöde, 1887—1970, und Walther Hensel, 1887—1956.

Breuer hatte einen untrüglichen Blick für das echte Volkslied. Weihnachten 1908 brachte der Verlag Hofmeister die 1. Auflage seiner großartigen Liedersammlung „Der Zupfgeigenhansl" heraus. Schnell sprach sich diese bahnbrechende Veröffentlichung herum. Die Nachfrage stieg rapide an und die Zahl von 11 Auflagen (1908—1915) beweist, wie groß das Verlangen nach dem echten Volkslied in unserem Volke war.

Lassen wir Breuer selbst zu Worte kommen. Im Vorwort zur 1. Auflage schreibt er: „Wir aber sagen: die Güte eines Liedes erprobt sich an seiner Dauerhaftigkeit; was hier erbracht wird, hat seit Wandervogels Anbeginn eine unverwüstliche Lebenskraft bewiesen, nein, viel mehr, das hat Jahrhundert um Jahrhundert im Volke fortgelebt. Was der Zeit getrotzt, das muß einfach gut sein. Nur Gutes, kein Allerweltskram, um keinen Fingerbreit gewichen dem herrschenden Ungeschmack, das war unser redliches Bemühen, als wir an das Sichten des Liederstoffes gingen. — Mit dem bloßen Wiedersingen des hier Gegebenen soll es aber nicht getan sein, das lehren dich die leeren Seiten im Anhang. — Da schreibe hinein, was du auf sonniger Heide, in den niedrigen Hütten dem Volke abgelauscht hast; wir müssen alle, alle mithelfen, aus dem Niedergang der schaffenden Volkspoesie zu halten, was noch zu halten ist. Noch lebt das alte Volkslied, noch wandelt frisch und lebensfroh in unserer Mitte, was unsere Väter geliebt, geträumt und gelitten. Das Erbe ist groß und herrlich, aber die Erben können nichts mehr wissen und wissen nicht, was sie besitzen. Auch heute noch gehen und kommen volkstümliche Lieder, ‚Volkslieder'. wenn's gefällt, aber das trieft von Sentimentalität und verschwommenen Gefühlen. Wo ist das Schlichte, Innige, Liebenswürdige geblieben? — Hier gilt's, ein edles Gut zu bewahren." Im Vorwort zur 10. Auflage sagt Breuer unter anderem: „Ein Punkt bedarf einer kurzen Klarlegung. Unlängst hat man in der Monatszeitschrift ‚Wandervogel' den Neutönern das Wort geredet; der neuzeitliche Mensch — auch der Wandervogel — bedürfe neuer Weisen, neuer Ausdrucksformen, das alte, klassische Volkslied sei in unseren Tagen eine rückschrittliche Erscheinung. Das leuchtet zunächst ein. Aber das Volkslied ist nun einmal da — daran können wir nicht vorbei —, es ergreift uns stark und tief, und die Antwort auf das Warum bleiben wir schuldig. Was ist das alte, klassische Volkslied? Es ist das Lied des ganzen, in sich noch geschlossenen Menschen, jenes starken Menschen, der alle Entwicklungsformen und -möglichkeiten — in nuce wohl — noch in sich trug, der nur recht von Herzen zu singen brauchte, um dem ganzen Volke Herzenskünder zu werden. Diese Art Menschen lebt heute noch, draußen in den stillen Landeswinkeln; sie aber neu zu schaffen ist menschenunmöglich, unmöglich, da aller Fortschritt unserer Zeit auf einem Opfer gleichsam des ganzen vollen Lebens beruht, auf einem trotzigen Sprung ins Halbleben des Sonderberuflers und Spezialisten. Und kein Neutöner wird jenen allumfassenden Ton in seiner Brust mehr finden, der an das große Ganze klingt, der es mitreißt zu einem mächtigen, einstimmigen Liede." Und weiter an anderer Stelle: „Schaut doch die Neutöner an, was sie fertigbringen! Ist das volkstümlich? — Seht unsere Wandervogelsänger und was sie eigenes brachten! Sie sind in Stil und Weise der alten Volksliedddichter zurückgefallen, alle, ohne Ausnahme! Und darum, weil wir Enterbte sind, weil wir in unserer Halbzeit den Stachel und Sehnsucht nach jenem ganzen, harmonischen Menschentum nur um so stärker in uns fühlen, ist jenes Volkslied unser Trost und Labsal, ein unersetzlicher, durch nichts wiederzuerringender Schatz."

Fritz Jöde, erst Volksschullehrer, dann ab 1923 Professor in Berlin, hielt Kurse über Chormusik und musikalische Volkskunde ab. Er förderte die Gründung von Volksmusikschulen und hat zahlreiche Liederbücher herausgegeben. Mit seinen „offenen Singstunden" der Großstadtjugend gelang es ihm, bei vielen Jugendlichen den Sinn für die Schönheit des deutschen Volksliedes zu wecken.

Walther Hensel entstammte einer deutsch-mährischen Bauernfamilie. Er studierte Germanistik und Musikwissenschaft. Sein Leben vollzog sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf Singwochen. Nach seiner ersten Singwoche in Finkenstein nach dem Ersten Weltkrieg hielt er weit über tausend Sing- und Musizierwochen in Deutschland, Österreich, Schweiz, Finnland, Schweden, Holland, Dänemark und deutschsprachigen Siedlungen im Ausland ab. Er sammelte und verwendete in seinen Singwochen neu entdeckte Volkslieder, schrieb vorbildliche Liedsätze und regte neue Liedsätze mit der Melodie im Tenor nach dem Muster der alten Meister an. Er wird mit Recht als einer der wesentlichsten Anreger der musikalischen Erneuerungsbewegung bezeichnet. Noch wichtiger als seine Sammlung des alpenländischen und finnischen Volksliedes ist seine Aufstellung eines strengen Maßstabes für die Wertigkeit von Volksliedern. Im Aufruf zur 1. Singwoche heißt es: „Es soll das erstemal versucht werden, durch längeres Zusammenleben und Zusammenwirken junger Menschen die Musik in den Dienst der Erneuerung zu stellen, indem wir durch ihre gemeinschaftsbildende Kraft gleiche Kräfte in uns wecken und zu gemeinsamem Erleben führen." Auf Breuers bahnbrechender Arbeit hat Hensel aufgebaut.

Walther Hensel erzählt sehr anschaulich, wie es überhaupt dazu kam, daß er diesen Weg ging: „Und so stieß ich bei dieser Gelegenheit — unverhofft — auf eine meiner ersten und besten Volksliedquellen, meine eigene Mutter, gebürtig aus Langenlutsch (mundartlich ‚Longalautsch', wörtlich ‚Langes Wieslein'), einem wirklich langen Wiesendorf, des deutschen Schönhengstgaues — wie der vormals slawische Ortsname dieser von Grund auf deutschen Bauernsiedlung besagt. — Sie war eine völlig ‚unverbildete' Frau, eine Dörflerin von reinstem Schrot und Korn, wie solche noch zu Zeiten der Gebrüder Grimm lebten, als sie ihnen ihre ‚Kinder- und Hausmärchen' erzählten (auch das tat meine Mutter uns Kindern, wie ich mich noch aus den frühesten Tagen besinnen kann!). Sie war auch — obwohl fern von jeder literarischen Beimengung in ihrer durchaus auf altem Volksboden wurzelnden Bildung späterhin, als ich bereits auf der Hochschule unter der bewährten Leitung des Mundartenforschers Professor Dr. Lessiak meinen germanistischen Studien nachging, meine zuverlässigste und ergiebigste Mundartenquelle; ihre unverfälschte, sprichwort-durchwürzte Sprache, ihr praktisches Können, ihr unerschöpfliches Wissen um alle Dinge des Brauchtums, war aus unmittelbarem bäuerlichem Überlieferungsstrom geflossen — von der Großmutter her, die, wie meine Mutter immer beteuerte, auch noch ‚viel mehr Lieder wußte'." Einige der zahlreichen, mustergültigen Liedsammlungen Hensels seien darum genannt, weil aus ihnen der Geist des Verfassers spricht: „Der singende Quell", „Kampf und Spiel", „Weg und Ziel", „Wach auf", „Das aufrechte Fähnlein", „Lerch und Nachtigall", „Heimliche Minne". Außerdem zwei seiner Schriften: „Lied und Volk, eine Streitschrift wider das falsche deutsche Lied" (1921) und „Auf den Spuren des Volksliedes" (1944 und 1964). 1956 wurde Walther Hensel der Kulturpreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft verliehen. — Der Segen, der von dem Dreigestirn Breuer, Jöde und Hensel für das deutsche Volk ausging, läßt sich überhaupt nicht ermessen. Daß es in der heutigen Zeit überhaupt noch lebt, verdanken wir in erster Linie solchen Männern. **K. F.**



Hans Thoma, 1830—1924, Gesang im Grünen, um 1875, Hannover, Landesgalerie

Rüm Hart, klar Kimming!

Nordfriesische Geschichtsforscher „graben frühere Jahrhunderte aus ihren Gräbern"

Die alte Friesenlosung „Rüm Hart, klar Kimming" (weites Herz, klarer Horizont, Verstand) mag besonders auch für die „Großen" dieses Landes Gültigkeit haben. Wie wohl kaum sonst irgendwo wurden die Menschen so von ihrer Landschaft geprägt wie die Nordfriesen, die im ständigen Kampf mit den Naturgewalten des Meeres lagen, oft ihre Heimat verlassen mußten, ihren ganzen Besitz mit ihren liebsten Menschen verloren und immer wieder vor einem Neubeginn standen. Wohl schützen jetzt stolze feste Deiche ihr Land (bis auf die Halligen), aber die letzten Sturmfluten von 1962 und 1976 zeigten wieder, wie klein der Mensch gegen die Macht des Meeres ist.

Trotzdem blieben sie ihrer Heimat treu und kehrten immer wieder zu ihr zurück. Vielleicht liebt man besonders das, was man sich immer wieder neu erkämpfen und bewahren muß. Denn jede Sturmflut ist für die Nordfriesen, auch heute noch, eine ständig neue Herausforderung, deren Ausgang immer wieder ungewiß ist. So wurden diese Menschen im ständigen Kampf hart und eigenwillig, und es gelang ihnen wohl als einziges Bauernvolk neben den Dithmarschern, ihre Freiheit zu bewahren. Die Leibeigenschaft haben sie nie gekannt. Daraus und auch aus einem wachsenden Wohlstand durch die Neulandgewinnung, mit besonders fruchtbarem Boden, ist es wohl zu erklären, daß durch die gute Schulbildung früherer Geschlechter ihnen eine Reihe bedeutender Männer geschenkt wurde, denen wir Geschichtsüberlieferungen aus frühester Zeit verdanken.

So berichtete bereits im Jahr 1569 Jo-

wertvoller Beitrag zur Geschichte Nordfrieslands. Was ein Unbekannter über ihn schrieb, bedarf keiner weiteren Erläuterungen: „Wenn ich Deine Schriften, Peter Sax, lese, dann wälze ich nicht Felsen und Steine, sondern Geschichte. Du malst die Fürsten des nordfriesischen Volks, die Völker der Friesen und die auf vaterländischem Boden geführten Kämpfe, im Geiste schweifst Du durch die Feldherren, die Städte und gräbst die früheren Jahrhunderte aus ihren Gräbern." — Wie Peter Sax seinen Stammbaum im Jahr 1623 in dem Pfosten der Wendeltreppe einer Kirche aufbewahrte, der dann über 100 Jahre später im Jahr 1766 bei Erneuerungen aufgefunden wurde, so hatte er auch seine Arbeiten hinter der Tafelwand seines Arbeitszimmers aufbewahrt. Als man sein Grab im Jahr 1751 öffnete, kam eine Bleiplatte zum Vorschein, auf der nachfolgende Worte standen: „Zieh, Verwegener, die Hände zurück. Nach dem Tode zu ruhen, gönne mir, denn Dir geziemt dankbar den Toten zu sein." — Seitdem blieb diese Grabstätte bis in die Gegenwart hinein unberührt.

Der erste, der durch den Druck eine umfassende Darstellung des ganzen Volks der Nordfriesen gibt, ihrem Land, ihrer Geschichte, dem Recht, der Verfassung, ihrer Religion, den Kriegen, Sturmfluten, Bedeichung, in seiner „Nordfriesischen Chronik", die heute noch als eine der Hauptquellen gilt, ist Anton Heimreich Walter. Er wurde am 5. März 1626 auf Nordstrand geboren, sein Geburtsort versank 1634 in der Oktoberflut. Er besuchte die berühmte Schule in

Kolonien gesprochen wird, sollte auch Sönke Nissen nicht vergessen werden. Er wurde am 27. Dezember 1870 in Klockries bei Niebüll als Sohn eines Kleinbauern und Handwerkers geboren, besuchte dort die einklassige Dorfschule und wurde dann aufgrund seiner außerordentlichen Begabung auf die Bauschule nach Hamburg geschickt, die er erfolgreich abschloß. Anschließend war er bei der Firma Lenz & Co., Berlin, tätig, in deren Auftrag er mit Eisenbahnbauten in Nordschleswig, Pommern, Westpreußen beschäftigt wurde, bis seine Firma von der Reichsregierung mit Eisenbahnbauten in Ost- und Südwestafrika beauftragt wurde, deren Leitung Sönke Nissen als Oberingenieur bekam. Es gelang ihm, unter schwierigsten Bedingungen die 366 Kilometer lange Strecke von der Lüderitzbucht bis Keetmanshoop in kürzester Zeit fertigzustellen. Dafür wurde er auch mit einem besonderen Glücksfall belohnt. In der Nähe des Bahnkörpers wurden Diamanten gefunden, die zur Gründung einer Diamantschürfgesellschaft führten, an der Sönke Nissen maßgeblich beteiligt wurde. Aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit kehrte er nach einigen Jahren als mehrfacher Millionär nach Deutschland zurück, wo er sich das 500 Hektar große Gut Glinde im Kreis Stormann kaufte.

Sein Name wäre in seiner Heimat sowie im deutschen Volk bald vergessen worden, hätte er sein Leben nicht mit einer besonderen Tat gekrönt: der Eindeichung des Sönke-Nissen-Kooges. Vor den Kögen westlich von Bredstedt lagen 1920 rund 1000 Hektar fruchtbares, deichreifes



Friesenleed

Wor de Nordseewellen trecken an de Strand,
Wor de geelen Blöme bleuhn int gröne Land,
Wor de Möwen schrieen gell in Storngebrus,
Dor is mine Heimat, dor bin ick to Hus.

Well'n und Wogenruschen weern min Weegenleed
Un de hogen Dieken seh'n min Kinnertied,
Markten ok min Sehnen un min heit Begehr:
Dör de Welt to flegen, ower Land un Meer.

Woll het mi dat Lewen all min Lengen stillt,
Hett mi all dat gewen, wat min Hart erfüllt,
All dat is verswunnen, wat mi drück un dreev,
Heb dat Glück woll funnen, doch dat Heimweh bleev.

Heimweh na min schöne, gröne Marschenland,
Wor de Nordseewellen trecken an de Strand,
Wor de Möwen schrieen gell in Storngebrus,
Dor is mine Heimat, dor bin ick to Hus.

FISCHER-FRIESENHAUSEN

Erstaunt mag ein Unbekannter die Inschriften dieser Höfe lesen: Elisabethbay, Keetmanshoop, Kalkfontain, Komannskuppe, Lüderitzbucht. Hier ist ein letzter Wunsch Sönke Nissens erfüllt worden, durch diese Hofbezeichnungen mit den Stationsnamen jener Bahn im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika die deutschen Leistungen im Gedächtnis unseres Volkes zu bewahren.

Nie hätte Sönke Nissen ahnen können, daß einem dieser Höfe, Elisabethbay, einmal eine historische Bedeutung zukommen würde. Denn hier fand am 7. August 1939 das historische Treffen zwischen Göring, Dahlerus und einer englischen Abordnung unter Führung von Mr. Charles Spencer statt, um den drohenden Zweiten Weltkrieg zu verhindern.

Die Witwe Sönke Nissens hatte den Industriellen Dahlerus geheiratet (1934), wodurch zu erklären ist, daß dieses Treffen auf dem Hof ihrer Verwandten stattfand. — Und so wird auch in dieser Hinsicht der Sönke-Nissen-Koog einen Platz in der deutschen Geschichte behalten. Auch für Sönke Nissen mag das alte Friesenwort gelten: „Rüm Hart, klar Kimming" (weites Herz, klarer Horizont).

WIEBKE STELLING

ick in neue Bücher

ime der Ohnmächtigen"

Dolce vita bei vollen Kassen. Während die private Wirtschaft weiter unter dem Gesetz von Rentabilität und Wettbewerb stand, zeigte man im öffentlichen Bereich eine nicht zu verantwortende Großzügigkeit. Der Staat — ein Selbstbedienungsladen ohne Kasse. Wohl gibt es Kassierer, aber die gehören entweder zu den Begünstigten und wollen deshalb das muntere Treiben nicht unnötig stören, oder sie haben Furcht vor den Konsequenzen; denn demokratische Führung heißt: immer zurückweichen, wenn nur die Gruppe als Wählerpotential bedeutsam genug ist."

Das ist, auf eine kurze Formel gebracht, der Bundestagswahlkampf von 1976. In einer Zeit, in der die klassenkämpferische Parole „allen das Gleiche" immer mehr abgelöst wird durch die Forderung: „Jedem das Gewünschte", ist der Schluß des empfehlenswerten Buches von Eick besonders bemerkenswert:

„Eine Art von ‚Sozialsockel' sollte jedermann garantieren, daß er nicht Not leide, auch nicht in mißlichen Lebenslagen. Wenn der Staat jedem, der nicht gerade eine besondere Art von materiallem Selbstmörder ist, ein auskömmliches Leben garantiert, gibt es kein Argument für Gleichmacherei. ‚Alle Macht für alle' heißt Ohnmacht für jedermann, wäre der Untergang moderner Zivlilisation überhaupt. Völlige Machtlosigkeit heißt volle Führungslosigkeit. Aber niemand kann so töricht sein, zu glauben, daß die schwierigen Aufgaben und Probleme, denen die westlichen Demokratien ausgesetzt sind, sich lösen ließen, ohne die nötige Qualität und Quantität der Führung, einschließlich der Instrumente, das Gewollte auch durchsetzen zu können."

Jürgen Eick, „Das Regime der Ohnmächtigen", Leinen, 174 Seiten, Societäts-Verlag, Frankfurt, DM 16,80.

mmels Krieg in Afrika"

Führerhauptquartier um Rom mitlasen. Sie wußten also im vornhinein, was Rommel plante. Wenn jemand dem anderen so in die Karten blickt, kann jeder siegen. Daß Rommel und seine Männer trotzdem solche Erfolge erringen konnten, ist zwei Ursachen zuzuschreiben: weil Rommel manchmal direkt mit Hitlers Chefadjutant Schmundt telefonierte (wovon die Engländer nichts erfuhren) und weil die Engländer eben trotz ihres „Ultra"-Wissens die Schlechteren waren. Ohne „Ultra" wären sie in den Suez-Kanal geflogen und hätten sich die Truppen der deutschen Ostarmee und des deutschen Afrika-Korps die Hand gereicht. Daß Herr Heckmann dauern die versagenden Italiener verteidigt und im nachhinein glorifiziert, liegt auf der Linie und kann nicht ernst genommen werden. Heckmann weiß ja auch nichts vom Verrat im italienischen Marine-Oberkommando, in dem einige britische Spione am Werk waren. Alles in allem eine Publikation der Umerziehung mit Wahrheitseinfällen: siehe „Ultra".

Wolf Heckmann: „Rommels Krieg in Afrika", Leinen, 464 Seiten, bebildert, Gustav-Lübbe-Verlag, Bergisch Gladbach, DM 39,80.

Sensationelle Schallplattenneuheit!

„Die Deutsche Luftwaffe"

Die rührige und zum Unterschied von ähnlichen Unternehmen äußerst seriöse Schallplattenfirma Documentary Serie Establ., Fl 9494 Schaan/Fürstentum Liechtenstein, Postbox 121, bringt soeben mit den Bildern von Oberst Rudel, Oberst Hartmann und Major Herget zwei neuseitige Langspielplatten heraus unter dem Titel „Die Deutsche Luftwaffe im Einsatz an allen Fronten". Aus dem Inhalt der Schallplatten geht hervor, daß nahezu alle Fliegermärsche auf diesen Schallplatten enthalten sind. Ferner historische Momente, z. B. über den Kampf der überragenden Legion Condor in Hamburg. Der Angriff auf die Westerplatte, das Ende der Schlacht im Weichselbogen, zahlreiche Ansprachen von Reichsmarschall Göring und Adolf Hitler sowie PK-Berichte aus allen Teilen der Front. Die Melodien „Es donnern unsere Motoren", „Es blitzen die stählernen Schwingen", „Wir jagen durch die Lüfte" wird in vielen Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit erwecken, die sicher einst Teil einer großen hellen Saga werden wird.

770238

Reliquie, Ideologieträger oder aktuelle Gebrauchsmusik

Das deutsche Volkslied

Von Wolfgang Sandner

„Die Deutschen singen nicht mehr, nicht mehr kollektiv, oder nur noch den alten Wehrmachtskram, der als einziger – bezeichnend genug – sich durch die Rezeption des Platten-Angebots durchhält. Frisia non cantat, hieß es einst, das gilt jetzt für die Deutschen insgesamt, das vereinigt sie über ihre Spaltung hinweg." Helmut Gollwitzer sagte das vor zehn Jahren und meinte damit auch das angeblich verschwundene Volksliedgut unserer Nation. Der Frage gilt es nachzugehen, ob es das traditionelle Volkslied tatsächlich nicht mehr gibt oder ob nicht vielmehr der Begriff einer Revision bedarf.

„Sie werden gar nicht gemacht. Sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen." Theodor Storms metaphorisch-dichterische Umschreibung des Entstehens und Wirkens von Volksliedern in seiner Novelle „Immensee" entspricht im Grunde der romantischen Vorstellung eines anonymen, dichtenden Volksgeistes. Johann Gottfried Herder, der den Begriff des Volksliedes als literarisch-wissenschaftlichen terminus technicus 1773 eingeführt hatte, war da vergleichsweise nüchterner, wenn er Volkslieder als „die bedeutenden Grundgesänge einer Nation" definiert wissen wollte.

In den zweihundert Jahren seiner Geschichte und vor allem in jüngerer Zeit ist der Begriff, der wesentlich jünger ist als der Gegenstand, den er bezeichnet, häufig genug und nicht zuletzt wegen der zum Problem gewordenen Teilkomponente des „Volkes" mißbraucht worden, so daß die Reaktion von Volksliedforschern unserer Zeit, beispielsweise von Ernst Klusen, mehr als verständlich ist: „Ein Volkslied ist nicht im Volk entstanden; es ist nicht unbedingt alt; es ist nicht unbedingt schön . . . So behaupte ich schlicht, daß es ein Volkslied in dem Sinne, wie wir seit Herder den Begriff angewandt haben, gar nicht gibt."

Solche Frontalangriffe aus den eigenen Reihen offenbaren die ganze Schwierigkeit mit dem idealisierten Begriff des Volksliedes. Denn daß das Volkslied keine realistisch beschreibende Kategorie ist, sondern eine Wertung a priori enthält, spiegelt sich in allen historischen Liedersammlungen und in den Definitionen bis in die Gegenwart. Wenn Klusen behauptet, das Volkslied sei nicht unbedingt schön, dann ist damit bereits ausgesprochen, daß das in Werken wie Achim von Arnims und Clemens Brentanos „Des Knaben Wunderhorn", Ludwig Uhlands altdeutschen Volksliedern, Hoffmann von Fallerslebens schlesischen Volksliedern, aber auch wissenschaftlich intendierten Sammlungen wie Ludwig Erks „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen" vorliegende Liedgut bereits eine Selektion aus dem darstellt, was das Volk tatsächlich gesungen hat. Das „echte Volkslied" existiert nur als Fiktion einer sich als verlängerter Arm der Pädagogik verstehenden Forschung: „Dem Begriff des Echten liegt unverkennbar ein konservativer, antiliberaler Impuls zugrunde . . . Das Echte existiert nicht schon in der primären Volksliedtradition, sondern erst im historischen Bewußtsein von ihr." (Carl Dahlhaus)

Bei Untersuchungen von Gebrauchsliedersammlungen des 19. Jahrhunderts hat Ernst Klusen festgestellt, daß sie kaum als Querschnitt des in allen Schichten der Bevölkerung vorhandenen Liedbestandes fungieren können: „Sie zeigen das, was sich die Pädagogen als für ihre Zwecke erwünschtes Liedgut vorstellen: Aufforderung zur Zufriedenheit, zur Frömmigkeit,

770239

sie, im Gegenteil, in Krisenzeiten trotzig zu blühen scheinen, zeigt, wie sehr diese Orchester dem Amerikaner ans Herz gewachsen sind. Sie geben den Städten, deren Namen sie tragen, Glanz und Bedeutung.

Die 34 Spitzenorchester haben in den letzten sieben Jahren ihr Einkommen von 36 auf 115 Millionen Dollar im Jahr gesteigert und ihre Besucherzahl nahezu verdoppelt. Die meisten geben ihren Musikern – allerdings erst seit ein paar Jahren – 52wöchige Jahresverträge. Die regulären Spielzeiten sind verlängert – ein Orchester, wie etwa die New Yorker Philharmoniker, gibt 105 Abonnementskonzerte. Außerdem gehen die meisten Orchester auf Tourneen, die sie in Hunderte von amerikanischen Städten führen, aber auch nach Südamerika, Europa, Japan und Korea. Dazu kommt eine rasch wachsende Anzahl von Sommerfestivals. Orchester wie die in Boston, Los Angeles, Chicago, Cleveland, Philadelphia oder New York haben nicht nur sinfonische Sommerkonzerte, sondern auch populäre Konzerte, bei denen man leichtere (aber durchaus solide) musikalische Kost mit Kaffee und Kuchen, mit Bier und Würstchen serviert bekommt. Zu diesem über die Jahresrunde fortklappernden Betrieb kommen noch die Konzertreisen zahlreicher europäischer Sinfonieorchester durch die Staaten, in der letzten Saison, zum Beispiel, das Concertgebouw Orchester (mit einem Beethoven-Festival) sowie Orchester aus Budapest, Rotterdam, London, Oslo, Bratislava und Berlin.

Kleinere, regionale Orchester sind für die breite musikalische Kultur Amerikas wichtiger als die Handvoll Starorchester

Zu den 34 Spitzenorchestern, die in der Orchester-Liga vertreten sind, kommen 19 sogenannte regionale Orchester, das sind Orchester mit einem Budget zwischen 500 000 und 1 500 000 Dollar, 84 Metropolitan Orchester (100 000 bis 500 000), Urban Orchester (50 000 bis 100 000) und 550 sogenannte Community Orchester, die meist mit ehrgeizigen Amateuren besetzt sind, aber bezahlte Dirigenten haben, und durch Enthusiasmus, intensive Probenarbeit und oft erstaunlich unternehmungslustige Programme das ersetzen, was ihnen an professionellem Schliff mangelt. Ihre wichtigste Funktion aber liegt in der Möglichkeit für viele Tausende, aktiv Musik machen zu können, statt lediglich passive Hörer zu sein. Aus diesem Grund sind sie vielleicht für die breite musikalische Kultur Amerikas wichtiger und für die Zukunft bedeutungsvoller als die Superstarorchester mit ihren Millionenbudgets und ihren italienischen, japanischen, ungarischen, holländischen, indischen und nur ganz selten amerikanischen Maestri. ●

Mutterkornalkaloide von Sanorania! Bewährte, wirksame Therapie zu minimalen Preisen.

Preiswerteste Präparate!! lt. transparenz telegramm 1/78

DH-Ergotamin-Tablinen® retard

50 Tabl. 22.40 — 250 Tabl. 90.–

1 Tablette enthält:
Dihydroergotaminmethansulfonat 2,5 mg.

Indikationen:
Hypotonie, Migräne. (Im Wechsel mit Migrexa zur Anfallsbehandlung.)

DH-Ergotoxin-Tablinen® forte

50 Tabl. 36.20 — 250 Tabl. 150.–

1 Tablette enthält:
0,67 mg Dihydroergocristinmethansulfonat,
0,67 mg Dihydroergocorninmethansulfonat,
0,67 mg Dihydroergokryptinmethansulfonat
= 2 mg Dihydroergotoxinmethansulfonat.

Indikationen:
Hypertonie, Cerebralinsuffizienz, vaskul. Kopfschmerzen wie Migräne (im Wechsel mit Migrexa), Schwindel, Ohrensausen, Vergeßlichkeit, Durchblutungsstörungen.


SANORANIA Dr. G. Strohscheer
1 Berlin 28

770240

zum Fleiß, zum Gehorsam, jeweils verbunden mit mäßigem Frohsinn.“ Wie beispielsweise die Aufforderung zum Patriotismus, unter anderem ein Ziel der Erkschen Sammlung, in den Schulen durch Lieder vermittelt wurde, geht drastisch aus der Erklärung zum Lied „Turner ziehen froh dahin“ hervor. Dazu heißt es in Eduard Försters 1868 in Breslau erschienenem Werk ‚Das Volkslied in der Volksschule‘: „Als er (Turnvater Jahn) im Mai 1810 mit seinen Turnern durch das Brandenburger Tor hinausging, fragte er einen Knaben: ‚Weißt du auch, was sonst da droben (auf dem Thore) stand?‘ – ‚Die Viktoria‘ antwortete der Knabe, ‚aber die Franzosen haben sie sich heruntergeholt.‘ – ‚Nun, und was denkst du dabei?‘ – ‚. . . Nichts!‘ – Da gab ihm Jahn eine Ohrfeige und meinte: ‚Daß wir sie uns aus Paris wiederholen müssen, das sollst du dir dabei denken!‘ Diese Ohrfeige trug reiche Frucht. Sie durchzuckte wie ein elektrischer Schlag die ganze preußische Turnjugend. Das war der Anfang der im deutschen Lande überall gepflegten Leibesübungen.“

Offizielle Ächtung verhindert Lieder mit erotischem Inhalt nicht, sie fördert solche Gesänge eher

Daß die Wirklichkeit des Singens im Volke und die Idealisierung des Volksliedes als Gegenstand von Sammlungen auseinanderklafft, geht aber auch aus Untersuchungen über apokryphe Lieder hervor, über Lieder, die „man nicht singt“, beispielsweise über erotische Gesänge. Solche Lieder bilden trotz oder gerade wegen ihrer offiziellen Ächtung eine wichtige Komponente seit jeher im Volksgesang, und eine historisch-juristische „Index-Forschung“ würde hier wohl Bände füllen können, die den tradierten Gesängen ein stattliches Volumen entgegenstellt. Soziologische Dokumente zur Komplettierung dessen, was das Volk tatsächlich singt oder gesungen hat, gibt es in dieser Hinsicht zumindest seit Anfang dieses Jahrhunderts. Rolf Wilhelm Brednich zitiert in seiner Untersuchung über erotische Lieder aus Ostwalds „Erotische Volkslieder aus Deutschland“ ein Lied, das schon 1610 in einem Quodlibet „Sieben lächerliche Geschmältz“ zu belegen ist. Das Lied findet sich auch in der Crailsheimischen Liederhandschrift von 1747/49, allerdings ohne Text. Auch in dem Liederbuch von Clodius, 1669, kommt es in folgender Fassung vor:

Es ging ein Mönch ins Oberland, / mit einer Nonn’ ward er bekannt.
Sie gingen beid’ hernach spazieren, / er wollt’ sie weit herümber führen.
Der Mönch, der stieg den Baum hinauf, / die Nonn, die sah von unten auf
„Ach Herr, was ist das lange Ding, / das unter euer Kappen hing?“
„Ach, Nonn, es ist mein Messerlein, / die Scheide habe ich daheim.“
„Ach, Mönch, ach willtu schweigen mir, / die Scheide will ich leihen dir.“
Er führt sie für die Kirchentür, / er schob ihr einen Riegel für.
Er führet sie für den Altor, / er las ihr da den Psalter vor.
Er führt sie für den Glockenstrang, / da beutelt er fünf Stunden lang.
„Hast du gnug oder willtu mehr, / ich will dir tun nach dein Begehr.“
„Die Scheide kannst du brauchen lang, / wenn dir das Herz in Hosen krank.
Der Bruder soll es wissen nicht, / was unter uns geschehen ist.“



Schon immer hatte das Volk eine bemerkenswerte Fähigkeit, bekannte Lieder „zurechtzusingen“, zu parodieren und ihnen mit zweideutigen Texten einen Sinn mit doppeltem Boden zu geben.

770241

Wie weit solche Gesänge bis in die Gegenwart hineinreichen und durch Variierungen aktualisiert werden, macht Brednich am Beispiel des Fuhrmannsliedes aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts deutlich, das als „Wirtin an der Lahn" unzählbare Fassungen erhalten hat, von denen einige, beispielsweise auch die folgende, Goethe zugeschrieben werden:

Frau Wirtin hatte auch ein Kind, / das hatte einen krummen Pint.
Man wollt' ihn biegen gerade, / doch als er gerade gerade war, / da brach er ab, was schade war.

Ein gutes Beispiel für die Aktualisierung der Frau Wirtin zur politischen Karikatur bietet Brednich ebenfalls:

Frau Wirtin hat ein Kanapee, / drauf schläft sie mit der SPD / und nur mit jungen Bengels, / die alten sitzen nebenan / und lesen Marx und Engels.

Mit diesen Zitaten sei ein weiteres Problem des Volksliedes angedeutet, nämlich inwieweit der Begriff auch auf Aktuelles anwendbar ist und ob es dem Gegenstand angemessen ist, eine so scharfe Abgrenzung unter anderem zum Schlager vorzunehmen, wie es in der Volksliedliteratur permanent vorgenommen wurde. Hermann Bausinger, genau wie Dieter Zimmerschied, haben bei der Untersuchung dessen, was in der Gegenwart in Gruppen gesungen wird, zu recht bemerkt, daß der Schlager eine beachtliche Stellung innerhalb des Liedgutes einnimmt. Und dafür gibt es auch innermusikalische Gründe.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten ist der Schlager doch nur ein „Erbschleicher" des Volksliedes

Formale Prinzipien haben Schlager und Volkslied genauso gemeinsam wie die Charakteristika von Redundanz und Standardisierung. Allerdings, so folgert Bausinger, werden die spezifischen Bedingungen des Schlagers durch die „Kulturindustrie" diktiert, so daß Peter Rühmkorfs Forderung zu gelten habe, man müsse den Schlager nicht als legitimen Nachfolger, sondern als „Erbschleicher" des Volksliedes ansehen.

Daß man den Schlager nicht aus der Diskussion entlassen kann, daß sich in seiner bruchlosen Verwendung neben tradierten Volksliedern die soziale Situation heute spiegelt, ist ein Verdienst aktueller Volksliedforschung, zu der Lutz Röhrich mit seinen abschließend zitierten Kriterien für die Bestimmung von Volksliedern einen wesentlichen Beitrag geleistet hat:

▷ Die Bezeichnung Volkslied ist ein Sammelbegriff für höchst verschiedenartige und heterogene Phänomene.

▷ Volkslied ist kein im Wesen unwandelbares Phänomen.

▷ Zum Volkslied gehört die mündliche Tradition, die durch das Erscheinen eines Liedes in einer Handschrift oder im Druck nicht unterbrochen zu sein braucht.

▷ Um Verfasserschaft, Herkunft oder um Gründe der Rezeption von Liedern kümmert sich die mündliche Überlieferung nicht. Dennoch kennt man eine stattliche Reihe von Verfassern, die volksläufige Lieder geschaffen haben.

▷ Volkslied ist das Ergebnis einer fortschreitenden kollektiven Umgestaltung. „Das folkloristische Werk kann nicht unabhängig vom Geschmack des Verbrauchers existieren – des Sängers, beziehungsweise des Sängerkollektivs." (W. Steinitz)

▷ Träger und Sänger des Volksliedes können Gruppen (Gemeinschaften, Kollektive) der verschiedensten Art sein: soziale und berufliche, familiäre, politische, vereinsmäßige, altersmäßige Gruppen, siedlungs- oder sprachbedingte Gemeinschaften. „Ein Werk der Folklore existiert nur, wenn es von einer Gemeinschaft angenommen wurde . . . Wenn die Bedürfnisse der Gemeinschaft sich ändern, ändert sich auch ein Volkslied." (Steinitz)

▷ Zum Volkslied gehört eine gewisse Wandlungsfähigkeit.

▷ Merkmal eines Volksliedes ist schließlich seine Popularität wenigstens für eine Reihe von Jahren und Jahrzehnten. Volkslieder sind Texte und Melodien, die eine gewisse Langlebigkeit aufzuweisen haben und über den Tagesbedarf und momentane Aktualität hinaus Menschen längere Zeit beschäftigen oder beschäftigt haben.

Literatur: „Handbuch des Volksliedes", herausgegeben von Rolf Wilhelm Brednich, Lutz Röhrich, Wolfgang Suppan; München 1975

Band I: „Die Gattungen des Volksliedes"
Band II: „Historisches und Systematisches – Interethnische Beziehungen – Musikethnologie"
(darin besonders: Lutz Röhrich, „Die Textgattungen des populären Liedes";
Rolf Wilhelm Brednich, „Erotisches Lied";
Hermann Bausinger, „Schlager und Volkslied";
Ernst Klusen, „Das sozialkritische Lied";
Vladimir Karbusicky, „Soziologische Aspekte der Volksliedforschung";
Ernst Klusen, „Erscheinungsformen und Lebensbereiche des Volksliedes – heute")

Dieter Zimmerschied, „Gesucht: Das Volkslied", Karlsruhe 1971

770242

Musiktherapie

Zeitschrift für die
musiktherapeutische
Forschung und Praxis

Organ der
Deutschen Gesellschaft
für Musiktherapie e.V.

Oben und Unten im Kinder- und Jugendreim

Von Ernest Borneman

Mit den Worten wie „oben“, „unten“, „da droben“, „drunten“ beginnt eine ganze Reihe von Kinder- und Jugendreimen. Welcher Symbolgehalt aber tatsächlich hinter diesen Termini verborgen ist, zeigt der Psychoanalytiker und Musikforscher Ernest Borneman anhand von Beispielen aus seinen Sammlungen der Jahre 1960 bis 1977.

Professor Dr. Ernest Borneman, Vitta 7
Ebohaus, A 4621 Scharten

Sigmund Freud hat bereits um die Jahrhundertwende argumentiert, daß ein großer Teil des Volksguts, besonders aber das der Kinder, verkappt libidinöse Ziele verfolge. Die gesamte Umwelt des Kindes werde durch die Brille der Sexualvorstellungen der jeweiligen Entwicklungsstufe gesehen, und dies träfe auch auf jenen Niederschlag der Umwelt zu, der sich im Märchen, im Rätsel, im Kinderlied und Kinderreim enthülle. Dabei setzte Freud die orale Stufe bis zum Ende des erstens Lebensjahres an, die anale bis zum Ende des dritten, die phallische bis zum Ende des fünften, die genitale vom Anfang des zwölften an. Für die Zeit zwischen dem fünften/sechsten Jahr und dem Einsetzen der Pubertät postulierte er eine „Latenzphase“, aus deren asexueller Natur er den asexuellen Charakter der Reime, Rätsel, Sprüche und Lieder dieser Altersgruppe folgerte.

Der psychoanalytisch geschulte Ethnologe Géza Róheim machte mir während meiner Lehranalyse den Vorschlag, diese Freudschen Thesen anhand großstädtischer Kinder- und Jugendreime zu überprüfen, und bei dieser Arbeit stellte es sich heraus, daß Freuds Altersangaben auf heutige Großstadtkinder nicht mehr zutreffen, oder daß ihr Niederschlag im Kinder- und Jugendvers sich jedenfalls anders verhält. Da das Kind während der oralen Phase noch nicht sprechen kann, verschiebt sich offenbar →

der ganze Prozeß, sofern er sich überhaupt am Kindervers demonstrieren läßt, um ein bis drei Jahre. Orale Versbilder tauchen erst im dritten Lebensjahr auf, anale dominieren das vierte und fünfte Jahr, phallische das sechste und siebente, genitale das dreizehnte bis fünfzehnte.

Aber auch diese Merkmale sind nur begrenzt verläßlich, denn die Latenzphase existiert nicht mehr als geschlossener Zeitraum von sechs bis sieben Jahren, sondern taucht nur noch als eine Sequenz von kurzen Entspannungszuständen auf, die zwar eine gewisse Periodizität aufweisen, bei jedem Kind aber einen anderen Rhythmus einhalten. Das heißt, die altersbedingte Vorliebe des Kindes für orale, anale, phallische oder genitale Wortbilder wird von periodischen Intervallen durchsetzt, in denen das libidinöse Interesse des Kindes drastisch abflaut oder ein temporärer Rückgriff auf Versformen stattfindet, die bereits überwunden schienen.

Ich habe das mittlerweile an rund 4000 Kinder- und Jugendreimen demonstriert, die ich in den Jahren 1960 bis 1977 in 36 deutschsprachigen Städten gesammelt habe. Über Fortschritte und Methoden der Sammlung habe ich in den ersten vier von fünf geplanten Bänden meiner „Studien zur Befreiung des Kindes" berichtet (Walter Verlag, Olten und Freiburg, 1973 ff.). Die Leser dieser Bände werden damit vertraut sein, daß ich mich nicht auf gesungene Kinderlieder beschränken wollte, sondern auch Verse von Schulbänken, Schulpulten und den Wänden von Schulklosetts abgepaust habe, daß ich vor allem aber dem gesprochenen Kinder- und Jugendvers nachgegangen bin. Hier möchte ich mich einer Gruppe von Reimen widmen, die mit den Worten „Oben", „Droben", „Da oben", „Dort oben" oder „Unten", „Da unten", „Dort unten", „Drunten" und ähnlichen Termini beginnen.

In drei seiner bedeutendsten Werke – der „Traumdeutung" (1899), dem „Bruchstück einer Hysterie-Analyse" (1901) und den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" (1916 bis 1917) – hat sich Freud mit dem Phänomen der Begriffe „oben"/„unten" und mit dem eigentümlichen Prozeß der psychischen Verschiebung befaßt, durch den die Symbole des Afters und der Genitalien („unten") mit denen des Mundes oder der Brüste („oben") gleichgesetzt werden. Im Kinder- und Jugendvers bedeutet dies, daß die Wortbilder des „Oben" (zum Beispiel „Berg" oder „Kuppe") gegen die des „Unten" („Tal", „Becken", „Schlucht", „Hohlweg") ausgetauscht werden, daß also anale oder kunnische Vorstellungen als konkave Landschaftsbilder, phallische oder mammale Vorstellungen als konvexe Landschaften dargestellt werden, daß aber auch (wie im Traum) eine Verschiebung stattfindet, bei der sich das Anale oder Kunnische als Berg und das Phallische oder Mammale als Tal darbietet. Schließlich vermag sich das Orale (der Mund) im Kindervers nicht nur als Teil des Kopfes, also als „Oben" darzustellen, sondern tritt oft auch als „Unten" hervor, zum Beispiel als „Brünnlein im Tale" oder „Meeresschlund".

All das ist auch Nichtfreudianern heutzutage so geläufig, daß es sich erübrigt, viele Worte darüber zu verlieren. Aber um ein altes Mißverständnis aus dem Wege zu räumen, will ich kurz auf einen Einwand eingehen, den einige Rezensenten meiner Bücher vorgebracht haben: daß der Anteil der „sexuellen" Reime am Gesamtgut des deutschsprachigen Kinderverses weitaus geringer sei, als er bei mir aufscheine. So hat zum Beispiel die von mir sehr geschätzte Gerda Grober-Glück in ihrer Rezension des ersten Bandes meiner „Studien" (Jahrbuch für Volksliedforschung 19, 1974, S. 176–177) noch einmal daran erinnert, daß sie in ihrer Untersuchung über das Kinderlied in Bonn 1967 (Jahrbuch für Volksliedforschung 16, 1971, S. 91–134) auf eine Zahl von nicht mehr als sechs Prozent für Reime „anstößigen Inhalts" gestoßen sei. Es geht aber nicht darum, ob ein Reim anstößig ist oder nicht, denn „Anstoß" ist eine soziale Kategorie und sagt nichts über den libidinösen Gehalt des Reims aus. Wenn andere Kritiker argumentieren, nur ein minimaler Anteil aller Kinderverse sei „sexuell", dann sprechen sie ebenfalls in einer nichtanalytischen Sprache, denn was sie unter „sexuell" verstehen, heißt bei uns „phallisch" oder „genital" und läßt die oralen und analen Verse außer acht. Gerade diese sind es aber, die dem Analytiker den bedeutsamsten Schlüssel zur Sexualität des Kindes in die Hand geben.

Aus der großen Anzahl solcher Verse habe ich hier einige ausgewählt, die sich um die Begriffe „Berg", „Alm", „Tal" und „Brücke" ranken. Innerhalb einer jeden dieser Versgruppen kann man ohne Schwierigkeiten die älteren Vierzeiler alpinen Ursprungs und ihre städtischen Varianten von den neueren, meist aus Industriegebieten stammenden Reimen unterscheiden. Das Alter der Kinder und Jugendlichen, von denen diese Verse stammen, reicht vom vierten bis zum siebzehnten Lebensjahr. Unterhalb eines jeden Verses habe ich sowohl den Ort und das Jahr der Aufnahme wie auch das Geschlecht und Alter des Informanten angegeben. M 5,3 bedeutet also: Mädchen im Alter von fünf Jahren und drei Monaten. K 14,7 bedeutet: Knabe im Alter von vierzehn Jahren und sieben Monaten. Die Nummern der Verse sind Archivnummern und haben keine chronologische Bedeutung.

Hier sei auch noch kurz vermerkt, was dem Analytiker selbstverständlich ist: daß wir, wenn wir von „analen" Versen sprechen, nicht nur solche meinen,



Gewinn zerebraler Leistungsfähigkeit
Eine Arznei setzt sich durch

Vincapront® Retard

dient der einfachen Dosierung: b.i.d.

2 x 1 Kapsel täglich

INDIKATIONEN: Zur Behandlung und Unterstützung der Rehabilitation bei subakuten, intermittierend auftretenden und chronischen Zustandsbildern einer zerebralen Hypoxidose: Lokalisierte Formen mit vorwiegend neurologischen Symptomen, wie Halbseitenlähmung, Aphasien, Apraxien, Agnosien sowie mit psychovegetativen Störungen. Durch zerebrale Zell- und Gewebsschädigung hervorgerufene Psychosen. Bei vertebro-basilärer Insuffizienz, sowie bei vaskulär bedingten zerebralen Atrophien, soweit therapeutisch beeinflußbar. Im okularen Bereich: Embolien der Zentralarterien des Auges, akute Retinopathien und Durchblutungsstörungen der Netzhaut. Im Innenohr: Gefäßbedingte Durchblutungsstörungen, Menière'sche Krankheit und innenohrbedingte Schwindelanfälle.
VERTRÄGLICHKEIT: Vincapront weist eine gute Verträglichkeit auf. Vorübergehende Magen-Darm-Beschwerden wurden lediglich in seltenen Fällen beobachtet.
KONTRAINDIKATIONEN: Vincapront ist kontraindiziert bei intrakraniellen Tumoren und bei Steigerung des intrakraniellen Druckes, sowie bei Retinablutungen. Bei Krampfkrankheiten bestehen mit Vincapront noch keine ausreichenden Erfahrungen.
Vincapront sollte nicht bei Frauen im gebärfähigen Alter verschrieben werden, es sei denn, daß ein Schwangerschaftsrisiko ausgeschlossen werden kann.
BESONDERE HINWEISE: Die Basistherapie bei eingeschränkter Herz-Kreislauffunktion soll selbstverständlich beibehalten werden.
Es bestehen keinerlei klinische Hinweise auf Leberschädigung, dennoch sind bei Langzeitanwendung Leberfunktionsprüfungen anzuraten.
DOSIERUNG: Die Tagesdosis beträgt 40-80 mg, im allgemeinen 60 mg. Es empfehlen sich: bei 60 mg 2x 1 Kapsel Vincapront Retard oder 3x 1 Filmtablette Vincapront 20; bei 40 mg Tagesdosis: 4x 1 Filmtablette Vincapront 10, bei 80 mg Tagesdosis: 4x 1 Filmtablette Vincapront 20.
Die Kapseln bzw. Filmtabletten sind unzerkaut zu den Mahlzeiten einzunehmen.
ZUSAMMENSETZUNG: 1 Kapsel Vincapront Retard enthält 30 mg Vincamin. 1 Filmtablette Vincapront 10 enthält 10 mg, 1 Filmtablette Vincapront 20 enthält 20 mg Vincamin.
PACKUNGSGRÖSSEN:

Vincapront Retard	Vincapront 10	Vincapront 20
O.P. mit 20 Kapseln DM 33,50	O.P. mit 50 Filmtabl. DM 29,70	O.P. mit 50 Filmtabl. DM 53,75
O.P. mit 50 Kapseln DM 74,45	O.P. mit 100 Filmtabl. DM 54,75	O.P. mit 100 Filmtabl. DM 98,55
A.P. mit 5 x 50 Kapseln	A.P. mit 5 x 100 Filmtabletten	A.P. mit 5 x 100 Filmtabletten

© 1978 HEINRICH MACK NACHF., Chem.-pharm. Fabrik, 7918 Illertissen/Bayern

seit 1959 auf Retard-Präparate spezialisiert



770244

die sich explizit mit dem Anus beschäftigen, sondern auch jene, die sich mit Kot, Darmwind, Schmutz und Ungeziefer befassen. Da Freud, im Gegensatz zu Christoffel, die Harntriebhaftigkeit niemals grundsätzlich von der Analität getrennt hat, habe auch ich das „kleine" Geschäft zusammen mit den Versen über das „große" aufgeführt.

Zuerst der Block „Unten", präsentiert in steigenden Altersstufen, vom jüngsten bis zum ältesten Informanten:

(78)
Drunt in Erdberg
Is a Wirtshaus.
Sitzt a Mensch drin,
Hat a Filzlaus.

Kummt der Wachternatzl,
Spirrt's in Arbeitshaus,
Zwegn dera Filzlaus
Im Erdberger Wirtshaus.
(Wien 1971. K 5,1)

(3040)
Untn auf da Bruckn
Bleibt a Hochzeitswagn stehn.
D Braut, d steigt außi,
Weil's wischerln muaß gehn.
(Passau 1970. M 5,9)

(712)
Dort drunten an dem Brünnelein,
Da sitzet eine Maid.
Die wäscht sich ihre Füßelein,
Es war schon höchste Zeit.
(Hannover 1962. K 5,11)

(557 c)
Da unten bei den Eichen,
Da tun die Mädchen si-, sa-,
Saitenspiel und Vogelsang
Lauten schön und wär'n nicht lang.
(Basel 1966. K 12,1)

(3062)
Unten in dem Teiche
Schwimmt eine Mädchenleiche.
Ihr Arsch ist schon bemoost,
Na Kinder, dann mal Prost!
(Göttingen 1962. K 16,4)

Nun ein kleiner Auszug aus dem Block der „verschobenen" Verse, wo trotz des analen Gehalts die Handlung „auf dem Berge", „auf dem Acker" oder „oben im Böhmerwald" stattfindet:

(2300)
Da oben aufm Acker,
Da saßen drei Kacker.
Die hatten kein Papier
Und spielten am Klavier.

Da oben aufm Acker,
Da saßen drei Kacker.
Die nahmen die Finger
Und schmierten sich die Dinger.
(Wolfsburg 1965. K 5,8)

(1006)
Auf dem Berge steht die Kuh,
Klappt ihr Arschloch auf und zu.
Hinter ihr ein großes Schwein
Glotzt ihr in das Arschloch rein,
Glotzt ihr aus dem Arschloch raus –
Und du bist draus!
(Wolfsburg 1960. K 5,11)

(3058)
Oben im Böhmerwald,
Da wurd der Kaffee kalt.
Da hab ich reingefatzt,
Da ist der Krug zerplatzt.

Da kam die Mutter rein
Und sprach: „Du altes Schwein,
Wenn das noch mal passiert,
Kriegst du den Arsch rasiert!"
(Wolfsburg 1966. K 5,10)

(3029)
Auf dem Berge steht ein Haus,
Da stinkt es meilenweit heraus
Nach Pisse
Bis nach Wiessee.
(Wolfsburg 1965. K 5,8)

Ein hoher Prozentsatz dieser Verse benutzt die simple, aber bezeichnende Verkupplung einer Berufsschicht (Soldat, Pfarrer, Schneider, Kellnerin usw.) mit einer analen Tätigkeit. Weshalb gewisse Berufe von Kindern geliebt, verehrt und bevorzugt, andere dagegen gefürchtet und gehaßt werden, habe ich im dritten Band meiner „Studien" („Die Welt der Erwachsenen", Olten und Freiburg 1976) zu erklären versucht. Da diese Frage nicht zum Kernthema des vorliegenden Aufsatzes gehört, weise ich den interessierten Leser auf die dort versuchten Deutungen hin.

(972)
Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schneider Kikeriki.
Seine Frau, die alte Lerche,
Geht des Sonntags in die Kerche,
Hockt sich auf die letzte Bank,
Läßt'n Furz drei Meter lang.
(Münster 1964. M 4,8)

(1702)
Da drobe aaf der rauhe Alm,
Da ist der Teufel los.
Da zanke sich vier Schneider
Um aan Kartoffelkloß.

Der erste will ihn habe,
Der zweite läßt nicht los,
Der dritte fällt in'n Grabe,
Dem vierte platzt die Hos.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,1)

(974)
Obe aaf der rauhe Alm,
Was mache da die Schneider all?
Hier e Förzche, da e Fetzche,
Gibt scho wieder e Hosenlätzche.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,8)

(990)
Obe aaf der rauhe Alm,
Was mache da die Schreiner all?
Fresse Spän und scheiße Bretter,
Hei, das geht wie's Donnerwetter.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,8)

(991)
Obe uff der rauhe Alm,
Was mache da die Gärtner all?
Nehme's Dippche, scheiße 'nein,
Sage 's wär e Kaktus drein.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,11)

(3023)
Da drobn aufm Bergl
Ba da Hochalmplanka,
Da schoaßt a Sennrin
Mit an vafluchta Gstanka.
(München 1960. K 5,9)

(1850)
Obe aaf der rauhe Alm,
Was mache da die Brauer all?
Kinderbier, ausgesoffe, dünngeschisse,
Ausgekackt, vollgepißt, fortgeschmisse.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,8)

(3051)
Oben in dem großen Haus,
Da wohnt der Bäcker Hild.
Er steckt den Arsch zum Fenster raus
Und sagt: „Das ist mein Schild!"

Da kam ich schnell gelaufen
Und wollt die Semmel kaufen.
Da zog den Arsch er rein
Und sagt: „Der Arsch ist mein!"
(Wolfsburg 1970. M 5,10)

(987)
Obe aaf der rauhe Alm,
Was mache da die Metzger all?
Schweineblase, uffgeblase, eingeschisse,
Zugebunne, druffgepißt, fortgeschmisse.
(Frankfurt am Main 1969. K 4,8)

(3034)
Dort obn af der Alm,
Wo si d Hollastaudn biagt,
Dort scheißen zwoa Bauern,
Daß der Dreck davo fliegt.
(Salzburg 1970. K 5,10)

(3026)
Obn am Bergl,
Da steht ein Füselier,
Muß plötzlich kacken
Und hat kein Papier.
(München 1960. K 5,8)

(2133)
Da droben auf dem Berge,
Da steht ein Soldat,
Der traut sich nicht runter,
Weil er die Hosen voll hat.
(Hannover 1962. K 5,6)

Bei den phallischen (sechstes bis achtes Lebensjahr) und genitalen Versen (vom zwölften Jahr an) stellen die Synonyme für „Unten" (Tal, Teich, Fluß, Bach, Au, Brücke) meist die Geschlechtsteile dar. Daß diese Darstellung keine bewußte, keine gezielte ist, bräuchte unter Kinderanalytikern kaum betont zu werden. Da ich mich in der vorliegenden Arbeit aber an Musiker wende, soll die Tatsache, daß alle hier beschriebenen Vorgänge sich im Unbewußten abspielen, doch noch einmal hervorgehoben werden. Eben darin liegt ja der tiefgreifende Einfluß dieser Verse, deren hartnäckiges Überleben in einer Kindergeneration nach der anderen sich daraus erklärt, daß sie Verbalisierungen irrationaler psychischer Vorgänge sind.

Der Nichtpsychologe möge sich zur eigenen Überprüfung dieses Tatbestandes die Frage vorlegen, ob der rationale Inhalt der Verse nicht auch ohne Ortsangabe darstellbar gewesen wäre und ob es nicht gerade die Ortsangabe („Unten") ist, die „unter die Haut" geht und dadurch erst das Überleben der Zeilen ermöglicht. Ich halte es jedenfalls für wahrscheinlich, daß der Fortbestand dieser scheinbar

→

Die Weisse bei Tag

Die Blaue bei Nacht





Hustenreizstillend
und broncholytisch

Hustenreizstillend,
schleimhautabschwellend
und sedierend



Tussoretard®

Das Hustensedativum mit Sofort- und Langzeit-wirkung

Zusammensetzung:

1 TAG-Kapsel (weiß) enthält

Codeinphosphat	20 mg
Noscapin	50 mg
d, l-N-Methylephedrin-Hydrochlorid	30 mg

1 NACHT-Kapsel (blau) enthält

Codeinphosphat	20 mg
Noscapin	50 mg
Diphenhydramin-Hydrochlorid	50 mg

90 ml zuckerfreier, mit Sorbit gesüßter Saft enthalten

Codeinphosphat	120 mg
Noscapin	300 mg

Indikationen:
Akuter und chronischer Reizhusten,
Husten bei grippalen Infekten,
Husten bei akuter und chronischer Bronchitis,
Husten bei allergischen Affektionen.

Kontraindikationen:

Tussoretard-Kapseln
Zustände, die mit Einschränkung der Atemfunktion einhergehen; Langzeitverabreichung bei chronischer Obstipation; Hypertonie; Thyreotoxikose; schwere organische Herz- und Gefäßveränderungen; Prostatahypertrophie; Glaukom.

Tussoretard-Saft
Zustände, die mit Einschränkung der Atemfunktion einhergehen; Langzeitverabreichung bei chronischer Obstipation.

Zur Beachtung:
Die Reaktionsfähigkeit (z. B. im Straßenverkehr und Beruf) kann durch die blaue NACHT-Kapsel für mehrere Stunden nach der Einnahme beeinträchtigt sein.
Diese Wirkung wird durch gleichzeitigen Alkoholgenuß verstärkt.

Anwendung und Dosierung:

Tussoretard-Kapseln
Erwachsene und Jugendliche nehmen ab 14 Jahren morgens vor dem Frühstück 1 TAG-Kapsel (weiß) und abends vor dem Schlafengehen 1 NACHT-Kapsel (blau) ein.

Tussoretard-Saft
Erwachsene und Jugendliche nehmen ab 14 Jahren morgens vor dem Frühstück und abends vor dem Schlafengehen 1 Eßlöffel Saft; Kinder morgens vor dem Frühstück und abends vor dem Schlafengehen ab 1 Jahr 15–20 Tropfen Saft; ab 3 Jahren 30–40 Tropfen Saft (= ½ TL); ab 6 Jahren 1 Teelöffel Saft; ab 10 Jahren 1½ Teelöffel Saft ein.

Packungsgrößen/Preise:
20 Retardkapseln:
10 TAG-Kapseln (weiß) und
10 NACHT-Kapseln (blau) in
1 Packung DM 14,58
90 ml Saft DM 7,72



München 40

5547



Tagestranquilizer dürfen Reaktionen nicht verlangsamen. Zu keiner Zeit.

NEURONika®

der Tagestranquilizer für Tagesaktive

Zusammensetzung
1 Kapsel Neuronika enthält: 200 mg D, L-4-Methoxy-6-styryl-5, 6-dihydro-α-pyron (Cavain)

Eigenschaften
Neuronika wirkt psychotrop direkt über das zentrale Nervensystem (Formatio retikularis) sowie mittelbar somatotrop und begünstigt daher die Normalisierung des gestörten Vegetativums.

Neuronika ist ausgezeichnet verträglich.
Keine Gewöhnung oder Suchtgefahr, keine Bewußtseins-Einschränkung, keine Schläfrigkeit. Darum besonders geeignet in der Berufsverantwortung, im Straßenverkehr, in allen Alltagssituationen.

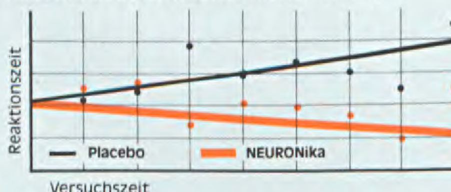
Indikationen
Zur psychischen Stabilisierung. Zur Behandlung der Antriebsarmut, Konzentrations- und Leistungsschwäche.
Bei Abgeschlagenheit und vorzeitigem Ermüden.
Zum Ausgleich der Stimmungslage bei Angst- und Spannungszuständen.
Zur Behandlung des Entziehungssyndroms nach Alkoholabusus.
Zur Normalisierung des gestörten Vegetativums.

Kontraindikationen
Keine bekannt.

Dosierungs- und Anwendungsweise
Wenn nicht anders verordnet, bis 3mal täglich 1 Kapsel unzerkaut mit etwas Flüssigkeit einnehmen.

Der Tagestranquilizer, der das Reaktionsvermögen jederzeit erhält.

Aus dem Institut für Arbeitsphysiologie der Techn. Universität München.
(Direktor Prof. Dr. med. W. Müller-Limmroth)
„Die Wirkung von Neuronika auf die motorische Reaktionszeit und die visuell-mentale Verarbeitungszeit".
Autoren: H. Krueger, W. H. Koll, Therapiew. 52/77



NEURONika beeinträchtigt nicht den Verlauf von Reaktionszeiten.

NEURONika wirkt nicht nur abschirmend wie herkömmliche Tranquilizer, sondern fördert zugleich die geistige Leistungsfähigkeit und hebt die Stimmungslage.

Besondere Hinweise
Die Wirkungen von Alkohol, Barbituraten und anderen Psychopharmaka können durch die Einnahme von Neuronika unerwünscht verstärkt werden.

Darreichungsformen und Packungsgrößen
Originalpackungen: 20 Kapseln DM 9,45
50 Kapseln DM 21,--

Ausführliche Informationen für den Arzt enthält das wissenschaftliche Basismaterial.

Literatur:

Kretschmer, W., Münchener Med. Wochschr. 4 (1970)
Kretschmer, W., Münchener Med. Wochschr. 14 (1974)
Kryspin-Exner K., Münchener Med. Wochschr. 36 (1974)
Scholing, W. E., Medizinische Klinik 72 (1977)
Müller-Limmroth, W., Therapiewoche 52 (1977)



München 40

sehr simplen, dieser in mancher Hinsicht geradezu kruden Reime nicht ihrem explizit sexuellen Inhalt, sondern ihrer implizit sexuellen Metaphorik zuzuschreiben ist.

(3044)
Untn im Tale,
Untn ban Eck,
Da san halt die Menscher
Und die Buam mehr keck.
(Salzburg 1970. K 12,2)

(3061)
Unten im Teich
Kann angeln arm und reich.
Wer ne gute Angel hat,
Kann fischen, bis er satt.
(Wolfsburg 1966. K 8,5)

(3054)
Dort unt in dar Au
Liagt da Mann af da Frau,
Liagt da Mann af da Höh,
Was sö tuan, woaß i eh.
(Salzburg 1970. M 11,10)

(3041)
Untn an da Bruck,
Da liagt d Menscha am Ruck,
Da wiad ean da kaisalich
Adla aufadruckt.
(Passau 1970. K 7,9)

(3039)
Unten an de Brück
Leegt'n Deern op de Rück,
Trekk de Röck bevor de Been –
Ick leup weg und kunnt nich sehn.
(Bremen 1965. K 7,10)

(3045)
Unten im Tale
Auf nem hölzernen Klotz,
Da sitzt meene Male
Und zeicht mir die Fotz.
(Berlin West 1960. K 7,11)

(1153)
Unten im Ausseertal
Soan dö Böttstadln schmal.
Muaß mi glei zuachi lögn,
Daß i nöt abi fall.
(Innsbruck 1970. K 14,1)

(3042)
Untn im Tal
Ba da Hollastaudn is gwen.
Da han i mei Pfahl
Ba da Hollapritschn einigebn.
(Linz 1975. K 15,5)

(3046)
Unten im Tale,
Da steht ne Fabrik,
Da werden die Meechens
Elektrisch gefickt.
(Berlin West 1968. K 13,7)

(3059)
Unten in der Fickanstalt
Werden die Menschen angeschnallt.
Automatische Schaltung –
Den Rest macht die Verwaltung.
(Berlin West 1968. K 16,7)

(3060)
Unten auf der Weser,
Da schwimmt ein Präser.
Oben auf dem Kanal,
Da schwimmt er noch einmal.
(Bremen 1965. K 13,9)

(3064)
Unten in Saarbrücken,
Da ist gut ficken.
Aber oben in Saarlouis –
Pfui!
(Saarbrücken 1968. Schul-Klo-Vers. Alter unbekannt)

Eine „Verschiebung von unten nach oben" (Freud) findet in jenen phallischen und genitalen Versen statt, die den „Berg" einerseits als Phallus, andererseits aber auch als Busen und schließlich als nach oben verschobenes Symbol der weiblichen Genitalien auffassen und dieser dreifachen Schubkraft ihr zähes Fortleben verdanken:

(1016)
Auf dem Berge Sinai
Macht ne Frau ne Rutschpartie,
Kriegt nen Splitter zwischen die Bein
Und fängt wie verrückt an zu schrein.
(Wolfsburg 1965. K 6,8)

(3053)
Obn in Sankt Florian
Fangt a neue Liabschaft an.
Untn in dem großn Haus
Is an altö Liabschaft aus.
(Linz 1975. M 7,3)

(3035)
Oben auf der Alm, da bläst der Wind.
Wer einen hat, der macht ein Kind.
Unten im Tal, da bläst kein Wind.
Wer keinen hat, der macht kein Kind
(Hannover 1962, K 13,1)

(3032)
Da oben auf dem Berge,
Da steht ein großes Haus,
Da leben tausend Zwerge,
Die sehen anders aus.

Die haben sieben Beine
Und eine fette Brust,
Und zwischen all die Beine,
Da hängt die Kokosnuß.
(Berlin West 1964. K 8,9)

(3052)
Obn bein Turm
Hams die Maderln zweit vurn.
Untn bei da Lindn
Hams d Maderln zweit hintn.
(München 1960. K 7,11)

(3028)
Oben aufm Feldberg, unten im Feldgraben,
Hosen runter, kein Wort sagen,
Hoch mit dem Rock, rein mit dem Schwanz,
Raus mit der Pauke, los mit dem Tanz!
(Wolfsburg 1966. K 16,2)

(3024)
Oben am Bergl
Hab i a Mensch petschiert.
Oben am Bergl
Hab i mei Gscham ruiniert.
(Salzburg 1970. K 16,8)

Wie bei den analen Versen fällt auch bei den phallischen und genitalen auf, daß sie sich gern an bestimmte Tätigkeiten anhängen, und zwar stets an die gleichen, offenbar stark genitalisierten Berufe: den Schuster, den Schneider, den Schornsteinfeger, den Pfarrer oder Mönch, den Soldaten, die Köchin, die Kellnerin, die Wirtin, die Müllerin, die Sennerin, die Prostituierte. Das geschieht genauso bei den kunnischen Lokalitäten (Tal, Haus, Mühle, Brücke, Fenster) wie bei den phallischen (Berg, Turm, Baum, „rauhe" Alm):

(3050)
Untn in dem kla Häuserl,
Da hams an schöns Gspaß.
Da sitzt a Schuasta drinna,
Schlagts Mensch üban Last.
(Linz 1973. K 12,2)

(3055)
Untn ba da Tannamühl
Tut der Bua halt, was er wüll.
D Müllarin laßtn übasteign
Üba eara Geign.
(Salzburg 1970. K 14,10)

(3043)
Unten im Tal,
Da ist's halt so Brauch:
Da vögelt der Pfarrer
Seine Köchin auch.
(Regensburg 1969. K 14,2)

(1256)
Unta da Bruck, üaba da Bruck
Hat da Pfarra d Köchin druckt,
Is ia in Bauch einigfahrn,
Hiatz hats an Schmarrn.
(Linz 1970. K 14,2)

(2071)
Da drunt auf da Bruck,
Da liagt a Mensch aufn Ruck.
A Karmeliter hats praxt,
Müaßt lacha, wannst es sagst!
(Passau 1970. K 14,9)

(654)
Drunt im Ratznstadl
Sitzt a saubars Madl,
Sitzt am Fenstabredl,
Zählt dö Zehnazedl.

Schreit an jedn nach,
Ob er pudern mag
Um a Zehnazedl
D ganze Nacht.
(Wien 1971. K 14,11)

(3047)
Unten im Tal ist's duster,
Da wohnt der alte Schuster,
Hebt dem Kind das Hemde hoch,
Stopft ihm schnell das kleine Loch.
(Berlin West 1960. K 7,10)

Bei den „verschobenen" Berufsversen findet die bereits beobachtete Verdoppelung der unterschwelligen Wirkung durch Übereinanderschichtung von Sexualsymbolen statt. Wie die Enkel Neptuns einst den Pelion auf den Ossa türmen wollten, so erkühnt sich der Kindervers, auf den phallischen Handlungsort, den Berg, zusätzliche Sexualsymbole zu türmen: männliche wie Fichte oder Schonstein, weibliche wie Haus, Kutte, Sattel, Brücke, Mühle, mannweibliche wie Hut, Schuh und Karussell. Man darf sich diesen Schichtungsprozeß – ich wiederhole es – aber nicht als bewußte Tätigkeit kindlicher Reimschmiede vorstellen, sondern muß sich vor Augen halten, daß gerade diese Aspekte der Verse aus dem Unbewußten schöpfen. Auch das Festhalten an denjenigen Zeilen, die das intensivste und konzentrierteste Überlappen von Sexualsymbolen aufweisen, entspringt keinem bewußten Prozeß. Befragt man

→

Jugendliche, die das Alter der Selbsterkenntnis erreicht haben, nach den Gründen ihres Interesses an bestimmten Versen, so wird meist nur der rationale Gehalt der Verse, also ihre explizit sexuelle Handlung erwähnt. Der implizit sexuellen Bedeutung des Handlungsorts und seiner Metaphorik sind sich nur die allerwenigsten Kinder und Jugendlichen bewußt.

(3037)
Da drobe aaf der rauhe Alm,
Da geht e Karussell.
Da raate zwölf Schnaader
Uff aane Mamsell.

Die hat aan klaans Löchel
Grad zwische de Baan.
Da stecke die zwölf Schnaader
Ihre Schwänzel naan.
(Frankfurt am Main 1969. K 13,0)

(579)
Auf dem Berg, da steht a Bua,
Der schaut dem Schornsteinfeger zua.
Aus dem Bua wird amal ein Mann,
Der alle Maderln fegen kann.
(München 1960. K 7,3)

(946)
Da obe aufm Feldberg,
Da steht ein Rekrut,
Hat's Mädchen im Arm
Und die Hand an der Futt.
(Frankfurt am Main 1969. K 13,11)

(3048)
Obers Bruck, unters Bruck
Hat da Pfarra d Köchin buckt.
Ear hat glacht, sie hat glacht,
Han an schean Buabn gmacht.
(Innsbruck 1970. K 14,3)

(3049)
Obn in dem großen Haus,
Da ziagns dö Buam nackad aus.
Dea oan großn hat,
Dea wird Soldat.
(Passau 1970. M 7,9)

(3033)
Dort obn af dar Alm,
Wo da Kuckuck schean singt,
Dort tanzt da Herr Pfarra,
Daß eam d Kuttn umspringt.
(Salzburg 1970. K 12,4)

(1248)
Dort drobn auf den hohen Berg,
Da heißts beim Goldnen Schua,
Da hat der Pfarrer d Köchin gfuchst,
Da komm i grad dazua.
(Graz 1971. K 13,2)

(3021)
Am Bergl bei den Hirten,
Auf der obern Leitn,
Da kann man d Frau Wirtin
In Sattl reitn.

D Frau Wirtin in Sattl,
D Köchin in d Hand,
D Kellnarin an Leitseil,
Schauagn ma weit ins Land.
(Salzburg 1970. K 15,8)

(3027)
Oben auf dem Berge
Beim Wirt zum Grünen Hut,
Da hams a schöne Kellnerin,
Die mitm Arsch wackeln tut.
(München 1960. K 13,7)

(2751)
Da obn aufn Bergl,
Da sitzn zwoa Schmied.
Der oani bschlagt Schwänz,
Der andri bschlagt Füd.
(Linz 1973. K 14,11)

(3022)
Da drobn am Bergl,
Da hams a Gspaß.
Da sitzt halt a Schuasta,
Schlagts Mensch üban Last.
(Salzburg 1970. K 13,11)

(650)
Auf der Alm,
Da gibts ka Sünd.
Da kriagt d Sennerin
Alloan a Kind.
(München 1960. K 13,3)

(2419)
Dort drobn auf da Alm,
Da steht a greana Feichtn.
Da genga d Buam
Zur Sennrin beichtn.
(München 1960. M 14,11)

(2748)
Da drobn am Bergl,
Da is koa Sennrin, dös i siach.
Druntn an der Donau,
Da is koa Mensch, dös i not kriach.
(Linz, 1970. K 13,10)

Die phallische Stufe ist, nach Freud, die eigentlich masturbatorische Phase der sexuellen Entwicklung des Menschen. Spätere masturbatorische Tätigkeiten sind meist Regressionen auf diese Stufe. Bei Freud dauert sie vom dritten bis zum fünften Lebensjahr an. In den Versen taucht sie mit der bereits erwähnten Verspätung von einem bis zu drei Jahren auf und schlägt sich vor allem in den Reimen der Sechs- bis Achtjährigen nieder. Aus Gründen, die mir noch nicht gänzlich klar sind, wird das Thema der Masturbation aber von einer weiteren Verspätung erfaßt: es tritt nur selten in den Versen der Sechs- bis Achtjährigen auf, übt dagegen aber eine geradezu obsessive Faszination auf die Zwölf- und Dreizehnjährigen aus und lebt auch noch von Zeit zu Zeit bei den Sechzehn- bis Siebzehnjährigen weiter, dort aber meist in ironischer und distanzierter Form. Auch die Oben/Unten-Verse fügen sich in dieses Altersschema ein, denn auch dort taucht das Thema der Masturbation meist erst bei den Dreizehnjährigen auf. (Siehe jedoch Zeile 4, 7 und 8 des Beispiels 2300, die möglicherweise bereits im fünften Lebensjahr masturbatorische Anklänge aufweisen).

(1210)
Da droben am Bergl,
Da sitzt a Kadett.
Hat's Hosatürl offa
Und putzt's Bajonett.
(Linz 1970. K 13,10)

(1254)
Dromat am Bergl,
Da steht a Kapelln.
Da felgt da Pfarra
A Wassabutelln.
(Wien 1971. K 14,7)

(1255)
Doat om afm Beagal,
Da steht a Kapän.
Da feglt a Saupfaff
A larö Putän.
(München 1960. K 14,8)

(3031)
Auf dem Bergl steht Hänschen,
Spielt sich am Schwänzchen
Mit Liebe und Eifer
Und kriegt ihn nicht steifer.
(Bayreuth 1964. K 16,4)

Die komplexe Natur der Symbolschichtung unter der Oberfläche einer simplen und kruden Sexualhandlung wird noch deutlicher, wenn wir jene Verse analysieren, in denen die Teilnehmer Tiere sind. Denn hier kommen zu den Symbolen des Handlungsorts noch die der Tiergattung hinzu. Jedem Folkloristen ist ja geläufig, daß gewisse Tiergattungen in der Mythologie, im Märchen, in der Fabel und im Volksvers gewisse Symbolwerte besitzen. Im Gegensatz zu den Symbolbedeutungen der Handlungsorte werden die der Tiergattungen meist auch bewußt wahrgenommen. Der Löwe ist tapfer, der Fuchs ist klug, die Taube ist friedlich, das Schwein ist dreckig. Über den Sexualstatus des Bullen, des Ziegenbocks, des röhrenden Hirschs brauchen wir keine Worte zu verlieren: jeder kennt ihn.

Nun gibt es aber auch eine Anzahl weniger bewußter Sexualassoziationen, die sich regional bedingt an bestimmte Tiergattungen anknüpfen, und gerade diese macht sich der Kinder- und Jugendvers zu eigen, wenn er mit äsopischer Unterschwelligkeit menschliche Sexualhandlungen durch Tiere oder durch zoophile Verbindungen zwischen Mensch und Tier darstellt. Werden solche Vorgänge nun in Landschaften hineinprojiziert, die ihrerseits bereits eine einfache, doppelte oder dreifache Symbolbedeutung besitzen, so entstehen Verse, deren oberflächliche Simplizität in einem dialektischen Verhältnis von äußerster Spannkraft zu den aufgeschichteten Sexualsymbolen steht.

(3036)
Obe aaf der rauhe Alm,
Da sitzt aan alter Uhu.
Der wackelt mit dem Ärschelein
Genau, mein Herz, wie duhu!
(Frankfurt am Main 1969. K 16,2)

→

Balkis.®



Saft und Kapseln

Zusammensetzung

Balkis® Saft

100 ml enthalten: Chlorphenamin 40 mg, gebunden an Ionenaustauscher (236,65 mg Polystyrol-divinylbenzol-sulfonsäure); Etilefrin 134 mg, gebunden an Ionenaustauscher (787 mg Polystyrol-divinylbenzol-sulfonsäure).
Apothekenpflichtig.

Balkis® Kapseln

1 Kapsel enthält: Chlorphenamin 6 mg, gebunden an Ionenaustauscher (29,5 mg Polystyrol-divinylbenzol-sulfonsäure); Etilefrin 20 mg, gebunden an Ionenaustauscher (97,46 mg Polystyrol-divinylbenzol-sulfonsäure).
Apothekenpflichtig.

Indikationen

Zur symptomatischen Behandlung von Erkältungs- und Heuschnupfen sowie Rhinitis vasomotorica.

Dosierung und Anwendungsweise

Balkis® Saft

Soweit nicht anders verordnet, nehmen jeweils morgens und abends ein: Erwachsene und Jugendliche 1 Eßlöffel; Kinder vom 7.–12. Lebensjahr 2 Teelöffel; Kinder vom 3.–6. Lebensjahr 1 Teelöffel; Kinder im 2. Lebensjahr 1/2 Teelöffel Saft. Bei besonders starkem Schnupfen kann diese Dosierung für Erwachsene und Jugendliche vorübergehend auf je 1 Eßlöffel alle 8 Stunden erhöht werden.

Die Flasche ist mit einem erprobten Kindersicherheitsverschluß versehen.

Balkis® Kapseln

Soweit nicht anders verordnet, nehmen Erwachsene und Jugendliche morgens und abends je 1 Kapsel unzerkaut mit etwas Flüssigkeit ein. Bei besonders starkem Schnupfen kann die Dosierung vorübergehend auf je 1 Kapsel alle 8 Stunden erhöht werden.

Nebenwirkungen, Begleiterscheinungen

Magenunverträglichkeit und Müdigkeit sind nur in seltenen Fällen beobachtet worden, können aber individuell unterschiedlich auch nach mehrtägiger Einnahme noch auftreten. Aufgrund des Etilefrin-Gehaltes können bei empfindlichen Patienten ventrikuläre Rhythmusstörungen, pektanginöse Beschwerden oder Herzklopfen ausgelöst werden. Gegebenenfalls ist die Dosis zu verringern.

Unverträglichkeiten und Risiken

Balkis® darf aufgrund seines Etilefrin-Gehaltes von Patienten mit einer der folgenden Erkrankungen nicht eingenommen werden: Thyreotoxikose (erhöhte Schilddrüsenaktivität), Phäochromocytom, Engwinkelglaukom und Prostataadenom mit Restharnbildung.
Bei Hypertonie oder Rhythmusstörungen sollte Balkis® (Etilefrinanwendung!) möglichst nicht bzw. vorsichtig dosiert eingenommen werden (Kontrollen des Blutdrucks und der Herzfunktion durch den Arzt!)

Unerwünschte Wechselwirkungen

Durch eine kombinierte Einnahme mit Guanethidin wird die sympathomimetische Wirkung von Etilefrin verstärkt.

Besonderer Hinweis

Dieses Arzneimittel kann auch bei bestimmungsgemäßem Gebrauch das Reaktionsvermögen so weit verändern, daß die Fähigkeit zur aktiven Teilnahme am Straßenverkehr oder zum Bedienen von Maschinen beeinträchtigt wird. Dies gilt in verstärktem Maße im Zusammenwirken mit Alkohol.

Hinweis für Diabetiker und Diät-Patienten

Balkis® Saft ist für Diabetiker geeignet. Von Patienten, die unter Diät stehen, sind pro 15 ml Saft (ca. 1 Eßlöffel oder 3 Teelöffel) 0,4 Broteinheiten für den Zuckeraustauschstoff Sorbit zu berücksichtigen. Balkis® Kapseln enthalten keine Kohlenhydrate.

Darreichungsformen und Packungsgrößen

Balkis® Saft

Packung mit 90 ml DM 5,70
Anstaltspackung mit 450 ml (5 x 90)

Balkis® Kapseln

Packung mit 10 Kapseln DM 5,70
Packung mit 20 Kapseln DM 10,45
Anstaltspackung mit 100 Kapseln

DOLORGIET
Arzneimittel Bonn/Bad Godesberg

9/78

(2457)
Sitzt an alts Weib
Aufm Bergl obn.
Hiatzt is eam a Heuschreck
A s Löch einö gflogn.

Sagts: „Liaba Heuschreck du,
Was fallt da denn ein?
Soll denn hiatzt mein alts Lo
Dein Grüllhäusl sein?“
(Linz 1973. M 13,7)

Die Krudität der Handlung solcher Kinder- und Jugendverse hat mich anfangs bedrückt, bis mir nach rund zehn Jahren des Sammelns klar wurde, daß es ja die Krudität der Erwachsenen ist, die von den Kindern entlehnt worden ist und gegen die sie sich wenden. Auch die gelegentliche Morbidität der Reime ist die Morbidität der Erwachsenen, auf die der Jugendliche hier reagiert. Jeder der Reime und Verse, die Gerda Grober-Glück „anstößig“ nennen würde, wendet sich gegen ein von Erwachsenen auferlegtes Verbot. Gäbe es kein Verbot, so gäbe es auch keinen Vers, der sich dagegen wehrt. Der „Anstoß“ liegt also nicht im Vers, sondern in der Umwelt; nicht beim Kind, sondern beim Erwachsenen.

Übernimmt das Kind eine bereits von Erwachsenen praktizierte Versform, so übernimmt es meist auch Teile des Inhalts, paraphrasiert sie aber oft und zersingt oder zerredet die ursprüngliche Bedeutung. Der Vers wird „unklar“, wird „mythisch“, wie das beispielsweise bei den alten, ursprünglich aus dörflichen Gemeinden stammenden Beispielen 654, 3032, 3041, 3049 und den neueren, wahrscheinlich in Industriestädten entstandenen Beispielen 3037, 3046, 3047 und 3059 bereits geschehen ist.

Erkennt der Liedforscher trotz der kindlichen Additionen und Subtraktionen den ursprünglichen („erwachsenen“) Prototyp des Verses, so hat es wenig Sinn, dies triumphierend als Beweis darzustellen, daß es kein echter Kindervers sei. Man sollte statt dessen herausfinden, weshalb *bestimmte* Erwachsenenverse von den Kindern und Jugendlichen übernommen, paraphrasiert und in ältere, „echte“ Kinderlieder integriert werden, während andere Erwachsenenverse, von denen die Eltern und Erzieher meinen, sie seien viel „verständlicher“ und deshalb „kindlicher“ (oder viel kindlicher und deshalb verständlicher) eben *nicht* übernommen werden.

Ich habe mich mit einem Teilaspekt dieser Frage auseinandergesetzt, nämlich weshalb *libidinöse* Erwachsenenverse von Kindern übernommen werden und welche *Entwicklungsstufen* der Libido hier mitspielen. Ein mindestens ebenso wichtiger Untersuchungsgegenstand ist aber die Frage, welche *sozialen* und *ökonomischen* Motive hier mitwirken. Auf diesem Grenzgebiet zwischen Volksliedforschung und Musiksoziologie liegen noch viele Felder brach.

Welches topische Corticoid kommt den Forderungen der Praxis näher?

1.: starke, zuverlässige Wirkung

2.: gute Verträglichkeit

3.: ein Minimum an Nebenwirkungen



8000 München 40

770248

Darum ist das Volkslied heute wieder so beliebt

Fast jeder dritte Deutsche singt oft, und zwei Drittel singen gelegentlich – nicht Schlager, nicht Chansons, sondern Volkslieder. Auch das Fernsehen bekennt sich jetzt stärker zur „Welle des Gefühls"

Als Regisseur Horst Deuter vom Saarländischen Rundfunk den Auftrag bekam, eine Fernsehsendung über deutsche Volkslieder zu machen, überlegte er „erst länger, ob man so was überhaupt machen soll". Er fürchtete: „Vielleicht bestätigt man dabei doch wieder nur Klischees." Inzwischen hat er sich hineingekniet und gemerkt, „was für ein Schatz da fürs Fernsehen brachgelegen hat".

Wie ihm erging es vielen „Machern" beim Fernsehen. Vielleicht aus einer gewissen Scheu des Intellektuellen vor der „Welle des Gefühls" reagierten sie mit Verzögerung auf eine Entwicklung, die die Zuschauer schon lang erfaßt hat. Nicht nur die Volksmusik feiert Triumphe, sondern auch das gute alte Volkslied entpuppt sich mit einemmal als Hit der Nation.

Die Plattenindustrie witterte den Trend zuerst, und aus den schwarzen Scheiben der Oberkrainer, Egerländer, Donauschwaben, die sie auf den Markt warf, wurden goldene. Zu den großen Namen der Volksmusik sind in den letzten drei Jahren zahllose neue Gruppen hinzugekommen. Vor allem, seitdem im ZDF „die Musik" kommt und kommt, und auch bei den „Lustigen Musikanten" das Einschaltbarometer beharrlich auf „Hoch" steht. Hans Roth, Erfinder der Serie „Die Musik kommt" zu FERNSEHWOCHE: „Das Publikum lechzt nach solchen Sendungen. Immer wieder werden wir gefragt: Weshalb kommt ihr nicht öfter? Und: Warum dauert es nur 60 Minuten?"

Die Volksmusik ist nicht nur in, man erweist ihr auch Reverenz. Roth: „Wenn Franzl Lang, einer der populärsten Jodler der Bundesrepublik, in einer Großveranstaltung auftritt, ist nicht nur der Saal zum Bersten voll, sondern die meisten Zuschauer sind auch so korrekt angezogen, als gingen sie zur Oper oder zur Operette. So etwas wäre vor zehn Jahren undenkbar gewesen."

Johanna Lang, Franzls Frau, erinnert sich: „Da hat man zu meinem Mann gesagt: Ihr seid doch der Kuhfladen der Nation." Seitdem hat Franzl Lang 22 LPs herausgebracht und kann stolz registrieren, daß der „Königsjodler", den Ernst Jäger für ihn schrieb, „schon fast zum Volkslied geworden ist".

Immer mehr junge Leute kommen zu den Sängerbünden

Alfred Artmeier, beim Bayerischen Rundfunk zuständig für „klassische" Volksmusik und in dieser Sparte zu seiner Freude seit zwei Jahren mit mehr Sendezeit bedacht, weiß, daß „das Mundartliche, das früher oft von der Seite angeschaut worden ist, momentan hoffähig ist. Der bayerische Ministerpräsident scheut sich nicht, zu einem Empfang eine gute Laiengruppe einzuladen."

„Der Trend geht vom Schlager zur volkstümlichen Musik und von da zur Volksmusik", sagt Wendelin Müller-Blattau, Professor für Musik an der Universität des Saarlandes, zu FERNSEHWOCHE. „Viele, die früher Songs und Chansons sangen, begeistern sich jetzt fürs Volkslied." Jedes Jahr stoßen fünf Prozent mehr Menschen zu den deutschen Sängerbünden und Chorverbänden, die jetzt bereits zwei Millionen Mitglieder zählen. Und – es kommen vor allem die jungen.

Auch die Mehrheit, die keinem Chor angehört, ist keine schweigende Mehrheit. Sie singt. Professor Ernst Klusen vom Institut für musikalische Volkskunde der Pädagogischen Hochschule des Rheinlandes ermittelte es bei einer Umfrage unter 1460 Deutschen, die keinem Gesangverein angehören. 28,9 Prozent von ihnen sagten: Wir singen oft; 64,7 Prozent: bisweilen. Und wenn, dann singen sie häufig Volkslieder





Mit den alten Liedern kommen auch die alten Zeichnungen zurück. Hier zwei Illustrationen von Ludwig Richter (1803 – 1884). Links: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus. Und rechts: Das Wandern ist des Müllers Lust

770249



Auf diese originelle Art hat Tomi Ungerer die Volksweise „Es war eine Mutter" illustriert (entnommen aus „Das große Liederbuch", Diogenes Verlag, 234 Seiten)

statt Schlager. Besonders bekannt und beliebt sind: Der Mond ist aufgegangen, Kein schöner Land, Am Brunnen vor dem Tore, Auf, auf zum fröhlichen Jagen, Der Jäger aus Kurpfalz. Die meisten Befragten kannten zwischen 20 und 50 Lieder, Frauen mehr als Männer, jüngere mehr als die älteren. Und das meistgekaufte Buch des vergangenen Jahres war kein Krimi und keine Porno-Postille, sondern ein Volksliederbuch, „Die Mundorgel".

Nun will der Saarländische Rundfunk „Deutsche Volkslieder aus fünf Jahrhunderten" auf ganz neue Art vorstellen (Dienstag, 24. August, 20.15 Uhr). Die Lieder werden mehrstimmig von drei Chören gesungen, die eigentlich gar keine Volkslieder singen: vom Alsfelder Vokalensemble (mit 45 Sängern), dem Collegium Musicum der Universität des Saarlandes (18 Sänger), und den Rosy-Singers (fünf Mitglieder).

Redakteur Hans-Bernhard Theopold studierte 3000 Liedtexte, die im Laufe der Jahrhunderte oft die Fassung änderten, und so wird manches Lied in einer Form vorgestellt werden, die vielen Zuschauern unbekannt ist. Wer weiß denn schon, daß die so heitere Weise von den drei Burschen, die „wohl über den Rhein" zogen, ursprünglich eine Schauerballade aus dem Dreißigjährigen Krieg war, in der die Burschen das Wirtstöchterlein vergewaltigen und ermorden, wofür sie dann aufs Rad geflochten werden.

Glas und Beton und Computertechnik sind nicht genug

Und der lustige Jäger, der „wohl in sein Horn" blies, war in Wirklichkeit kein anderer als Gott Wotan, und wenn der ins Horn stieß, war verloren, wer sich nicht sogleich zu Boden warf. Uralte Weisen, die vom Volksmund im Laufe einer langen Frist „zersungen" wurden, uns aber nach wie vor in ihren Bann schlagen.

Warum nimmt das Volkslied die Menschen heute vielleicht sogar stärker als ehedem gefangen? Professor Müller-Blattau: „Weil es etwas widerspiegelt, was in den Grundschichten der Seele immer enthalten ist und, mal mehr, mal weniger, nach außen drängt. Kein Wunder, daß in einer Nostalgiewelle, in der alte Möbel wieder Mode und alte Häuser wieder restauriert werden, auch das Volkslied zu neuen Ehren kommt. Man hat wohl gemerkt, daß das Supermoderne und rein Materialistische, all das, was in Glas, Beton und Computertechnik hergestellt werden kann, einen Bereich des menschlichen Daseins nicht berührt – den seelischen."

Daher kommt es, daß bei einem Ausflug, einer langweilig werdenden Party, der Siegesfeier des Fußballvereins plötzlich einer zur Gitarre greift und dann, wie Horst Deuter sagt, „nach einer halben Stunde fast nur noch Volkslieder gesungen werden".

Herbert Speckner